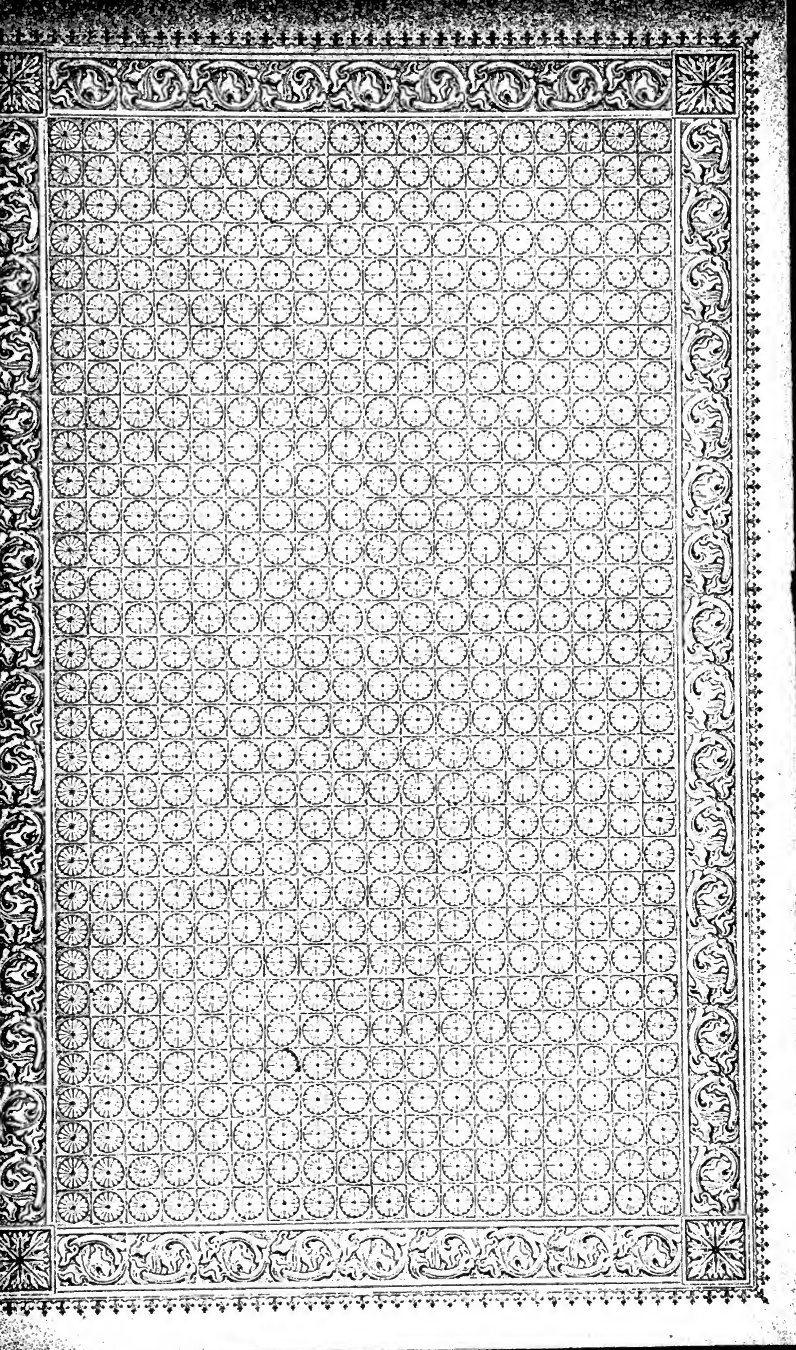
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

Jahrgang 1891. Band 4.







Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichniß.

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

———

Achtzehntes Kapitel.

In Kansas City war es, wo Oliva und Nicodemo sich von Lydia Rutherfield und dem Kapitain Durlach trennten. Ihre Pferde und Feldausrüstung hatten sie den beiden jungen Otoes anvertraut, die ihr vorläufiges Unterkommen bei den in der Nachbarschaft ansässigen Kansas-Indianern fanden. Zugleich waren sie dahin verständigt worden, ihre Bewegungen von den Rathschlägen des Kapitains abhängig zu machen.

Während Oliva und Nicodemo auf einem Dampfer nach St. Louis fuhren, hatten Maurus und Lydia, Letztere in Begleitung des schwarzen Nestor und Eva's, in einem Gasthause Wohnung genommen. Von hier aus fragte Maurus, auf einen durch seinen Diener zu überbringenden Brief sich beziehend, bei dem Colonel Rutherfield telegraphisch an, wohin er seine Tochter führen solle. Nach Ablauf einer Woche erhielt er die telegraphische Antwort, daß sein Kommando auf unbestimmte Zeit verlängert worden sei, um Lydia stromaufwärts nach der bei den Council-Bluffs gelegenen presbyterianischen Mission zu be-

gleiten; zuvor jedoch sollte er erst noch einen Brief abwarten. Vier Tage später traf dieser ein. In demselben erklärte der Colonel die Ursachen, weshalb er seine Tochter St. Louis fern zu halten wünsche. Auf der Mission lebte dagegen als Leiter derselben ein Verwandter seiner verstorbenen Frau; außerdem lag dieselbe so weit abwärts von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, daß er eine Ueberfluthung jener Gegend durch Heeresabtheilungen für ausgeschlossen hielt. Auf alle Fälle, die Möglichkeit seines Fallens eingerechnet, fand Lydia dort eine geeignete Zufluchtsstätte wenigstens auf so lange, bis die Verwerthung seines Grundbesitzes — die eingeäscherten Fabriken zählten nicht mehr mit — ihr eine gewisse Unabhängigkeit sichern würde. An Lydia, schrieb der Colonel ferner, hätte er einen besonderen Brief gerichtet, in welchem er sie über seine Pläne unterrichtete und des Weiteren auf Maurus verwies.

„Heimathlos ist ein verhängnißvolles Wort," erklärte Lydia klagend, nachdem Maurus die ihm übertragene Aufgabe vor ihr entwickelt hatte, „und wer weiß, ob der furchtbare Krieg mich Desjenigen nicht beraubt, der allein mir eine neue Heimstätte bieten kann. Er glaubte in seiner treuen väterlichen Fürsorge, Alles für mich gethan zu haben, indem er mir eine sichere Zukunft begründete, und das erleichterte es ihm, als früherer Offizier in edler Selbstverleugnung dem Vaterlande seine Dienste zu weihen. Wo liegt jetzt meine Zukunft? Doch wie Gott will. Das unerschütterliche Vertrauen, welches mein Vater dadurch bewies, daß er Sie zu meiner Rettung aussandte, bringe auch ich Ihnen entgegen. Bestimmen Sie die Stunde, und ich bin zum Aufbruch bereit." Sie reichte Maurus die Hand, welche dieser ehrerbietig an die Lippen hob. Wohl standen ihm ermuthigende Worte zu Gebote; aber sein Herz blutete, als er das schöne Mädchen hoch aufgerichtet vor sich stehen sah,

entschlossen, sich von ihm führen zu lassen, wohin auch immer es sein mochte, mit ihm alle ferneren Erfahrungen zu theilen, ob gute oder böse, ohne zu klagen oder mit dem Geschick zu hadern. Mit Allem war sie einverstanden, was er rieth und verfügte; sie kannte keine Einwendungen, keine Zweifel.

Zunächst drang Maurus auf schleunigen Aufbruch, zumal er den Eindruck gewonnen hatte, daß, wie St. Louis, auch die Stadt Kansas von secessionistischen Elementen, obwohl in geringerem Maße, durchsetzt sei. Er wußte daher nicht, wem er trauen, wem er mit Argwohn begegnen sollte. Am wenigsten ahnte er, daß Quinch, dieser verworfene, raubgierige Bandenchef, Freunde besaß, die um seinen Plan, sich der Tochter des Colonels Rutherfield zu bemächtigen, wußten und sie daher in seine Gewalt zu spielen trachteten. Noch weniger konnte Maurus ahnen, daß zu derselben Stunde, in welcher die telegraphische Nachricht des Colonels eintraf, ein berittener Bote die Stadt verließ, um eine Abschrift derselben in Eilmärschen Quinch zuzutragen.

Seit zwei Tagen befanden Rutherfield's Briefe sich im Besitz der beiden Gefährten, und die Sonne lugte eben erst über die spätsommerlich farbenreiche Landschaft und den gelbwirbelnden Missouri, als Maurus an Lydia's Seite ohne Angabe seines Zieles die Stadt verließ. Ihnen folgten Nestor und Eva, zwei beladene Packthiere mit sich führend. Außerhalb der Stadt gesellten Schahoka und Schinges sich zu ihnen. Auch sie hatten sich mit einem Pferde versehen, welches ihre geringen Habseligkeiten trug. Den auf dem Missouriufer hinlaufenden Pfad wählten sie zu ihrem Wege, und als die Sonne erst heißer vom Himmel niederbrannte, da lag die Stadt weit hinter der zweiten Strombiegung. Die Dauer der Reise erfuhr dadurch eine Abkürzung, daß sie folgenden Tages Gelegen-

heit fanden, sammt ihrer ganzen Ausrüstung an Bord eines Dampfers zu gehen. Derselbe lief indessen nicht über die Stadt St. Joseph hinaus, wo noch etwa sechs mäßige Tagereisen sie von ihrem Ziel trennten. Das Wetter begünstigte sie, und da Nestor und Eva ihre junge Herrin mit patriarchalischer Zärtlichkeit bedienten, Ueberanstrengungen aber nicht gefordert wurden, entwich die Zeit verhältnißmäßig schnell. Fand Lydia doch auch in Maurus einen Begleiter, der befähigt war, auf jedes Gespräch mit ihr einzugehen, sie zu fesseln durch seine unerschöpflichen Schilderungen aus fernen Landen, wie aus den mit ihrem Vater durchlebten Kriegszeiten.

So waren die Reisenden allmählig bis dahin gelangt, wo sie die Tagesmärsche bis an ihr Endziel zu berechnen vermochten. Der gelbe Strom hatte bei ihrem Vorrücken einen immer wilderen Charakter angenommen. In dem breiten, von Hochebenen begrenzten Thale wand er sich ungestüm einher, fortgesetzt in Arbeit, in heftigem Andrange sein Bett zu verändern. Auf der einen Seite das sandige Erdreich zuweilen sogar bis an die Abhänge der Hochebene fortreißend, trug er es nach dem jenseitigen Ufer hinüber, um daselbst neue Bodenflächen zu bilden. Hier und dort setzten die Fluthen auch, vielleicht durch gestrandetes Treibholz bedingt, ihre schwereren Bestandtheile in der Mitte des Stromes ab, um kleinere und größere Sandbänke über den Wasserspiegel hinauswachsen zu lassen. Weidendickichte, untermischt mit üppig emporschießenden Waldbäumen, bekleideten sie binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit, und die Inseln waren fertig. Wie sie entstanden waren, riß der launenhafte Strom andere, wie beiläufig geschaffene Eilande wieder auseinander, um sein Werk auf einer anderen Stelle von Neuem zu beginnen. So geschah es auch, daß er unabläßig schwere Holzlasten auf seinem Rücken einherschleppte. Was er in

dem einen Jahr von der Uferwaldung nicht abzulösen und zu entführen vermochte, das untergrub und lockerte er wenigstens, um es im darauf folgenden mit leichter Mühe als gute Beute in seinen Schoß sinken zu lassen. Ein seltsamer, tückischer Strom, der Missouri! Kein Verlaß auf ihn, mag er immerhin zu Zeiten das glatte unschuldige Gesicht eines durchtriebenen Heuchlers aufsetzen. —

Ein überaus lieblicher, sonniger Nachmittag war es, als die Reisenden auf dem rechten Ufer in der Nähe der Mündung des Nebraska oder Flachen Flusses eintrafen. Da sie, um über diesen Strom hinüber zu gelangen, gezwungen waren, eine Strecke an demselben hinaufzuwandern, wo eine Furt das Kreuzen erleichterte, beschloß Maurus in dem von den beiden Strömen gebildeten Winkel den folgenden Morgen zu erwarten. Auf einer Lichtung des bewaldeten Thales in der Nähe des Ufers wurde das Lager aufgeschlagen. Während Eva sich mit der Zubereitung des Mahles beschäftigte, schnitt Nestor Zweige, um in Ermangelung eines Zeltes gewohnter Weise eine Laube für Lydia herzustellen. Schinges hatte es übernommen, in mäßiger Entfernung stromabwärts auf einem Wiesenstreifen die Pferde zu pflöcken, wogegen Schahoka sich auf den Weg begab, um vielleicht ein Stück Wild zu erlegen. Schon nach kurzer Zeit kehrte er in Schinges' Begleitung zurück. Nachdem sie Nestor streng gerathen hatten, zur Unterhaltung des Feuers nur ganz trockenes, keinen Rauch erzeugendes Holz zu verwenden, entfernten sie sich alsbald wieder.

Maurus und Lydia hatten sich in der Nähe des abschüssigen Ufers auf einem umgebrochenen altersmorschen Baumstamm niedergelassen. Ueber sich die breitverzweigten Wipfel mehrerer Pappelweiden, erfreuten sie sich der Aussicht über den gegen fünfundzwanzig Fuß tiefer gelegenen Stromspiegel und die jenseitige Thalerweiterung, die in

der Ferne von den Abhängen der Hochebene wie von einer Hügelkette begrenzt erschien. Bis dorthin wechselten höhere und niedrigere Waldstreifen mit umfangreichen Lichtungen. Es war eine Wiederholung des Bildes, welches hinter ihnen in einem kleineren Rahmen gefaßt war. Der Missouri, obwohl bei niedrigem Wasserstande, gurgelte und sprudelte melancholisch zu ihren Füßen, indem er unermüdlich die nachgiebige Uferwand benagte. Sonst ruhte es wie stiller Friede auf der weitgestreckten Landschaft. Leben schufen nur die abwärts treibenden Wirbel, die zwischen dem Geäst größerer Holzriffe hindurchschäumenden Fluthen, vereinzelte Baumstämme, die sich gemächlich davontragen ließen, und andere, die, mit dem Wurzelende auf dem Grunde gleichsam verankert und dem Druck der Strömung unterworfen, in unabläßiger Bewegung das Spiel lächerlich eifriger, sogenannter Taucher und Säger veranschaulichten.

„Alles so grün, so sonnig und geschmückt mit gelben und braunen Herbstlichtern,“ bemerkte Lydia im Laufe des Gesprächs schwermüthig, während ihre Blicke in die Ferne schweiften. „In seiner träumerischen Stille und Vereinsamung erinnert es in mancher Beziehung an die Schilderungen der ersten Ansiedler am Susquehanna oder den Süßwasserseen, bei deren Lesen geheimnißvolle Schauer mich durchrieselten. Aehnliche Empfindungen beschleichen mich jetzt. Und so erfordert es keine übermäßig lebhafte Phantasie, nach jenen Vorbildern sich geistig in die fern liegenden Zeiten zurückzuversetzen.“

„Eine natürliche Regung,“ pflichtete Maurus bereitwillig bei, „sie wird gezeitigt durch die uns umringende tiefe Ruhe der Natur. Um so mehr, als nicht, wie bei jenen ersten Ansiedlern, der Gedanke an die Möglichkeit stört, daß, während wir sorglos zu einander sprechen, grausame Feinde uns beobachten, jeden einzelnen unserer

Schritte überwachen und nur auf die Gelegenheit harren, von Anderen erlittene Unbilden an uns zu rächen. Denn was in der Nachbarschaft der Mission lebt, sind Stämme, die im Verkehr mit den Weißen stets große Friedfertigkeit an den Tag legten."

„Ich gebe meiner Phantasie weiteren Spielraum," erwiederte Lydia zweifelnd, „und frage: können sie nicht zur Zeit, wie so manche andere eingeborene Nationen, das Kriegsbeil ausgegraben haben und zu den barbarischen Gewohnheiten ihrer Väter zurückgekehrt sein? Ich erlebte zu viel in den jüngsten Tagen, um mich gänzlich von düsteren Bildern lossagen zu können."

„Das geschah sicher nicht," betheuerte Maurus heiter überzeugend, „die Stämme, auf welche ich mich bezog, leben zu weit abwärts von den Gefilden, wo die Kriegsfurien ihre Fackeln schwingen. Hätten sie aber in der That den Kriegspfad betreten, so ständen sie, wie unsere Otoes, unzweifelhaft auf Seiten Derjenigen, von welchen sie seit einer langen Reihe von Jahren nicht zu unterschätzende Vortheile genossen. Wie ich hörte, werden Sie auf der Mission wie in deren Nachbarschaft hinlänglich Gelegenheit finden, sich von deren Harmlosigkeit zu überzeugen."

Ein Schuß dröhnte, durch die Entfernung gedämpft, aus der Richtung des Uebergangspunktes des Nebraska herüber.

„Unsere braunen Freunde scheinen mit ihrer Jagd Erfolg gehabt zu haben," schaltete Maurus ein, fügte aber alsbald, gleichsam unwillkürlich, zweifelnd hinzu: „Sie müssen sich sehr beeilt haben, um innerhalb der kurzen Zeit so weit zu gelangen. Eine halbe Stunde Weges beträgt es bis dahin, wo der Schuß abgefeuert wurde."

Lydia, vielleicht durch den Ton seiner Stimme betroffen, sah befremdet zu ihm auf. Maurus gewahrte es, lachte

sorglos und sprach erzwungen gleichmüthig: „Ich wollte nur andeuten, daß man durch die über den Prairien lagernde Atmosphäre sehr leicht über die Entfernung eines Schalles getäuscht wird —"

„Jemand kommt!" rief Nestor von dem Küchenfeuer herüber, und als Maurus und Lydia sich nach ihm umkehrten, gewahrten sie, daß er aufmerksam stromabwärts in das Gehölz hineinspähte. „Jemand kommt!" wiederholte er zuversichtlicher, „er hält die Fährte, die von unseren Gäulen gebrochen wurde."

Gleichzeitig unterschied Maurus den Hufschlag eines einzelnen Pferdes und das Geräusch, mit welchem es sich durch das den Pfad beengende Gesträuch Bahn brach.

Kurze Zeit herrschte das Schweigen einer lebhaften Spannung. Alle Blicke waren auf die Stelle gerichtet, auf welcher der Fremde im Freien erscheinen mußte. Dann noch einige Sekunden, und das Gebüsch schloß sich hinter einem Reiter, dessen verschlissener Lederanzug sammt ganzer Ausrüstung einen westlichen Jäger kennzeichnete. Um den ihn auf dem engen Pfade hindernden Zweigen leichter begegnen zu können, trug er seine lange Kentuckybüchse auf der Schulter. Vom Sattelknopf hing auf jeder Seite eine straff gefüllte Ledertasche nieder, während hinter ihm auf der Kruppe des hageren, jedoch augenscheinlich zähen und ausdauernden Pferdes eine in Mantelsackform zusammengeschnürte wollene Decke festgeschnürt worden war. Daran gewöhnt, mit nicht mehr Hilfsmitteln, als diejenigen, welche er seinem Thier, ohne es zu überlasten, aufbürden durfte, die westlichen Wildnisse zu kreuzen, prägten sich auf seinem sonnverbrannten Gesicht mit dem verwitterten Bart und dem wilden gelbblonden Lockenhaar so viel heitere Zufriedenheit und frischer Lebensmuth aus, als ob er im Kreise leichtfertiger Kameraden sich an einem kräftigen Trunk betheiligt hätte, und wohl mehr noch. Denn Der-

jenige, der sein Pferd sorglos auf das ein gutes Mahl verheißende Feuer zulenkte, war kein Anderer, als Kit Andrieux selber, der sich augenscheinlich überglücklich schätzte, den Aufenthalt in der beängstigenden Stadt wieder mit den heimischen Wildnissen vertauscht zu haben. So empfingen Maurus und Lydia auch den günstigsten Eindruck von seiner ganzen Erscheinung, in welcher sich neben trotzigem Selbstbewußtsein ein hoher Grad von Gutmüthigkeit verrieth. Es fesselte sie sein offener, ruhiger und doch seltsam scharfer Blick, wie die zuversichtliche Haltung, die so himmelweit verschieden von der knabenhaften Unselbstständigkeit, mit welcher er im „Lustigen Rekruten“ in seiner Unbeholfenheit bald hier, bald dort anstieß und genug zu thun hatte, da, wo die Redegabe zum Schlichten plötzlich auftauchenden Haders nicht ausreichte, mit den Fäusten, sogar dem Messer ein wenig nachzuhelfen. Und so war es beinah ein Wunder zu nennen, daß er mit heiler Haut aus St. Louis entkommen war, nebenbei mit einer Tasche voll der geliebten Dollars, die er aus seinem Pelzwerk löste.

„Besten Gruß euch Allen!“ rief er munter aus, indem er Nestor die Büchse reichte, den am Halse seines Pferdes befestigten Lasso auseinanderrollte und zur Erde warf. Er schwang sich aus dem Sattel, zäumte sein Thier ab, ihm durch einen leichten Schlag zu verstehen gebend, daß es sich frei bewegen möge, worauf er fortfuhr: „Und nochmals guten Gruß Allen miteinander, und verdammt will ich sein, wenn's eine zweite Mähre der meinigen nachthut. In sieben Tagen schaffte sie's von Kansas City bis hier herauf, und obenein bei 'nem Futter, wobei der bescheidenste Esel hätte zu Grunde gehen müssen.“

Er reichte Lydia vertraulich die Hand, demnächst Maurus, worauf er deren Einladung, es sich bequem zu machen, mit der Erklärung beantwortete: „Es ist sonst

nicht meine Art, an Bequemlichkeit zu denken, bevor der Gaul sich komfortabel fühlt, und drei Tage wollt ich gern mit 'nem Stück steinhart gedörrten Büffelfleisches vorlieb nehmen, könnt' ich dem Thier dafür ein halb Dutzend Maiskolben auftischen, die ich bei euch sicher vergeblich suche. Hol's der Henker! Wo nichts ist, ist nichts, und bevor ich ihm den Sattel von dem heißen Rücken nehme und 'nen Trunk verabreiche, muß es ordentlich abdampfen. Bin nämlich geritten wie der leibhaftige Satan hinter 'ner armen Seele, um euch einzuholen; denn nach den Fährten zu schließen, die ich heute früh aufnahm, konntet ihr nicht viel weiter gekommen sein, als bis hierher. Ist's aber den Herrschaften angenehm und recht, so übernachte ich bei ihnen, da mögen wir morgen den Nebraska gemeinschaftlich kreuzen und die Reise nach den Council-Bluffs fortsetzen."

„Nicht nur angenehm, sondern auch dankbar sind wir Ihnen für die Begleitung," versetzte Maurus, welchen das freimüthige derbe Wesen des redseligen Fallenstellers ergötzte und immer mehr für ihn einnahm, „sind in diesem Theil des Landes auch keine räuberischen Ueberfälle zu befürchten, so reitet man doch lieber zu Sieben, als zu Sechsen."

„Recht so, Mann," bestätigte Kit, und er lachte belustigt, jedoch in einer Weise, daß Maurus schärfer auf ihn hinsah, „der Teufel hat zuweilen sein Spiel, daß Einem das Raubgesindel unter den Händen aus dem Erdboden wächst — die Lady da braucht deshalb nicht zu erschrecken. Denn geredet muß werden, gleichviel, ob's 'nen festen Hintergrund hat, oder die Zunge rostet Einem an den Zähnen fest, wie 'n Spannnagel in feuchtem Holz."

Anstatt auf Maurus' Einladung neben ihm auf dem Baumstamm Platz zu nehmen, warf er sich gemächlich vor den beiden jungen Leuten auf den Rasen, und wie um

die nicht oft gebotene Gelegenheit zum Sprechen gehörig auszunutzen, fuhr er leichtfertig fort: „Nebenbei ist's ein Vortheil, beim Plaudern sich gegenseitig in's Angesicht zu schauen, und das soll man bleiben lassen, sitzt man seitlängs von einander. Und nochmals, schöne junge Lady, muntern Sie sich auf; denn wäre nur 'n Strohhalm Gefahr vorhanden, so hätten Sie verdächtige Spuren kreuzen müssen — und es gibt ja ungeschlachtes Pack, das sich den Henker d'rum schert, wie tief die Hufe ihrer Mähren sich in's Erdreich eingraben oder wessen Augen sich d'rauflegen. Verdammt! sie denken eben, wenn ihrer zwanzig und mehr beisammen sind, kann die ganze Welt ihnen nachpfeifen; aber ich vermuthe, von Fährten bemerkten Sie nichts unterwegs."

„Nichts," betheuerte Maurus, „und die beiden Otoes, die uns begleiten, ließen doch keinen Fußbreit des Thales zwischen dem Missouri und der Hochebene außer Acht."

Andrieux lachte herzlich und blinzelte Maurus in einer so seltsam verschmitzten Weise zu, daß dieser sich dadurch tief beunruhigt fühlte. Was in ihm vorging, las Andrieux unzweifelhaft aus seinen Zügen, denn er bemerkte unschuldig grinsend: „Was wollen Sie denn weiter? Keine Spur weit und breit, sie möchten denn einige Meilen von hier oben auf der Ebene zu finden sein; außerdem im Bereich zweier Tagereisen die Council-Bluffs vor uns — verdammt, da gibt's keine Ursache, ängstlich darein zu schauen, wie die liebliche junge Lady da. Aber Sie redeten von den Otoes — die muß ich nämlich kennen — ich rechne, die sind nach 'nem Stück frischen Fleisches aus. Auch hörte ich 'nen Schuß aus der Richtung der Furt. Hoffentlich hat der Bursche, der ihn abfeuerte, dabei die Nase gerade gehalten."

„Sie gingen in der That am Nebraska hinauf," versetzte Maurus, sich ebenfalls einer gewissen Sorglosigkeit

im Ausdruck befleißigend, „erlegten sie wirklich ein Stück Wild, so werden wir wohl noch eine Weile warten müssen, bevor sie zurückkehren.“

Die braune Eva erschien und meldete, daß das Mahl angerichtet sei.

„Auch für unseren Gast?“ fragte Lydia fürsorglich.

„Auch für ihn, Miß Lydia, und besäße er Appetit wie der größte Walfisch unter der Sonne,“ hieß es stolz zurück.

„Ich hoffe, Sie lehnen die Einladung, sich an unserem Mahl zu betheiligen, nicht ab,“ wendete Lydia sich freundlich an Andrieux.

„Noch soll ich zum ersten Mal ein nahrhaftes Gericht ausschlagen, nachdem ich meine acht Stunden ritt, ohne mehr als ein Viertelpfund gedörrtes Wildfleisch über die Zähne geschoben zu haben,“ erklärte Andrieux, dessen gute Laune mit jedem neuen Wort, welches Lydia sprach, zu wachsen schien. „Zuerst aber das liebe Vieh; hernach komme ich erst an die Reihe. Warten Sie daher nicht auf mich, wenn Sie mir 'ne Güte erweisen wollen, oder es packt mich 'ne Unruhe. Speise ich ein Viertelstündchen später, mundet's um so besser,“ und eine Erwiederung nicht abwartend, schritt er nach dem Feuer hinüber. Dort zog er ein glimmendes Reis aus der Gluth, setzte seine Pfeife in Brand und gemächlich begab er sich zu seinem Pferde, um es unter fortgesetzten Komplimenten und Schmeichelworten abzusatteln. Nachdem er es unter Nestor's Beihilfe, der mittelst eines an langer Leine befestigten Blecheimers Wasser aus dem Strome heraufholte, getränkt hatte, verschwand er mit ihm in der Richtung, aus welcher er gekommen war, um es den anderen Pferden beizugesellen.

Nach dem Lager zurückkehrend, wählte er zu seinem Wege den kaum bemerkbaren Pfad, der beinahe hart am

Uferrande hinführte. Dort war er plötzlich abermals ein Anderer geworden. Nicht mehr leichtfertig schaute er darein, wie kurz zuvor, oder mit dem Trotz eines gereizten Stiers, wie einst im „Lustigen Rekruten“, sondern eigenthümlich ernst und überlegend. Zugleich schienen die Blicke seiner wasserblauen Augen die Schärfe derer eines Falken angenommen zu haben. Aufmerksam betrachtete er eine bewaldete Insel, welche sich eine Strecke stromabwärts aus dem Missouri erhob. Nicht minder gespannt prüfte er die Strömung, die, vom jenseitigen Ufer schräge herüberstehend, vor ihm die steile Uferwand traf, eine Strecke an ihr hinglitt und dann die Richtung nach der Insel hinüber einschlug. Endlich sah er während des langsamen Einherschreitens, wie deren Werth abschätzend, nach den Treibholzmassen hinüber, welche in dem stillen Wasser unterhalb der Nebraskamündung gestrandet waren und bei dem niedrigen Wasserstande, gebleichten Riesenskeletten ähnlich, hoch über den Stromesspiegel emporragten. Was dabei in seinem Kopfe vorging, wäre schwer zu errathen gewesen. In seinen verwitterten Zügen prägte sich wenigstens nichts Anderes aus, als jene Befriedigung, wie sie der Ackerbauer zur Schau tragen mag, wenn er die Blicke über seine verheißenden Saatfelder hinschweifen läßt. Erst als er die Lichtung wieder betrat und daselbst Lydia's anmuthiger Gestalt ansichtig wurde, beherrschte eine Anwandlung von Bedauern flüchtig sein Antlitz, um indessen alsbald vor dem Ausdruck fröhlicher Laune zu weichen.

Obwohl Lydia und Maurus ihr Mahl beendigt hatten, saßen sie noch auf den zusammengerollten Decken vor den auf dem Rasen geordneten Blechschüsseln. Unwillkürlich suchten Beide die Augen Andrieux'. Dessen einzelne Bemerkungen, obgleich wie beiläufig hingeworfen, hatten dennoch ein gewisses Unbehagen hinterlassen, welches durch sein munteres Wesen nicht ganz verwischt werden konnte.

„Der Gaul wäre besorgt," sprach er, indem er vor ihnen niederkauerte und auf Lydia's freundlichen Zuspruch unter den frisch für ihn aufgetragenen Speisen aufzuräumen begann, „so gut besorgt, wie's in dieser gesegneten Wildniß überhaupt nur möglich ist. Da würde ich Ihrer Gastfreundschaft wenig Ehre erweisen, wollte ich's 'nem zimperlichen Schulmädchen nachthun, das seine Kinnbacken weiter auseinander zu reißen scheut, als daß gerade ein geröstetes Maiskorn über die Zunge gleiten kann," und durch die That bewies er die Wahrheit seiner Behauptung. Doch gut wie die Speisen ihm munden mochten, immer fand er noch Zeit, das Gespräch mit seinen Gastfreunden im Fluß zu erhalten.

„Mit einem Unbekannten zu Tische zu sitzen, halte ich nicht für vereinbar mit den Gesetzen der allergeringsten Höflichkeit," erklärte er auf seine Art zuvorkommend, ohne die Thätigkeit der beiden weißen Zahnreihen einzuschränken, „mein Name ist nämlich Kit Andrieux, meines Zeichens bin ich Trapper, und wenn ich irgend etwas in der Welt bedaure, so ist's die Aussicht, daß es nicht allzu lange dauert, bis die Eisenbahnen Sonntagsjäger — mögen sie Alle zur Hölle fahren — haufenweise in unsere Jagdgründe tragen, und die letzten Otter und Biber sich in 'nen heimlichen Winkel verkriechen und vor Scham sich selber das Leben nehmen."

„Und ich heiße Durlach," erwiederte dieser ergötzt, „Kapitän Maurus Durlach, und hier habe ich die Ehre, Ihnen Miß Lydia Rutherfield vorzustellen, womit ich meinerseits ebenfalls die Pflichten der Höflichkeit erfüllt zu haben glaube."

„Durlach?" versetzte Andrieux, und muthwillig grinste er dem auf seinem Teller liegenden Fleisch zu, „ich mein', diesen Namen heut nicht zum ersten Mal zu hören. Doch was liegt an Namen? Hauptsache ist, daß deren

Träger ehrliche Leute sind. Ich bin übrigens erstaunt, daß Ihre Otoes noch nicht zur Hand sind. 's ist sonst nicht braunen Mannes Art, sich fern zu halten, wenn eine saftige Hirschkeule im Tiegel schmort."

„Ich hoffe, sie fanden zu längerem Säumen keine andere Ursache, als daß sie an der Beute schwer zu tragen haben," bemerkte Maurus, in wachsender Unruhe das Gesicht des rauhen Fallenstellers aufmerksam prüfend.

„Immerhin der denkbar feinste Grund," erwiederte dieser gelassen, „es gibt aber auch andere Ursachen. So erlebte ich schon, daß Einer gar nicht heimkehrte und geholt werden mußte, weil er sich den Fuß verstauchte — aber bei Gott, Mann, ein schönes Stück Fleisch hier das; zart und saftig, als ob das Thier, dem's von der Karkasse heruntergeschnitten wurde, mit den schönsten Eicheln gemästet worden wäre. Will den Otoeschlingels nur wünschen, daß der Schuß ihnen nichts Schlechteres in die Hände lieferte," und abermals grinste er vergnügt vor sich hin.

Doch so viel er grinsen, so lustig die Scherzreden von seinen bärtigen Lippen fließen mochten, es gelang ihm nicht, die heimlichen Besorgnisse zu verscheuchen, welche er wider Willen wachgerufen hatte. Einsilbiger wurde Lydia in ihren Erwiederungen, schweigsamer Maurus. Sie fühlten gleichsam heraus, daß wie hinter einzelnen Bemerkungen ihres Gastes, auch hinter seiner Person irgend welche Räthsel verborgen waren, nach welchen ihn offen zu befragen Maurus um seiner holden Begleiterin willen sich scheute. Nachdem Andrieux sich aber gesättigt und seine Pfeife angezündet hatte, brauchten sie nicht länger auf die betreffenden Enthüllungen zu warten.

„Mir ergeht es, wie den rothhäutigen Gentlemen," hob er an, und auf der Seite liegend und den Oberkörper

nachlässig auf den Ellenbogen stützend, sah er freundlich zu den beiden jungen Leuten auf, „wenn die sich nämlich mit 'ner Botschaft tragen, so übereilen sie sich nicht mit der Bestellung. Sie wollen zuvor ihre Leute kennen lernen und hassen daher weiberhafte Ueberstürzung. Wie Sie ernst schauen, Kapitain. Aber nennen Sie mich den elendesten Grünling, der je 'ne regelrechte Biberfalle für 'nen Stiefelknecht ansah, wenn ich Sie binnen einer Minute und 'ner halben nicht über's ganze Gesicht lachen mache, wie 'n hungriger Prairiewolf, der 'nem verschlafenen Jäger die Mokassins unter dem Kopf fortstahl. Sie glauben's nicht? Verdammt! Da —" und unter seinen Lederrock greifend, zog er einen zusammengeknitterten Papierstreifen hervor, und überreichte ihn Maurus.

Dieser entfaltete denselben unter Lydia's erwartungsvollen Blicken. Knabenhafte Neugierde schwebte dagegen auf dem Gesicht des Fallenstellers. Maurus hatte indessen nicht sobald einen Blick auf die Schrift geworfen, als er freudig erstaunt ausrief: „Von meiner Schwester!" Dann las er laut:

„Jemand, der sich unsere Achtung und Freundschaft erwarb, soll Dir hiermit dringend empfohlen sein. In Liebe und endlosen Sorgen um Dich

Deine Schwester."

Er kehrte sich Andrieux zu, und ihm die Hand reichend, fragte er verwundert: „Aber Freund, warum ließen Sie mich so lange warten? Schon vor einer Stunde hätten Sie mich zu hellem Jubel bringen können."

„Hätt's gern gethan," antwortete Andrieux herzlich lachend, „allein ich wollte zuvor versuchen, wie weit ich ohne solchen Empfehlungswisch käme, und doppelt erfreute mich Ihre und der schönen jungen Lady Güte, weil's auf Rechnung meines ehrlichen Angesichtes ging. Und so will ich Ihnen jetzt alle Grüße von Ihrer herzigen Schwester

vermelden, aber auch von dem queren alten Institut von Sargfabrikanten, der Sie seinen hartköpfigen Neffen nannte. Er läßt Ihnen nämlich sagen — ganz heimlich raunte er mir's zu — wenn's Ihnen mit dem Soldatspielen leid werden sollte, stände eine Hobelbank in der Werkstatt für Sie bereit. Auch fragte er mich, ob ich selber nicht Lust hätte, als Lehrjunge bei ihm —"

Hell auf lachte Maurus, und sich Lydia zukehrend, die ihn wehmüthig, sogar mit einem Anfluge von Neid betrachtete, bemerkte er sichtbar belustigt: „Hätte unser Freund Andrieux kein anderes Wort für mich gehabt, so wäre es mir ein vollgiltiger Beweis dafür gewesen, daß er unter dem Dache meines ebenso wunderlichen wie ehrenwerthen Verwandten verkehrte." Und wieder zu Andrieux: „Trafen Sie nicht Andere, die einen freundlichen Gruß für mich hatten?"

„Sicher, Kapitain. Da war zunächst ein Mann, der sich ausnahm, wie 'n halbgeschorener Pudel mit seinen drei Bartzipfeln. Der redete zu mir von Kunst und Tod und Teufel, aber ich verstand ihn nicht —"

„Weiter, weiter, Kit Andrieux. Da müssen noch Andere gewesen sein."

„Natürlich, Kapitain, nämlich derselbe Gentleman, der mich nach Kansas City sandte, Nicodemo hießen sie ihn, und der rieth mir, wenn ich den Kapitain nicht mehr dort finden sollte, nach den Council=Bluffs zu eilen —"

„War da nicht noch Jemand? Ich meine ein junger Bursche mit bräunlichem Gesicht, langem schwarzen Haar und in der Bekleidung eines mexikanischen Viehtreibers?"

„Kein Bursche, aber ein Frauenzimmer, auf welches Ihre Beschreibung paßt, wie 'ne regelrecht gepflasterte Kugel in den Büchsenlauf. Verdammt! Bei aller Schönheit stand ein rechtschaffener Manneswille auf ihrem Angesicht geschrieben, daß ich eine große Achtung vor ihr

hegte. Nun ja, Kapitain, die schickt Ihnen ebenfalls einen warmen Gruß, aber deren mindestens anderthalb Dutzend an Miß Lydia Rutherfield, und mit jedem Gruß so viele Segen, daß die ganzen Vereinigten Staaten genug daran hätten," und bevor Lydia Zeit fand, ihn um Oliva weiter zu befragen, nahm Maurus wieder schnell das Wort.

„Also nach den Council=Bluffs wurden Sie geschickt?" fragte er lebhaft, „welcher Art waren denn die Aufträge, welche man Ihnen ertheilte?"

„Nach Jemand auslugen sollte ich, nämlich nach dem eisernen Mark, einem Freund von mir, und den sollte ich überreden, mich nach Kansas City zu begleiten, und wenn's anginge, noch ein halb Dutzend gesunder Jäger und Fallensteller dazu. Sie hörten vielleicht von dem eisernen Mark? Einer der feinsten Burschen, die jemals am Yellowstone 'nem Elkhirsch 'ne Kugel in's Auge schossen," und in seiner sorglosen Weise grinste er vergnüglich zu Lydia empor.

„Mark?" wiederholte Maurus nachdenklich, „ich entsinne mich nicht. Es käme freilich darauf an, welchen Familiennamen er führt."

„Richtig, Kapitain," versetzte Andrieux gut gelaunt, und heimlicher Triumph sprühte förmlich aus seinen fröhlichen Augen, „wir da oben rufen ihn zwar nur Mark; unter seinen Verwandten mag er dagegen mit Markolf Durlach angeredet werden, was weiß ich —"

Bestürzt war Maurus aufgesprungen. Sein Antlitz strahlte in überschwänglicher Freude.

„Was, Mann? Markolf Durlach? Der ist ja mein eigener Bruder!" rief er in einem Tone aus, der Lydia, die sich plötzlich vergessen sah, bis in's Mark hinein erschütterte.

„Ich sollte beinahe denken," gab Andrieux behaglich spöttelnd zu, „und wenn Alles hier gut verläuft, so sehen Sie ihn spätestens übermorgen leibhaftig vor sich."

„Ich kann es nicht glauben, nachdem ich so lange nichts von ihm hörte," kehrte Maurus sich Lydia zu, „bedenken Sie doch, mein Bruder" — er gewahrte, daß helle Thränen über ihre Wangen rannen, und die Ursache leicht errathend, fügte er, wie sich entschuldigend, hinzu: „Es war nicht männlich von mir, durch die ungeahnte Kunde mich gänzlich hinreißen zu lassen —"

„Von den allernatürlichsten Empfindungen überwältigt zu werden, bedarf sicher keiner Entschuldigung," fiel Lydia ein und sie reichte Maurus die Hand; „wurde ich aber durch die Freudenbotschaft tiefer ergriffen — mein Gott, ein Vergleich lag ja so nahe. Ein Gefühl der Vereinsamung beschlich mich, ich gestehe es offen. Weder Brüder noch Schwestern lernte ich kennen — außerdem weiß ich zu keiner Stunde, ob ich noch einen Vater besitze."

Da schnellte Andrieux auf seine Füße empor, und nunmehr seinerseits Lydia's Hand ergreifend, sprach er treuherzig: „Lernten Sie nicht Bruder noch Schwester kennen, so gibt es Anderes, woran Sie sich erfreuen mögen, ich meine, daß Jeder, der Ihnen begegnet und in Ihre guten Augen schaut, für Sie denken und sorgen möchte, als ob Sie seine leibeigene Schwester wären, das weiß ich an mir selber," und kräftig schlug er mit der Faust auf seine Brust. Hastig kehrte er sich der nahen Hochebene zu. Stimmen drangen von dorther durch die Waldung herüber.

„Die beiden Otoes," bemerkte Maurus wie erleichtert, nachdem deren langes Fernbleiben bereits ernstere Befürchtungen in ihm wachgerufen hatte.

„Da will ich hin und sie begrüßen, zu sehen, ob's nicht alte Bekannte aus den Council-Bluffs sind," versetzte Kit Andrieux, und gleich darauf verschwand er auf der anderen Seite der Lichtung im Gebüsch.

„Weshalb erwartete er sie nicht hier?" fragte Lydia

befremdet, als sie gewahrte, daß Maurus ihm zweifelnd nachsah, und schnell kehrte dieser sich ihr mit den Worten zu:

„Die westlichen Jäger besitzen ihre Eigenthümlichkeiten; bei ihnen darf man sich über nichts wundern. Ich vermuthe indessen, daß er, wahrscheinlich durch Nicodemo und Oliva darauf hingewiesen, sich mit ihnen über die Fortsetzung der Reise in's Einvernehmen zu setzen wünscht."

„Eine wunderbare Erscheinung," erwiederte Lydia träumerisch, „und doch kann man nicht anders: trotz der Rauhheit seines Wesens muß man Vertrauen zu ihm gewinnen."

„Eine Erscheinung," bestätigte Maurus bedachtsam, „in welcher sich der Muth eines grauen Bären mit der Kaltblütigkeit eines indianischen Kriegers und der Einfalt eines gut gearteten Kindes eint. Ruft es den Eindruck hervor, als ob er zuweilen gedankenlos in den Tag hineinredete, so bezweifle ich doch nicht, daß er jedes einzelne seiner Worte zuvor reiflich überlegt. Seine Persönlichkeit bietet eine gewisse Bürgschaft für unsere Sicherheit. Auf einem gefährlichen Wege würde ich mir keinen Anderen zum Begleiter wünschen, als gerade ihn."

Lydia hatte sich ebenfalls erhoben, und schweigend begaben sie sich nach ihrem früheren Sitz, dem Baumstamm hinüber. Nur kurze Bemerkungen fielen zwischen ihnen. Sie erwarteten die Otoes. Aus der Haltung Kit Andrieux' glaubten Beide mehr herausgelesen zu haben, als zu offenbaren er für gut befand.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Kit Andrieux, hatten auch die beiden Otoes bei ihrem gelegentlichen Umherschweifen, welches sie vielfach über die Thalgrenze hinausführte, die Spuren einer starken

berittenen Reisegesellschaft entdeckt. Dieselbe hatte sich auffälliger Weise fast ausschließlich oben auf der Ebene gehalten. Ihre Pferde waren beschlagen; es konnten also nur Weiße sein, wenn die Fährten nicht, was kaum anzunehmen, von räuberischen Eingeborenen gebrochen wurden, die mit einer Anzahl erbeuteter Pferde sich auf dem Wege nach den heimathlichen Wigwams befanden. Behielten sie ihre Entdeckung für sich, so lag eine derartige Schweigsamkeit eben in dem indianischen Charakter. Vielleicht geschah es auch aus Rücksicht für Lydia oder in der Besorgniß, durch Maurus in ihren bestimmten Plänen gestört zu werden. Daraufhin hatte Schahoka, sobald man auf der Lichtung eingetroffen war, sich entfernt. Anstatt indessen in das Thal des Nebraska einzubiegen, war er nach der Ebene hinaufgestiegen, um von dort aus zunächst Umschau zu halten. Nach der Richtung der Fährten zu schließen, konnten die Reiter sich nur nach der Furt begeben haben, um daselbst den Nebraska zu kreuzen, oder zu irgend welchem Zweck zu rasten. Befanden sie sich noch dort — genauere Prüfungen ergaben ja, daß die Spuren mindestens zweimal vierundzwanzig Stunden alt — so unterlag es kaum einem Zweifel, daß deren Anwesenheit in der öden Wildniß in Beziehung zu der eigenen Reisegesellschaft stand.

So weit reichten die Muthmaßungen und Schlüsse der Otoes. Sie gingen darin um so weniger fehl, weil sie mit allen Vorgängen, welche die Rettung Lydia's aus der Gewalt Quinch's begleiteten, bis in's Kleinste hinein vertraut waren.

Oben gewann Schahoka einen Ueberblick über die stille Landschaft bis weit über die gegen drei englische Meilen entfernte Furt hinaus. Das Erste, was er sah, bestand in einer breiten, nebelartigen Rauchsäule, wie eine solche nicht von einem einzigen Feuer ausgehen konnte, vielmehr

von dem Vorhandensein eines reicher belebten Lagers zeugte. Die Aussicht auf dasselbe hinderten indessen die unregelmäßig gekerbten Abhänge der Ebene, welche sich stellenweise dem Nebraska mehr näherten. Kurze Zeit sann er nach. Dann kehrte er in's Lager zurück, um gleich darauf in Schinges' Begleitung denselben Weg abermals einzuschlagen. Auf dem Punkte, wo er zuvor den Rauch entdeckte, trennten sie sich von einander, indem Schinges in die Niederung hinabstieg, um dort in gleicher Höhe mit dem Gefährten stromaufwärts zu schleichen, während Letzterer so viel wie möglich den Rand der nackten Ebene hielt.

So gelangten sie allmählig so weit, daß das räthselhafte Lager in Schahoka's Gesichtskreis trat. In der Zuversicht, von dorther nicht bemerkt, von dem Gefährten dagegen fortgesetzt im Auge behalten zu werden, spähte er unbeweglich nach der Furt hinüber. Was er sah und zum Theil nothdürftig unterschied, war nicht mehr, aber auch nicht weniger, als zu finden er erwartet hatte.

Auf einer größeren Lichtung brannten mehrere Küchenfeuer, um welche menschliche Gestalten sich nachlässig einherbewegten. Eine größere Anzahl Pferde weidete in der Nachbarschaft. Vereinzelte Männer gingen zwischen der Heerde und dem Lager ab und zu, Leute, die trotz der Entfernung als Musketen tragende Soldaten nicht zu verkennen.

Eine Weile überwachte er die verdächtig belebte Lichtung aufmerksam. Dann ließ er die Blicke über das sich an ihm vorbei erstreckende Thal hingleiten. Jeden Hain, jeden Baum schien er seinem Gedächtniß noch besonders einprägen zu wollen. Plötzlich aber warf er, als Signal für Schinges, den Arm flüchtig empor, und als wäre er von einem tödtlichen Geschoß getroffen worden, brach er gewissermaßen in sich zusammen. Dem Erdboden sich

anschmiegend, spähte er scharf nach der Richtung hinüber, in welcher zwei Männer, Musketen oder Büchsen auf der Schulter, hinter einem dichten Strauchhain hervorgetreten waren und gemächlich über einen Wiesenstreifen schritten. Aus ihrer Haltung ging hervor, daß sie den auf der Ebene lauernden Otoe noch nicht bemerkt hatten und wahrscheinlich als Kundschafter nach dem Missourithal entsendet worden waren. Während Schahoka das Gebüsch überwachte, hinter welchem sie wieder verschwanden, ertönte jener Schuß, über welchen Maurus sich in beunruhigenden Muthmaßungen erging. Gleich darauf flüchteten zwei Hirsche in langen Sätzen über eine größere Lichtung der Stromesmündung zu. Der Schütze, der sich immer noch eine erhebliche Strecke oberhalb der beiden Otoes befand, hatte offenbar sein Ziel gefehlt; denn erst nach einer längeren Pause, welche er wahrscheinlich zum Laden des Gewehrs benutzte, traten die verdächtigen Gestalten wieder in's Freie hinaus, wo sie die von den Hirschen eingeschlagene Richtung weiter verfolgten. Etwa eine Viertelstunde gebrauchten sie noch, um den Otoes gegenüber einzutreffen. Diesen Zeitpunkt wartete Schahoka indessen nicht mehr ab; sondern in die nächste Regenfurche hinabgleitend, suchte er sich unter dem Schutz der zerstreuten Haine mit dem Gefährten zu vereinigen, um nach flüchtiger Verständigung mit ihm dem Lager zuzueilen. Sie hatten sich demselben so weit genähert, daß sie Nestor's und Eva's Stimmen unterschieden, als plötzlich Kit Andrieux vor ihnen stand. Ohne die geringste Ueberraschung zu verrathen oder nach der Ursache seines unerwarteten Auftauchens zu fragen, gingen sie alsbald auf ein Gespräch mit ihm ein, und zwar in einer Weise, als ob es sich um die nebensächlichsten Dinge gehandelt hätte. Mit demselben Gleichmuthe traten sie an's Küchenfeuer, wo Eva ihnen dienstfertig das ihrer harrende Mahl vorsetzte.

Kit Andrieux schritt dagegen zu Lydia und Maurus hinüber, und neben Letzterem auf dem morschen Baumstamm Platz nehmend, begann er im heitersten Erzählerton: „Feine Burschen, diese Otoes. Ich kenne sie seit Jahren. Die Wigwams ihres Stammes stehen gar nicht weit von hier. Schlau wie die Wiesel; man sollt's gar nicht glauben. In manchen Dingen stehen sie allerdings hinter uns Weißen zurück, ich mein', daß sie für gut befinden, mit 'nem ernsten Geheimniß hinter dem Berg zu halten, anstatt den Leuten gerade in's Gesicht zu sagen, woran sie sind. Ob gut, ob böse: es geht nichts über 'nen klaren Blick."

„Ein lobenswerther Grundsatz," erwiederte Maurus, und der schönen Gefährtin einen verstohlenen Seitenblick zusendend, fühlte er den Athem stocken, denn ihn konnte Andrieux mit seiner Leichtfertigkeit nicht täuschen, „sicher ein lobenswerther Grundsatz, der indessen nicht in allen Fällen anwendbar —"

„Doch, doch," unterbrach Lydia ihn mit erwachender Entschlossenheit zu Kit Andrieux gewendet, „ich errathe: neue Widerwärtigkeiten sind im Anzuge, und so bitte ich Sie dringend, mich durch Ungewißheit nicht auf die Folter zu spannen. Vergessen Sie nicht, ich bin eine Soldatentochter, gehöre nicht zu Denjenigen, die davor zurückschrecken, einem bösen Verhängniß offen in's Antlitz zu schauen."

„Das klingt mannhaft," nahm Andrieux schnell das Wort, und mit unverkennbarer Bewunderung überwachte er Lydia's erregtes Antlitz, „bei Gott, meine junge liebliche Lady, mannhaft und weise obenein. Ist's doch rathsamer, eine unschmackhafte Kost mit großem Löffel auf einmal hinunterzuwürgen, als Bröckchen um Bröckchen langsam über die Zähne zu schieben. Und so leugne ich's nicht, daß die Luft nicht rein ist; und mit den beiden

braunen Gentlemen da am Feuer hab' ich's vereinbart, daß wir noch in dieser kommenden Nacht von hier verschwinden. Seien Sie indessen unbesorgt; denn wenn Jeder von uns seine Schuldigkeit thut, dann wickeln wir die Angelegenheit so sanft ab, als ob ein guter Spielmann seine frisch gestimmte Fiedel hantirte. Da oben vor der Furt lagert nämlich eine recht ansehnliche Rotte Südlicher, und sofern Schahoka's Augen noch eine Pfeife Tabak werth sind, gehören sie zu den Irregulären, und das ist eine Sorte, die besser an den Galgen gehörte, als in diese gesegnete Wildniß. Zwei von ihnen sind auf dem Wege hierher, da werden wir vermuthlich mehr von der Gesellschaft hören. Bestätigt sich unser Argwohn und sie tragen die Kunde von unserer Anwesenheit in's Lager zurück, so müssen wir ein gut Stück Missouri hinter uns gelegt haben, bevor man uns von dort her ein paar Dutzend Schurken auf den Hals schickt. Denn umkehren dürfen wir nicht; da möchten wir ebenso gut hier liegen bleiben und Alles über uns ergehen lassen, wie der Biber, dem man das Fell über die Ohren streift. Vielleicht gelingt es uns aber, die beiden Kundschafter zu überreden, mit der Rückkehr nach der Furt sich nicht zu übereilen," und ein seltsames Grinsen flog über sein ehrliches Gesicht.

Diese ungeahnte Nachricht wirkte auf Maurus ein, daß ihm nicht gleich Worte zu Gebote standen. Was er aber empfand, das sprach aus seinen Blicken, indem er die Augen Lydia's suchte. Diese hatte sich entfärbt, lächelte aber matt und bemerkte gefaßt: „Sorgen Sie nicht. Jetzt, nachdem ich über unsere Lage einigermaßen unterrichtet wurde, bin ich ruhiger. An mir soll es nicht liegen, wenn wir, so dicht vor unserem Ziel, den neuen Fährnissen nicht entkommen. Betrachten Sie mich als Sache und nicht als Person. Was auch immer durch etwaige Gefahren geboten sein mag, ich füge mich in Alles."

Maurus preßte die Lippen aufeinander, wie um eine Verwünschung zurückzudrängen, und kehrte sich Andrieux mit der Frage zu: „Wer verbürgt, daß jene Männer Feinde sind, und wie sollten solche sich überhaupt bis hierher verirren?"

Kit lachte belustigt vor sich hin und erklärte freimüthig: „Unionisten würden freilich hier nichts suchen. Aber da gibt es Leute von den sogenannten Guerrillabanden. Doch auch die möchten sich schwerlich in eine Gegend verlaufen haben, wo keine Beute zu holen ist. Also kalkulire ich, daß die bei der Furt es auf uns abgesehen haben."

„So müßten sie von Jemand auf unsere Spuren geführt worden sein," versetzte Maurus erbittert, und er mochte Quinch's gedenken und alles dessen, was Lydia einst zu erlauschen in qualvoller Lage gezwungen war.

„Wer das wüßte," meinte Andrieux achselzuckend, „und wenn wir's wüßten, möcht's wenig helfen. Vielleicht verrathen's die Schurken, die sich nächstens hier anmelden."

Von dem Feuer drang in demselben Augenblicke der Ruf herüber, mit welchem Schahoka die Nähe der Kundschafter ankündigte.

Kit Andrieux erhob sich, und die von ihm unzertrennliche Pfeife füllend, sprach er in seiner treuherzigen Weise zu Lydia: „Jetzt beweisen Sie, daß ein ordentlicher Mannesmuth in Ihnen wohnt. Mit keiner Miene dürfen Sie Furcht verrathen, wenn die Landstreicher sich ungebührlich betragen sollten. Glauben Sie mir, wer Ihnen unhöflich begegnet, der findet seinen Lohn, bevor er's selber ahnt," und sich umkehrend, verheimlichte er einen Blick, in welchem es wie eine furchtbare Drohung webte. Gemächlich schritt er nach dem Feuer hinüber, und ein glimmendes Reis aus der Asche ziehend, begann er mit einer gewissen Feierlichkeit seine Pfeife anzurauchen.

Die beiden Otoes hatten ihr Mahl beendigt und ebenfalls zu den Pfeifen gegriffen. Nach wie vor bewahrten sie ihren unerschütterlichen, ausdruckslosen Gleichmuth. Nur ihre Büchsen zogen sie etwas näher zu sich heran, während Nestor dem Holzvorrath einen keulenartigen Baumast entnahm und sich auf denselben stützte. So herrschte Schweigen auf dem Ufer des Stromes wie um das Feuer. Es wurde erst durch das Geräusch unterbrochen, mit welchem die erwarteten Männer aus dem Gebüsch traten und sich mit vertraulich rohem Gruß näherten.

Bevor Kit Andrieux sie eines Blickes würdigte, prüfte er durch einige kräftige Züge das Brennen des Tabaks; dann betrachtete er sie neugierig vom Kopf bis zu den Füßen herunter.

Schon der erste Anblick der Fremdlinge mit den verwilderten Gesichtern und in der nur noch durch einzelne Theile an Uniform erinnernden Bekleidung genügte, um Alle zu überzeugen, daß man in der That zwei Mitglieder einer der berüchtigten südlichen Guerrillabanden vor sich sah.

Da weder Andrieux noch ein Anderer auf den Gruß antwortete, hob der eine unsaubere Geselle in frechem Tone an: „Hab' mich nicht geirrt, bei der ewigen Verdammniß, als ich den Rauch eines Feuers und gebratenes Fleisch zu wittern meinte," und widerwärtiges Grinsen entstellte die wilden Räuberphysiognomien in wahrhaft grauenerregender Weise, „wir befinden uns nämlich auf der Fährte eines angeschossenen Hirsches, und es sollte mich nicht wundern, hätte ein gutes Viertel desselben seinen Weg in eure Tiegel gefunden. Verdammt! Da kämen wir gerade zur rechten Zeit, um an eurem Tisch 'ne erträgliche Nachlese zu halten."

Bei dieser verständlich herüberdringenden Anrede sah

Maurus verstohlen auf Lydia. Er gewahrte, daß sie tödtlich erbleichte. Von den scheußlich triumphirenden Blicken der Unholde getroffen, schwanden ihre letzten Zweifel, von wem diese neue Verfolgung eingeleitet worden. Nur noch mit Mühe beherrschte sie sich. Maurus erhob sich, und sie dringlich bittend, ihre Fassung zu bewahren, schritt er nach dem Feuer hinüber. Er traf gerade ein, als Kit Andrieux nach einer abermaligen geringschätzigen Prüfung der heruntergekommenen Gestalten den beiden Strolchen gelassen erklärte: „Wir haben bereits abgegessen, und am wenigsten wurde unser Tisch für euch gedeckt. Verlangt euch darnach, die Hand auf euren Hirsch zu legen, so sucht ihn meinetwegen in der Hölle, aber nicht hier. Paßt's euch nicht, so haltet in Zukunft beim Feuern eure Nasen gerader."

„Und ich möchte wissen," fügte Maurus entschlossen hinzu, „für was ich Leute halten soll, die außer dem Bajonnetgewehr wenig aufzuweisen haben, das an einen regulären Soldaten erinnert."

Da lachten die beiden Strolche wiehernd auf.

„Sie sind selber Offizier," rief der eine ihm höhnisch zu, „und wissen nicht, daß der schwere Kriegsdienst Uniformen wie die Männer, die drinnen stecken, binnen kurzer Zeit in Fetzen verwandelt? Bei der ewigen Verdammniß, Mann, ist Ihnen das bis jetzt noch nicht klar geworden, so lernen Sie's nie begreifen."

In Maurus' Antlitz schoß Zornesröthe. Während er in leidenschaftlicher Erregung den Fremdlingen einen Schritt näher trat, betrachtete Kit Andrieux ihn mit unzweideutigem Wohlgefallen. Die beiden Otoes verhielten sich theilnahmlos, wogegen Nestor nach einem Blick auf seine Herrin den Baumast mit der ihm zur Hand liegenden Axt vertauschte. Sein schwarzes Gesicht hatte wieder jenen wilden Ausdruck angenommen, wie einstmals beim

Anblick des in seine Gewalt gerathenen Adjutanten. Die breiten Nasenflügel zitterten vor Wuth und unauslöschlichem Haß.

Einige Sekunden herrschte Schweigen; dann fragte Maurus, seine Entrüstung gewaltsam niederkämpfend: „Wenn ihr euch auf eure Dienstzeit beruft, so muß es auch Jemand geben, dem ihr dient. Seid ihr keine Landstreicher, die dem Gesetz verfallen, so werdet ihr eine offene Antwort ertheilen."

„Wem anders, als dem Uncle Sam?" *) hieß es unter Hohnlachen zurück, „wir fechten für ihn seit Anfang des Krieges."

„Wohlan denn," versetzte Maurus nunmehr kaltblütig, „so habt ihr gelernt, daß den Befehlen jedes Offiziers Gehorsam zu leisten ist. Als solcher aber rathe ich euch, euer Betragen so zu bemessen, daß ich keine Ursache finde, euren Worten zu mißtrauen. Die Folgen davon möchten sonst schwer auf euch selbst zurückfallen."

Die Kundschafter sahen sich gegenseitig fragend an, lachten gellend auf, und sich herausfordernd in die Brust werfend, antwortete der eine, offenbar im Vertrauen auf den bei der Furt versammelten starken Rückhalt: „Erwarten Sie von 'nem alten Unionssoldaten, daß er sich drehen und wenden soll, wie 'n glatter Ladiesknecht," und er sandte wieder einen frechen Blick zu Lydia hinüber, „dann sind Sie verhenkert kindlich. Paßt Ihnen meine Antwort nicht, so melden Sie's meinem Kapitain, der lagert mit seiner Kompagnie eine kleine Wegesstunde von hier. Da bleiben wir bis morgen früh, um nach Fort Kearney zu marschiren und die Besatzung gegen die Guerrillabanden zu verstärken --"

---

*) Scherzhafte Erklärung für U. S. = United States oder Vereinigte Staaten.

Von Widerwillen gegen die verwahrlosten Räubergestalten ergriffen, fiel Maurus mit kalter Ruhe ein: „Ich habe jetzt genug von euch. Zieht eures Weges. Je schneller ihr aus meinen Augen kommt, um so besser für euch selber.“

Wiederum wechselten Jene bezeichnende Blicke; dann ließen sie dieselben im Kreise schweifen. Angesichts der sie umringenden drohenden Physiognomien mochte ein längerer Aufenthalt ihnen nicht rathsam erscheinen. Außerdem hatten sie in Erfahrung gebracht, was auszukundschaften sie entsendet worden waren: die Tochter des Colonels Rutherfield befand sich so gut wie in ihrer Gewalt. Der von Quinch für ihre Habhaftwerdung ausgesetzte Preis konnte ihnen also nicht mehr entgehen. Auf Maurus' Befehl anscheinend bereitwillig eingehend, bemerkte daher der Eine zu dem Gefährten: „Komm, komm; hier sind wir an den Unrechten gerathen. Will der Herr mit seiner Gesellschaft sich unserem Kommando anschließen, so hindert ihn Keiner. Im Uebrigen steht's uns nicht zu, schon allein um der schönen jungen Lady willen, Dinge zu reden, die ihr's Blut in das frische Gesicht treiben möchten.“

„Ein richtiges Wort, oder ich will noch vor Sonnenuntergang mit Sack und Pack zur Hölle fahren,“ versetzte der Andere, spöttisch salutirend, „und wer weiß,“ fügte er boshaft lachend hinzu, „wir mögen einander eines Tages auf 'ner Stelle begegnen, wo 'n Kapitain nicht mehr gilt, als 'n ehrlicher Söldling,“ und da Niemand auf die rohen Bemerkungen antwortete, schlugen sie die nächste Richtung nach dem Thale des Nebraska ein.

Das Gebüsch hatte sich kaum hinter ihnen geschlossen, als die Otoes sich erhoben. Die Gelegenheit benutzend, während welcher Maurus sich anschickte, zu Lydia zurückzukehren, richtetete Schahoka eine leise Frage an Kit Andrieux. Dieser nickte kaum bemerkbar. Zugleich verhärtete

sein ehrliches, sonst so sorgloses Antlitz sich seltsam. Den Hut nahm er, wie die Stirn kühlend, vom Haupt, und mit der Hand durch die gelben Locken fahrend, beschrieb er mit dem Zeigefinger wie zufällig einen Kreis um seinen Scheitel. „Es muß nach rothen Mannes Werk aussehen," fügte er anscheinend beiläufig hinzu.

Durch eine wenig auffallende Geberde verriethen die Otoes ihr Verständniß, gleich darauf drangen sie in das Gebüsch ein.

In rohen Scherzreden sich ergehend und immer wieder in heiseres Lachen ausbrechend, hatten die feindlichen Kundschafter sich gegen dreihundert Ellen weit entfernt, und über das dort niedrige Buschwerk hinweg vermochten sie bereits die Mündung des Nebraska zu unterscheiden, als plötzlich die Otoes zu beiden Seiten vor ihnen auftauchten und gleichen Schritt mit ihnen hielten.

„Ich dächte, wir hätten euch braunen Hunde nicht um eure Begleitung angegangen," schnaubte der eine verrohte Geselle sie grimmig an, und von Argwohn beschlichen, packte er das auf seiner Schulter ruhende Gewehr, daß er es jeden Augenblick zur Vertheidigung benutzen konnte.

„Sind wir braune Hunde, seid ihr weiße Hunde," erwiederte Schahoka ausdruckslos, „die weißen Hunde hören auf den Ruf Jemandes, der Quinch heißt — wir wissen das. Ihr seid abgeschickt, die Tochter des Colonels Rutherfield zu rauben."

„Das lügst Du in Deinen verdammten Hals hinein," lautete die offenbar verstört ertheilte Antwort. „Wer ist Quinch? Wir kennen ihn nicht."

Schahoka maß die Entfernung bis zum Nebraska mit den Blicken. Flüchtig prüfte er die mit Gestrüpp und einigen hohen Pappelweiden bewachsene Umgebung. Was er auch bezwecken mochte: er trachtete, immer noch ein wenig mehr Raum zwischen sich und das Lager zu bringen,

und erwiederte daher erst nach kurzem Sinnen: „Ihr saht den schwarzen Mann am Feuer? Der ist ein starker Soldat. John Kay war ein großer Freund eures Quinch. Dem hatte er so viel Branntwein gegeben, daß er und seine Leute Thiere wurden. Da durchschnitt er ihm die Kehle. Dieser Schwarze ist mein Freund. Sein Arm ist sehr stark, sein Messer lang und spitz."

„Lüge Du und der Teufel," hob der das Wort führende Kundschafter bestürzt an, und er wie sein Genosse richteten ihre Blicke argwöhnisch auf den jungen Indianer. Diesen Zeitpunkt aber benutzte Schinges zu dem mit so viel List vorbereiteten Angriff.

Ein eigenthümlich dumpfes Krachen ertönte. Die beiden Kundschafter fuhren nach demselben herum, der eine, um mit zerschmetterter Schläfe auf's Gesicht zu fallen, der andere dagegen, um, bevor er das Geschehene mit den Blicken erfaßte, von Schahoka in derselben Weise niedergeschlagen zu werden. Was sonst kaum noch in der Natur der beiden braunen Gefährten lag, seit langer Zeit als beinahe vergessen gelten konnte, das hatten der langjährige mörderische Krieg und die sich häufenden Blutthaten der gesetzlosen Raubbanden in ihnen auf's Neue zum Keimen gebracht und gezeitigt. Als hätte es sich nur um das Zurichten eines geschlachteten Rindes gehandelt, bückten Beide sich zu ihren Opfern nieder. Es gipfelte der wilde Rachedurst nach so manchen durch die Weißen erfahrenen Unbilden darin, daß sie mit schnellen Schnitten die Scheitelhaut von den blutigen Köpfen trennten, mit einem Schlitz versahen und in Manneshöhe augenfällig an einen in ihren Bereich hineinragenden Zweig aufhingen.

„Rothen Mannes Werk," wiederholte Schinges Andrieux' Worte, „Kit ist ein kluger Jäger. Was er räth, ist gut, es muß geschehen."

„Es ist gut so," erwiederte Schahoka gleichmüthig; „die brauchen viel Zeit jetzt, um uns bei der Furt anzumelden. Wir werden ungestört bleiben."

Im Lager eintreffend verständigten sie sich mit Kit Andrieux durch einen Blick. Maurus mochte ahnen, in welcher Absicht sie den Scheidenden gefolgt waren, scheute sich aber, mit einem Wort daran zu rühren. Seinen Argwohn verstärkte Andrieux zur Ueberzeugung, als er erklärte, daß vor Tagesanbruch kein Ueberfall zu befürchten sei und mit den Vorbeitungen zur Flucht keine Minute gesäumt werden dürfe.

Die Sonne war um diese Zeit hinter den Abhängen der Hochebene hinabgetaucht. Es verdichtete die darauf folgende Dämmerung sich zur Dunkelheit, jedoch nur auf eine Stunde, nach deren Ablauf der aufgehende Mond sich anschickte, die bis dahin leuchtenden Sternenheere in ihrem nächtlichen Dienst abzulösen. Solcher Art begünstigt, ging man ohne Zeitverlust an's Werk.

Da, wo der Nebraska seine mit mäßiger Schnelligkeit einhertreibenden Fluthen dem Missouri übergab, stand die mächtigere Strömung des Letzteren vom jenseitigen Ufer herüber an dem Südkap des Vereinigungspunktes der beiden Ströme vorbei. Die nächste Folge hiervon war, daß der Missouri zur Zeit des Hochwassers mit seinem Uebergewicht einen großen Theil des von ihm mitgeführten Treibholzes dicht unterhalb der Mündung des Nebraska und noch eine kurze Strecke stromabwärts in dem stillen Wasser abgesetzt hatte. Bei dem herrschenden niedrigen Wasserstande schienen die gestrandeten und übereinander gethürmten verworrenen Holzmassen an Ausdehnung und Höhe gewonnen zu haben. Vor Allem waren sie durch die sommerliche Hitze ausgedörrt, infolge dessen ihr Gewicht nicht nur erheblich vermindert wurde, sondern sie auch, wenn schwimmend, erhöhte Tragkraft erhielten; darauf

aber bauten die Männer den Plan ihres Fortkommens aus der verhängnißvollen Lage.

Die Entfernung vom Lager bis zu dem Treibholzriff, wo sie zugleich Gelegenheit fanden, bequem zum Wasser hinab zu gelangen, betrug über vierhundert Ellen. Sie begannen daher zunächst, ihre Reiseausrüstung nebst Sätteln und Zaumzeug dorthin zu schaffen und hart am Rande des Wassers auf dem Riff selbst unterzubringen. Die Pferde wurden befreit und, deren Rettung auf später verschiebend, stromabwärts getrieben, wo sie sich in einem Waldstreifen verloren; dann erst ging man an die eigentliche Arbeit.

Wo die Holzanhäufung wehrartig über das südliche Kap hinaus in den Missouri hineinreichte, war unterhalb derselben und hart an dem schroffen Ufer hin eine Fläche entstanden, auf welcher das Wasser in der Rückströmung sich staute und daher still lag. Nach dieser hinauf flößten die Gefährten eine Anzahl Stämme, so schwer, wie sie solche mit vereinten Kräften von dem Riff zu trennen vermochten, worauf sie dieselben mittelst der Pferdeleinen in Form eines Flosses fest miteinander vereinigten. Leichter gelang es ihnen, diese mit schwächeren Stämmen und Aesten zu überdecken, wobei sie Bedacht darauf nahmen, daß die unregelmäßigen Zweige und Zacken ineinander griffen und den Bau verstärken halfen. Kleineres Holzwerk diente dazu, die bestehenden Lücken auszufüllen und durch deren sorgfältiges Nebeneinanderschichten eine verhältnißmäßig gangbare Plattform herzustellen. Um das Gleichgewicht zu sichern, wurden noch einige schwerere Blöcke über den Unterbau geschoben, welchen man zum Schluß ein halbes Dutzend schlanker Stämme beifügte, wie solche sich zu Ruderstangen eigneten. Die Tragfähigkeit des seltsamen Fahrzeuges erprobte man, indem Alles, was zu den Reisenden gehörte, an Bord geschafft wurde

und diese selber sich endlich auf demselben in bestimmten Abständen von einander vertheilten.

Der Mond war aufgegangen und leuchtete den Männern, als sie dazu schritten, das schwerfällige Fahrzeug flott zu machen. Auf dem tiefen stillen Wasser gelang es ohne erhebliche Anstrengungen, worauf sie es dicht an's Ufer schoben und dort noch einmal festlegten. Sie warteten auf Schahoka, der in das Thal des Nebraska geschlichen war, um sich von der Sicherheit wenigstens der näheren Umgebung zu überzeugen. Früher als man glaubte, kehrte er zurück, und zwar so geheimnißvoll, daß er sich an Bord befand, bevor man seiner ansichtig wurde. Zugleich lief die leise Warnung von Mund zu Munde, keinen Laut von sich geben, keine Bewegung auszuführen, deren Geräusch über den Uferrand hinausdringen könne.

Wie der junge Otoe in flüchtigen Umrissen andeutete, war er nicht weit gegangen, als er die Stimmen von Männern unterschied, die in mäßiger Entfernung sich auf dem Ufer des Nebraska näherten. Sie waren offenbar auf dem Wege, sich über den Verbleib der beiden zuerst entsendeten Kundschafter zu unterrichten. Der ersten Bestürzung folgte indessen schnell ruhigere Ueberlegung. Kit Andrieux' heiterer Lebensmuth schien sogar noch zu wachsen, indem er mit den braunen Gefährten die augenblickliche Lage erwog und die zunächst einzuschlagenden Schritte berieth. Wohl lag die Bahn zur Flucht offen vor ihnen, allein verhängnißvoller noch, als das Ausharren in dem nothdürftigen Versteck, erschien es, das beinah unlenkbare Floß der Strömung preiszugeben. Es waltete nämlich dann die Gefahr, daß die vielleicht in der Nähe des noch glimmenden Lagerfeuers das Ufer betretenden Feinde des zu ihren Füßen vorbeitreibenden Gerüstes ansichtig wurden und aus sicherem Hinterhalt jeden Einzelnen auf demselben bis auf Lydia mit aller Bequem-

lichkeit niederzuschießen vermochten. An den Ernst ihrer Lage erinnerten die immer deutlicher herüberdringenden Stimmen einer größeren Anzahl von Männern, welche zugleich erkennen ließen, daß man sich in zwei von einander getrennten Gruppen näherte. Die eine hatte es sich unzweifelhaft zur Aufgabe gemacht, den von den beiden Strömen gebildeten Winkel nach den verschwundenen Genossen abzusuchen, wogegen die andere über die Ebene gekommen und bereits in das Missourithal hinabgestiegen war, wo sie die Richtung nach dem verlassenen Lagerfeuer hinüber verfolgte. Aus den Zurufen beider Theile ging hervor, daß man sich gegenseitig in den Bewegungen lenkte und vor allen Dingen mit dem Erreichen des Flusses eine freie Aussicht auf den mondbeleuchteten Wasserspiegel und aufwärts und abwärts auf die Uferränder zu gewinnen trachtete. Derartigen Schwierigkeiten gegenüber war sogar Kit Andrieux ernster geworden, beschränkte sich indessen auf die Mahnung zur Vorsicht, wie die Erklärung, daß der sofortige Aufbruch gleichbedeutend mit ihrem Verderben sei.

Das Floß lag zur Zeit hart am Ufer, wo es durch die in den Flußsand eingepreßten Stangen festgehalten wurde. Lydia und Eva hatte man einigermaßen geschützte Plätze zwischen dem Holzwerk angewiesen. Die Büchsen schußfertig in den Händen knieten die Männer hier und da. Ihre letzte Hoffnung begründete sich darauf, daß ihre Anwesenheit den bei der Furt Versammelten unbekannt geblieben, diese mithin nun auch nicht unmittelbar nach ihnen forschten. Unter der äußersten Anspannung ihrer Sinne lauschten sie daher nach oben, um im entscheidenden Augenblick die eigenen Bewegungen von denen der Feinde abhängig zu machen. Die Stimmen in der Uferwaldung waren allmählig so deutlich geworden, daß man auf dem Floß die einzelnen Worte von einander zu trennen vermochte.

„Die Esel mögen zwischen uns und den Abhängen durchgeschlüpft sein," drang es aus der Entfernung von höchstens achtzig Ellen zu ihnen nieder, „da können wir lange nach ihnen suchen, während sie selbst sich ausstrecken und die Decken über die Ohren ziehen. Eine Verrücktheit war's, uns auf 'ne Wildgänsejagd zu schicken. Entweder sie kamen im Lauf der Nacht ungerufen, oder der Teufel hat sie geholt und damit alle fernere Mühe um sie überflüssig gemacht."

Die Patrouille, anscheinend vier Männer, war jetzt so weit vorgedrungen, daß über das den Uferrand bekränzende Buschwerk hinweg der mondbeleuchtete Stromspiegel vor ihr lag.

„Halloh!" schallte es von der verlassenen Lagerstelle herüber, „Menschen hier herum! Das Feuer glimmt noch! Weiter abwärts schnaubt ein Pferd! Heran mit euch, wenn euch an 'nem guten Fang gelegen!"

„Verdammt!" fluchte eine heisere Stimme oben, „ein Glück würd' ich's nennen, hätte der Satan des Colonels Tochter sammt ihrem Liebhaber dennoch zur guten Stunde hierher geführt," und beinah oberhalb des Floßes ließ sich das Dröhnen vernehmen, mit welchem Jemand das ihn hindernde dornige Gerank niederstampfte.

„Geh noch 'nen halben Schritt weiter, und des Henkers will ich sein, wenn Du nicht mit dem Uferrand niederbrichst," warnte ein Zurückbleibender, „der ganze Erdboden zittert ringsum. Ich kenne den verdammten Fluß. Bevor man sich dessen versieht, liegt man so tief drinnen, daß man den Boden verliert."

„Keine Noth, Mann; zur Hölle würde es ja nicht gleich gehen," hieß es von oben herab, und in jedem neuen Augenblick gewärtigten die Flüchtlinge das Jubelgeheul zu hören, mit welchem man das vom Mond beleuchtete Floß begrüßte. Die Warnung schien indessen nicht ohne

Einfluß auf den Betreffenden geblieben zu sein, denn bevor seine Blicke über den Abhang selbst hinüberreichten, war er zurückgetreten.

Und abermals ertönte eine Stimme bei dem Feuer, indem sie gellend ausrief: „Wo bleibt ihr, in des Satans Namen? Allerwärts Merkmale, daß man's 'ner Lady hier bequem machte. Beeilt euch und haltet die Augen offen! Hier herum müssen sie noch verborgen sein!"

„Vorwärts," befahl die branntweinheisere Stimme oben. Dann folgte das Stampfen, Knistern und Rauschen, mit welchem man sich landwärts durch das Gestrüpp drängte, um den gangbareren Boden zu erreichen, den man kurz zuvor kreuzte.

Obwohl aufathmend, nachdem die sie schwer bedrohende Gefahr wie durch ein Wunder abgewendet worden, verstrichen die nächsten Minuten den Flüchtlingen wie eine Ewigkeit. Geringe Beruhigung gewährte, daß die Stimmen in demselben Grade, in welchem sie sich entfernten, undeutlicher wurden. Denn hatten die Raubgesellen sich erst auf der alten Lagerstelle zusammengefunden, so erschien das Entkommen geradezu unmöglich.

Noch sann Kit Andrieux ingrimmig auf ein Mittel, die Feinde zu täuschen, als die laute Unterhaltung der sich entfernenden Männer plötzlich in Ausbrüche des Erschreckens und unbezähmbarer Wuth überging. Flüche, Schmähungen, Verwünschungen und Erörterungen flossen verworren durcheinander, indem Alle zugleich sprachen. Erst nach einer längeren Pause drang verständlich herüber: „Beiden ist der Schädel eingeschlagen, und der Skalp so glatt vom Schädel heruntergeschnitten, wie die Schale von 'ner reifen Apfelsine — bei der ewigen Verdammniß! da hängen die Dinger uns zum Hohn — paßt auf, Jungens, oder eure eigene gesunde Kopfhaut ist keinen Kupfercent mehr werth!" Und lauter zu den abwärts weilenden Genossen auf

deren wiederholte Mahnung zur Eile: „Hierher mit euch, so schnell ihr die Füße vor einander zu stellen vermögt! Mit dem Frauenzimmer ist's nichts! Das Thal wimmelt von Rothhäuten! Beeilt euch, sofern euch an unserer Aller Sicherheit so viel gelegen ist, wie an 'ner Pfeife Tabak!"

Angestrengter lauschten die auf dem Floß befindlichen Männer nach dem hohen Ufer hinauf. Aus den ferneren Bewegungen der Feinde erriethen sie, daß die Gerufenen sich schleunigst auf den Weg zu den Genossen begeben hatten, und nunmehr Alle durch einen verhältnißmäßig breiten Waldstreifen von dem Strome getrennt wurden.

Jetzt erst kehrte Kit Andrieux' alte Zuversicht zurück, und sich erhebend, raunte er den beiden Otoes mit unverkennbarer innerer Befriedigung zu: „Wenn ihr heut nicht das feinste Stückchen Arbeit liefertet, das je unter den Händen eines indianischen Gentleman hervorging, will ich zum letzten Mal in meinem Leben eine Stahlfalle regelrecht aufgestellt und verwittert haben. Doch jetzt Alle miteinander an's Werk und die Ruderstangen hantirt, als ob der Weg mit rohen Eiern gepflastert wäre. Heraus mit den Stangen aus dem Schlamm und mit vollen Kräften nachgeholfen, bis die Strömung uns ablöst."

Gleich darauf gewann das Floß freie Fahrt; dann aber vertheilten die Männer sich über dasselbe, ebenso bereit zu den Büchsen zu greifen, wie mittelst der Stangen sich von der schroffen Uferwand klar zu halten. Lautlos, wie die in äußerster Spannung Erhaltenen an seinem Bord, verfolgte das schwerfällige Fahrzeug seine Bahn. Bei der Regelmäßigkeit der Strömung, welche es vor dem Drehen bewahrte, kostete es die Männer geringe Mühe, in sicherer Entfernung von der tief in den Strom hinabreichenden Erdwand zu bleiben. Auf den in der Waldung seinen Fortgang nehmenden Lärm achteten sie kaum, kaum

noch auf Lydia und Eva, die sich zwischen dem Geäst vollkommen regungslos verhielten. Nicht frei von Besorgnissen sehnten sie den Zeitpunkt herbei, in welchem die Strömung, von dem Ufer abbiegend, die Richtung nach der Insel hinüber einschlagen würde. Mit wachsender Schnelligkeit näherten sie sich auf der nur nach Minuten zu berechnenden Fahrt der verlassenen, eben noch gefährlich belebten Lagerstelle. Argwöhnisch spähten sie nach dem Uferrande hinauf, der eine gute Elle weit auf den Fluß hinausragte, wogegen unterhalb der durch die Grasnarbe und Wurzelwerk gehaltenen Deckschicht das sandige Erdreich allmählig in den das Ufer rastlos unterspülenden Strom hinabgerieselt war. Plötzlich, als das Floß der Lagerstelle beinah gegenüber eingetroffen war, lenkte Maurus durch ein Zeichen die Aufmerksamkeit der Gefährten nach oben. Vor dem erhellten Himmel hatte er die Umrisse des Oberkörpers eines Mannes entdeckt, der von dem äußersten Uferrande aus einen Blick auf den unteren Theil des Abhanges zu gewinnen trachtete. Von den Genossen sich trennend, um dem zu ihm herüberdringenden gelegentlichen Schnauben der Pferde nachzugehen, war er auf den ihm unverständlich gebliebenen Warnungsruf nicht schnell genug umgekehrt, um sich ihnen anzuschließen. Auf der vereinsamten Lagerstelle hielt ihn dagegen das Geräusch zurück, mit welchem die Männer auf dem Floß nunmehr ihre Stangen freier handhabten. Behutsam hinabspähend wurde er sofort des vom Mondlicht voll getroffenen Floßes und der auf demselben befindlichen Flüchtlinge ansichtig, und fast in demselben Augenblick, in welchem Maurus ihn entdeckte, riß er mit einem drohenden „Halt!“ das Gewehr an die Schulter. Auch Maurus hatte die Büchse gepackt; doch bevor er deren Mündung nach oben richtete, schwang der feindliche Späher beide Arme in der Luft, wobei ihm das Gewehr entfiel. Während unten das

Floß vorübertrieb, kämpfte er kurze Zeit sichtbar um's Gleichgewicht. Dann aber folgte er dem unter seiner Last sich senkenden Uferrande nach. Das Wasser brauste unter ihm auf; doch nur bis an die Schultern sank er in die Fluthen, indem es ihm gelungen war, während des Sturzes eine der aus der Uferwand hervorragenden zähen Wurzeln zu erhaschen. Dieselbe gab seinem Gewicht wohl nach, indessen nur so weit, daß ihm die Möglichkeit blieb, um Hilfe zu rufen. Schinges hob die Büchse, um ihn verstummen zu machen. Kit Andrieux wehrte ihm. „Wir mögen unsere Kugeln besser verwenden können," meinte er gleichmüthig, und zu den Stangen greifend, betheiligten Beide sich mit vollen Kräften an der Arbeit, das Floß in der Mitte des Strömungskanals zu halten, der es nach kurzem Kampf mit seinem Gewicht vom Ufer forttrug.

Der feindliche Späher, dessen Körperlast die Wurzel immer weiter aus der Uferwand hervorzog, stieß unterdessen Schrei auf Schrei aus. Der feste Boden lag zu tief, um ihm eine Stütze zu bieten; noch weniger war an ein Erklimmen der senkrechten Wand zu denken, wo weder Hände noch Füße einen anderen Halt fanden, als nachgiebiges sandiges Erdreich. Und so sah der des Schwimmens Unkundige einem sicheren Ende entgegen, wenn die auf seinen Hilferuf herbeieilenden Genossen ihm nicht im letzten Augenblick noch Beistand leisteten.

Endlich verstummte die über den beweglichen Wasserspiegel hinzitternde Stimme. Ob sie in den Fluthen erstickte oder in dem überwältigenden Gefühl, gerettet zu sein, blieb den eiligst davongetragenen Flüchtlingen verborgen. Wohl aber wurden ihnen einige Kugeln nachgesendet, die indessen bei der sich schnell vergrößernden Entfernung ihr Ziel weit verfehlten.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Insel, welche zunächst die Zufluchtsstätte der Flüchtlinge bilden sollte, besaß einen Umfang von höchstens sechs Morgen. Weidendickichte und vierzig- bis fünfzigjährige Bäume bedeckten sie in ihrer ganzen Ausdehnung. Als Bollwerk gegen den tückischen Strom, dem es sonst vielleicht längst gefallen hätte, den mühsamen Bau vieler Jahrzehnte wieder auseinander zu reißen, dienten gestrandete Treibholzmassen, die sich gerade vor der Insel übereinanderthürmten und das Landen eines unlenksamen Floßes erschwerten. So hatten die Flüchtlinge große Mühe, das ihrige an der durch Holzklippen unzugänglichen Spitze des Eilandes vorbei zu steuern und dem Ufer so nahe zu bringen, daß Lydia es trockenen Fußes zu erreichen vermochte. Dort, wo sie sich vorläufig als gesichert betrachten durften, fanden sie nach kurzem Umherschweifen auf dem stromabwärts weisenden Ende eine Fläche, welche sich zum Aufschlagen des Lagers eignete. In der Voraussicht, daß die unzweifelhaft von Quinch entsendete Bande die Gegend nicht verlassen würde, ohne wenigstens den Versuch zur Gewinnung der in Lydia's Person sich bietenden kostbaren Beute unternommen zu haben, gelangten sie zu dem Schluß, ohne fremde Hilfe die Council-Bluffs und damit die Mission nicht erreichen zu können. Außerdem galt es, durch Herumbugsiren des Floßes nach dem unteren Ende des Eilandes die Möglichkeit offen zu halten, im äußersten Nothfall die Flucht stromabwärts zu jeder Stunde antreten zu können. Es tagte bereits, als Schinges mehrere zusammengeschnürte Holzblöcke mit seinen Kleidern und Waffen belud und, das kleine Floß vor sich hinschiebend, in den Fluß hineinschritt. Von der Strömung mit fortgerissen, erreichte er schwimmend das linke Ufer, wo er alsbald im Gebüsch verschwand.

Die Sonne war um diese Zeit über die östliche Waldung hinausgestiegen. Ein gewisses Sicherheitsgefühl hatte sich Aller bemächtigt; zugleich aber machte sich der Rückschlag nach so viel überstandener Gefahr und Aufregung geltend. Den fast übermenschlichen Anstrengungen folgte Abspannung. Lydia war so erschöpft, daß der Gedanke, mit ihr auf dem von dem jungen Otoe eingeschlagenen Wege zu fliehen, schon bei seinem Entstehen aufgegeben wurde. Waltete doch auch die Gefahr, daß die erbitterten Verfolger in ähnlicher Weise den Strom kreuzten, um wie eine Meute heißhungriger Wölfe sich an ihre Fersen zu heften. Jetzt schlief sie in der von Nestor gewohnter Weise errichteten Laube. In ihrer Nachbarschaft gaben Maurus, Schahoka, Nestor und Eva sich ebenfalls der Rast hin. Nur Kit Andrieux, dessen Sehnen wie sein Wille aus Stahl gewebt zu sein schienen, blieb munter. Auf dem entgegengesetzten Ende der Insel, auf einer Stelle, von welcher aus er den Missouri bis weit über die Mündung des Nebraska hinaus überblickte, saß er gemächlich zwischen dem gebleichten Treibholz. Wohlgemuth seine Pfeife rauchend, behielt er die Richtung im Auge, in welcher allein sich abermals Gefahren vorbereiten konnten. Nichts entdeckte er, woraus sein Argwohn neue Nahrung gezogen hätte. Die Nachbarschaft der Nebraskamündung lag so still und öde, wie das jenseitige Missouriufer. Nirgend zeigte sich Leben. Hin und wieder strich wohl eine Kette wilder Enten mit pfeifendem Flügelschlag über den breiten Wasserspiegel hin, oder ein weißer Reiher spähte, wie mit dem ihn tragenden gestrandeten Treibholzblock aus einem Stück bestehend, regungslos vor sich in die Fluthen hinab; allein um die weithin absehbare Landschaft zu beleben, hätte es anderer Mittel bedurft. Mißtrauisch betrachtete er dagegen mehrere Geier, die nahe der Mündung des Nebraska oberhalb der Waldung kreisten. Was

sie anlockte, war ihm nicht fremd; es verrieth sich in seinem eigenthümlich schadenfroh befriedigten Blick. Weniger gefiel ihm, daß die häßlichen Vögel nicht den Muth besaßen, sich zu der in ihrem Bereich befindlichen Beute niederzulassen, ein sicheres Zeichen, daß sie gestört wurden. Doch was ihrer Scheu zu Grunde liegen mochte, ob die Anwesenheit von Wölfen oder Menschen: die Erklärung dafür verheimlichte die Waldung mit ihrem Schatten.

In seiner Wache wurde er zu der festgesetzten Zeit durch Schahoka abgelöst. Diesem folgten in bestimmten Zwischenräumen Maurus und Nestor. Peinlich aufmerksam versah Jeder seinen Dienst, allein nirgends begegneten ihre Blicke einem Merkmal, welches von der Nähe wenn auch nur vereinzelter Mitglieder der Raubbande gezeugt hätte.

Wie der Tag, verstrich auch der Abend ohne jegliche Störung. Es folgte die sich durch den späten Aufgang des Mondes klärende Nacht, und trotz der verschärften Wachsamkeit gewahrten die das Eiland abwechselnd umkreisenden Gefährten nichts, wodurch sie an ihre gefährliche Lage erinnert worden wären. Das Krachen, mit welchem, wie sie wähnten, die vor der Mündung des Nebraska von der Strömung herumgewirbelten Treibholzstämme gelegentlich aufeinander prallten, drang wohl dumpf herüber, allein sie waren zu vertraut mit dieser Art von Geräusch, um hinter demselben andere Ursachen zu suchen. Verdächtig erschien dem mißtrauischen Fallensteller nur, daß es sich häufiger wiederholte, als es bei dem niedrigen Wasserstande gewissermaßen gerechtfertigt gewesen wäre. Es klang, als ob man auf einem Zimmerplatz Bauhölzer übereinander geschichtet habe.

Der neue Tag zeigte kein anderes Gepräge, als der vorhergehende; auch heute verstrichen die Stunden bei unverminderter Wachsamkeit träge. Sie schienen endlos zu sein.

Der Abend hatte sich längst auf die stille Landschaft gesenkt, und ein falber Schein verrieth die Stelle, auf welcher der Mond der östlichen Waldung entsteigen sollte, als Maurus die Wache vor dem natürlichen Bollwerk übernahm. Bei ihm befand sich Lydia. Dringend hatte sie gebeten, ihn begleiten zu dürfen. Vergeblich den Schlaf herbeisehnend und in Vorahnung neuer Gefahren widerstrebte es ihr, vor dem Lagerfeuer zurückzubleiben, wo sie, eingeengt durch dichte Vegetation, nicht um sich zu blicken vermochte, ihre Phantasie, durch nichts abgelenkt, fortgesetzt mit Bildern sich beschäftigte, die ihr Grauen einflößten.

Ungern gab Maurus ihrem Wunsche nach. Und dennoch gewährte es ihm eine gewisse Beruhigung, sie an seiner Seite zu wissen, sie zu beobachten, während sie zu ihm sprach, ihn zu immer neuen Kundgebungen trieb, aus welchen sie, wenn auch zagend, freundlichere Hoffnungen auf die nächste Zukunft schöpfte. Vor sich das verworrene Holzgerüst, saßen sie hoch genug, um über dasselbe hinweg zu sehen. Träumerische Ruhe lagerte auf Wald und Strom. Träumerisch klang das Gurgeln, mit welchem die regsamen Fluthen ihren gewundenen hindernißreichen Weg zwischen dem Geäst des mächtigen Holzriffs hindurch verfolgten. Es war wie geschaffen, die Phantasie milder anzuregen und endlich einzuschläfern. Bald von dem einen Ufer, bald von dem anderen drang das Kläffen und jauchzende Heulen der Prairiewölfe herüber. Dazwischen ertönte zuweilen das Schnattern auf stillem Wasser übernachtender Enten, beantwortet von dem heiseren Ruf eines wachsamen Reihers. Wie Träume des paradiesischen Friedens schwebte es in der klaren Atmosphäre; wie kosende Träume ewiger holder Eintracht umwebte es das Eiland inmitten des heftig strömenden Wassers. Lispelnd und flüsternd strich eine sanfte Luftströmung durch die Wipfel

der Bäume. Unmöglich erschien es, daß die herrschende Ruhe durch Scenen wilden Kampfes gestört werden könne, unmöglich, daß die von den östlichen und südlichen Schlachtfeldern ausgehenden Erschütterungen, ähnlich den Schallwellen in geringerem Umkreise, über Hunderte von Meilen hinweg sich bis in diese abgelegenen Wildnisse fortpflanzten.

Der sich dem Osten entwindende Mond befand sich im Gesichtskreise der Beiden. Schwermüthigen Betrachtungen hingegeben überwachte Lydia die bereits zur Sichelform hinneigende Scheibe, wie sie, den nahe dem Erdboden lagernden Dunstschichten sich rothglühend entwindend, allmählig ihre Farbe veränderte.

„Ich lebe wie in einer anderen Welt; der Unterschied zwischen dem Früher und dem Jetzt ist zu unermeßlich groß," sprach Lydia, ihren trüben Gedanken Ausdruck verleihend, „wohin ist es gekommen, daß die Kinder desselben Landes in solch' entsetzlicher Weise sich gegenseitig verfolgen. Alle Bande, selbst die des gleichgiltigen Nebeneinandergehens, sind gelöst. Verrath und Tücke schleichen überall einher. Sogar in diesen öden Landestheilen weiß man nicht mehr, wem man trauen darf, ob es ein Gesinnungsgenosse, mit dem man vom Zufall zusammengeführt wird, oder ein erbitterter Feind, der unter der Maske höflichen Entgegenkommens über Unheil brütet. Das ist gewiß genug, das Leben zu vergällen."

Aufmerksam lauschend ließ Maurus die liebliche Gefährtin zu Ende sprechen. Schmerzlich bewegt überwachte er das schöne Antlitz, welches in der Beleuchtung des Mondes wie weißer Marmor schimmerte.

„Das ist der Fluch des Bürgerkrieges," hob er an. „Unbarmherzig trennt und zerreißt er, was zu einander gehört. Haß keimt unter seinem Einfluß auf den Grabstätten vernichteten irdischen Glückes. Es schwelgt das Auge im Anblick fremden Leids, der verbrecherischen Werke

entfesselter schrecklicher Roheit nicht zu gedenken. Ja, das ist der Fluch eines Bürgerkrieges. Doch auch das wird sein Ende erreichen und voraussichtlich ein baldiges. Es nahen die Tage, in welchen man der Ereignisse, deren Augenzeugen wir jetzt sind, kaum noch beiläufig gedenkt, sie wohl gar bezweifelt, oder in das Reich der Uebertreibungen verweist. Es ist das kein Unglück. Es erinnert vielmehr an das Verharschen schwerer Wunden. Wie aber für eine ganze Nation ein neuer Frühling anbricht, wird ein solcher auch dem Einzelnen mehr oder minder erblühen und mit um so größerer Dankbarkeit, mit um so zuversichtlicherer Hoffnung auf eine freundliche Zukunft begrüßt werden. Das sollen wir bedenken und Trost daraus schöpfen, wenn, wie heut, Trübsal, Angst und Noth uns zu übermannen drohen."

„Mein Vater wußte sehr wohl, wem er mich anvertraute, als er Sie an mich abordnete," versetzte Lydia ergriffen, „möge es ihm nur vergönnt sein —" sie brach ab, als sie gewahrte, daß Maurus wieder scharf nach der in nächtlichem Duft verschwimmenden Nebraskamündung hinüberspähte. Sie folgte seinem Beispiel. Doch so sehr sie ihre Sinne anspannen mochten, nichts ereignete sich, wodurch der nimmer schlummernde Argwohn neue Nahrung erhalten hätte.

Eine Weile saßen sie dann schweigend nebeneinander, als Kit Andrieux plötzlich hinter ihnen stand. Erschrocken kehrten sie sich nach ihm um, als er sie mit den Worten anredete: „Hab' eine Zeitlang die an dem Eiland hingleitende Strömung beobachtet, und des Henkers will ich sein, wenn die Schurken nicht eine kleine Einleitung zum Angriff getroffen haben."

Maurus fuhr auf.

„Eine Einleitung? Was meinen Sie damit?" fragte er erregt, „bei der gespanntesten Aufmerksamkeit gelang es mir nicht, Verdächtiges zu entdecken."

Andrieux lachte in seiner gutmüthig spöttischen Weise vor sich hin, und bemerkte leichtfertig: „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß der Stromkanal mehr Holz fortschleppt, als im Laufe des Tages?“

Maurus ließ seine Blicke über den breiten Wasserspiegel hinschweifen. Was er bisher nicht beobachtete, unterschied er jetzt freilich. Nicht nur einzelne Stämme strandeten vor dem Bollwerk oder trieben an der Insel vorbei, sondern auch mit den Wurzeln und Aesten floßartig ineinander verschränkte.

„Ich erkenne es an, erstaunend, daß es mir so lange entging,“ antwortete er nach einer Pause, „doch welche Deutung legen Sie diesem Umstande bei?“

Andrieux setzte sich neben Maurus auf den von ihm gewählten Baumstamm, und nachdem er einen langen Blick stromaufwärts gesandt hatte, hob er in sorglosem Erzählerton an: „Das Holz, welches mit so viel Pünktlichkeit die Mitte der Hauptströmung hält, kommt nicht von weit her. Es wäre sonst vom Wasser durchzogen und schwarz, wogegen das da vor uns sich im Mondlicht so weiß ausnimmt, wie die geschälten Weiden in 'ner Korbmacherwerkstatt. Und dann noch Eins, Kapitain. Der Missouri führt zur Zeit zu wenig Wasser, um viel gestrandetes Holz loszureißen. Um Bäume, wie der da drüben, aus ihrem Lager zu heben, müßte er so hochgehen, daß wir hier bis an den Hals im Wasser säßen. Da kalkulir' ich: Menschenhände haben gerade da, wo wir das Floß bauten, Stück für Stück flott gemacht, nebenbei keine schwere Arbeit, und ihm auf den Weg geholfen.“ Hier lachte Kit Andrieux abermals spöttisch, entlockte seiner Pfeife einige qualmigere Rauchwolken und fuhr fort: „Das Lumpengesindel glaubt, es habe einfältige Kinder vor sich, und möchte uns an den Anblick einer größeren Menge Treibholz gewöhnen. Es geht ihm dabei im Kopf herum,

daß wir nicht d'rauf achten, wenn ein paar größere Flöße irgendwo hier herum stranden und uns 'n anderthalb Dutzend Schurken auf den Hals bringen."

„So würden wir sie mit unseren Kugeln am Landen hindern," versetzte Maurus erregt.

„Leicht gesagt," meinte Andrieux, wie an dem ihm kindlich erscheinenden Vorschlage sich ergötzend, „und es ginge auch, hätten wir den eisernen Mark und ein halbes Dutzend Männer derselben Sorte hier bei uns; die aber werden schwerlich vor Tagesanbruch heran sein. Da müssen wir die Angelegenheit, so gut es gehen will, allein besorgen, und zwar ohne uns zu lange mit Schießen aufzuhalten; es sei denn, Jeder von uns vermöchte 'n anderthalb dutzendmal zu feuern, ohne dazwischen zu laden. Auch fehlt's an dem richtigen Licht, um's Ziel ordentlich in's Auge zu fassen."

„Welchen Rath ertheilen Sie für den Fall eines hinterlistigen Angriffs?"

„Als letzter Ausweg bleibt, an Bord unseres Floßes zu gehen, und das Weitere dem Missouri anheimzugeben. Das eilt indessen nicht. Mein Rath aber wäre, daß unsere liebliche junge Lady nach dem Lager ginge —"

„Ich möchte bleiben," fiel Lydia entschlossen ein, und ihr Muth wuchs unverkennbar in demselben Maße, in welchem sich neue Gefahren vor ihr aufthürmten, „hier kann ich um mich sehen —"

„Recht so, Miß Lydia," unterbrach Andrieux sie nunmehr mit ernster Entschiedenheit, „Ihren Muth hab' ich noch nicht bezweifelt, dagegen sollen Sie ihn jetzt beweisen, anstatt mit Reden viel Zeit zu verlieren, so lange es Nothwendigeres zu thun gibt."

Lydia hatte sich erhoben.

„Sagen Sie, was ich thun soll," sprach sie ruhig, „ich bin zu Allem bereit, was meine Kräfte nicht übersteigt."

„Eine richtige Soldatentochter," versetzte Andrieux förmlich zärtlich, „doch jetzt hören Sie: den Weg zum Feuer können Sie auf diesem Fetzen Erdboden nicht verfehlen. Eilen Sie also hinüber und vermelden Sie dem schwarzen Gentleman und dem Otoe, sie möchten schleunigst mit ihren Büchsen hierherkommen. Sie selbst und die braune Hexe mögen unterdessen so viel Sachen auf's Floß schaffen, wie Sie zu tragen vermögen. Den Bau selber schieben Sie ein wenig weiter nach dem Wasser hinauf, so daß wir nur die Leine durchzuschneiden brauchen, um schnell in die Strömung hinein zu gelangen. Selbstverständlich gehen Sie mit sammt der braunen Hexe an Bord, und wenn Sie hören, daß es hier knallt, was übrigens noch nicht ausgemacht ist, so erfreuen Sie sich an dem Gedanken, daß mit jedem Schuß ein verdammter Schurke zur Hölle gesendet wurde."

„Auf Wiedersehen," sprach Lydia gefaßt, indem sie Maurus die Hand reichte, und sich hastig umkehrend, schritt sie davon. Sie befand sich noch in Hörweite, als Andrieux sich, gleichsam entschuldigend, Maurus mit den Worten zuwendete:

„Ich mußte das arme Ding hart anreden, um es los zu werden. Hätte sonst nur zu rufen brauchen, und die Beiden waren zur Hand in 'ner Minute und 'ner halben. Verdammt! Sie wäre uns nämlich hinderlich hier gewesen; denn des Teufels will ich sein, wenn nicht Unheil in der Luft schwebt, binnen kurzer Frist uns nicht mehr Blei um die Ohren fliegt, als 'nem gesunden Christenmenschen zuträglich und angenehm."

„Für so nahe halten Sie die Gefahr?" fragte Maurus, im Geiste noch immer mit Lydia und deren mit so viel inniger Wärme gesprochenen Scheidegruß beschäftigt.

„Ob nah oder fern, das mag der Henker wissen, Kapitain," erwiederte Kit Andrieux eigenthümlich rauh, „denn

auf dem Floß, welches da vorübertreibt, hätten ebenso gut vier, fünf Männer verborgen sein können, wie es sich jetzt als ungefährlich ausweist."

„Wäre es nicht vorzuziehen, um Miß Lydia's willen uns dem Wasser sogleich wieder anzuvertrauen?" fragte Maurus nach einer Pause.

„Ihr Bruder, der eiserne Mark, würde nicht so fragen," erklärte Andrieux ungeduldig, ein Zeichen, daß er ihre Lage für bedenklich hielt, „nein, Kapitain, nichts ist vorzuziehen, dessen Folgen man nicht durchschaut. Rathsam ist dagegen, daß Jeder von uns einen Posten einnimmt, wo er, ohne sich selbst viel preiszugeben, über 'nen festen Baumstamm hinwegfeuern mag. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß jede richtig entsendete Kugel die Zahl der Feinde um einen vermindert. Verdammt! Wäre der Mark nur hier, da sollten Sie 'ne wahre Lust an Ihrem Bruder haben, wie der die Büchse hantirt."

Das Gespräch wurde durch Schahoka und Nestor unterbrochen, die flüchtigen Schrittes herbeieilten. Wenige Worte genügten, um sie mit ihrer Aufgabe vertraut zu machen, namentlich eine Reihenfolge zu vereinbaren, in welcher die Schüsse nur abgegeben werden durften, um nicht plötzlich einmal ganz wehrlos dazustehen; dann ließen sie sich ebenfalls auf Stellen nieder, von welchen aus sie strandende oder vorbeitreibende Flöße mit ihren Kugeln zu bestreichen vermochten. Das Schweigen, welches nunmehr eintrat, wurde in der nächsten halben Stunde durch nichts gestört. Auffällig erschien nur, daß die Zahl der schwimmenden Stämme und Aeste sich plötzlich verringerte.

Mitternacht war vorüber und noch immer spähten die vier Männer angestrengt über den Stromkanal hin. Maurus neigte bereits zu der Hoffnung hin, daß die heimtückischen Feinde von ferneren Angriffen wenigstens in dieser Nacht abstehen würden, als Kit Andrieux ihn

anrief, mit dem Büchsenlauf über den als Brustwehr dienenden Stamm hinüberwies und auf eine in ihrem Gesichtskreis treibende Holzanhäufung aufmerksam machte. Dieselbe war groß genug, um mindestens zehn Männer tragen zu können. Aus ihren Bewegungen ging indessen hervor, daß sie nicht gesteuert wurde. In mäßiger Entfernung vor dem die Insel schützenden Riff, wo der Stromkanal sich theilte, schien sie zum Stillstand zu gelangen. Wie unentschieden, auf welcher Seite sie vorübergleiten sollte, drehte sie sich einmal um sich selbst, dann setzte sie ihren Weg auf der Westseite mit einem Abstande von etwa dreißig Ellen an dem Eilande hin fort.

„Das ist das Probefloß,“ erklärte Andrieux dem Gefährten, „verdammt schlau ausgedacht, jedoch nicht schlau genug, um 'ne alte Hand zu täuschen. Es soll über die Strömung Auskunft ertheilen und zugleich den Betrug vervollständigen. Es ist zum Erstaunen, mit welchem Eifer die Hunde ihre Vorbereitungen getroffen haben. Muß ihnen doch viel an des Colonels Tochter gelegen sein. Wie der Mond das Ding beleuchtet. Befände sich ein Katze an Bord, so würden wir sie entdecken.“

Kurze Zeit verstrich, und abermals tauchten in mäßiger Entfernung zwei größere schwimmende Riffs auf, die indessen den Eindruck erzeugten, als ob sie in einem mit der Strömung nicht ganz übereinstimmenden Kurse erhalten worden wären.

„Da sind sie,“ sprach Andrieux gedämpft zu den Gefährten hinüber, „jetzt heißt's beweisen, was man gelernt hat. Kein Schuß darf abgefeuert werden, ohne des Ziels sicher zu sein.“ Dann herrschte wieder Todtenstille. Nur das Gurgeln und Sprudeln innerhalb des verschlungenen Holzwerks, wo die Fluthen zwischen dem Geäst hindurchspielten, war vernehmbar; sonst hätte man die Athemzüge jedes Einzelnen beinahe zählen können. Durchdringender

hefteten alle Blicke sich auf das vordere, in seinen Formen sich immer deutlicher entwickelnde Floß, welchem das zweite in einem Abstande von mehreren hundert Ellen folgte. Zugleich umklammerten die Fäuste die Büchsen mit festerem Griff. Mit allen Sinnen die Bewegungen der muthmaßlichen Feinde überwachend, achtete Keiner des östlichen Stromufers, welches seine Schatten noch eine Strecke nach dem wirbelreichen Wasserspiegel hinaufsandte. Selbst bei argwöhnischem Hinüberspähen wäre Allen vielleicht entgangen, daß es auch von dorther, vorsichtig den Schutz der Uferwand suchend, einem dritten Floß ähnlich, schwarz und geheimnißvoll herbeischlich. Gegen die beiden verdächtigen Flöße hatte letzteres einen erheblichen Vorsprung und befand sich bereits in gleicher Höhe mit dem natürlichen Bollwerk, als jene noch in der Ferne mit der Strömung kämpften. Bald darauf aber wurde es durch die Insel selbst den vielleicht noch möglichen Blicken sowohl der Angreifer wie der Vertheidiger entzogen.

Und noch immer bezweifelte Maurus, daß die mißtrauisch überwachten Flöße von Feinden bemannt seien. Erst nachdem das vordere in guter Schußweite vor dem Riff eingetroffen war, entdeckte er, daß die emporragenden gebleichten Aeste sich über schwarze Schatten hinneigten, wie sie von ihnen selbst nicht geworfen werden konnten. Und abermals legte das Floß eine kurze Strecke zurück, als auf demselben eine menschliche Gestalt sich behutsam aufrichtete. Offenbar durch die auf der Insel herrschende Todtenstille zu dem Glauben verleitet, daß die Wachsamkeit der Flüchtlinge, die vermeintlich überhaupt keinen Angriff mehr erwarteten, eingeschläfert worden, lugte der Führer nach einer geeigneten Landungsstätte aus. Doch nur wenige Ellen legte er in der kauernden Stellung zurück, als Kit Andrieux, seines Zieles sicher, Feuer gab. Zum Laden der Büchse sich anschickend, sah er, daß der

Getroffene emporsprang, sich um sich selbst drehte und auf das Gesicht niederschlug; dann hatte er nur noch Sinne für die in den Lauf hinabgleitende Kugel. Auf dem unwiderstehlich nach vorn drängenden Floß ertönten zu derselben Zeit Ausbrüche des Erschreckens, wildes Fluchen und Verwünschungen.

„Haltet euch bereit!" brüllte Einer, der an Stelle des Gefallenen den Befehl übernahm, und bedachtsamer, als sein Vorgänger, tauchte er, das Gewehr an der Schulter, nur mit dem Kopf hinter einem aus Geäst hergestellten Schutzwall hervor. Er hatte indessen kaum ausgesprochen, als Schahoka's Geschoß ihn tödtlich traf und von dem Floß in die Fluthen hinuntersandte.

Die beiden wohlgezielten Schüsse, welche von Gegnern zeugten, deren Sicherheit durch die nächtliche Beleuchtung nur wenig beeinträchtigt wurde, hatte unter den Angreifern eine heillose Verwirrung verbreitet. Das Bewußtsein, den versteckten Schützen unaufhaltsam näher getragen zu werden und hinter dem Deckung gewährenden Holzwerk hervor sich nur zeigen zu brauchen, um sofort niedergeschossen zu werden, bewirkte, daß selbst dann, nachdem das Floß krachend auf das Bollwerk gestoßen war, sich Keiner mehr zu erheben wagte. Andererseits hatte das Aufblitzen der Schüsse sie belehrt, wohin sie selbst, wenn auch mit wenig Aussicht auf Erfolg, ihre Kugeln zu entsenden haben würden. Zwischen Stämmen und Aesten hindurch schoben sie die Musketenläufe, und als Schahoka das Laden seiner Büchse eben beendigt hatte, erfolgte eine unregelmäßige Salve von mindestens sechs Schüssen. Ringsum schlugen die Kugeln in der Nachbarschaft der Vertheidiger ein, jedoch ohne Jemand zu verletzen. Auf dem Floß aber überstiegen jetzt Wuth und Rachedurst jede andere Regung, selbst die der Vorsicht.

„Fertig zum Handgemenge!" hieß es gellend in Be=

gleitung grauenhafter Flüche und Verwünschungen, „mehr als ihrer Fünf können es nicht sein! Vorwärts Alle zugleich in des Satans Namen! Gebt ihnen die Hölle! Schlagt ihnen die Schädel ein! Fünfzehntausend Dollars stehen auf dem Spiel! Halloh, Jungens! D'rauf jetzt in des Satans Namen! Wer fällt, den beerben die Kameraden!" und mit dem letzten Wort tauchte hinter dem Holzwerk ein verworrenes Knäuel regsamer Gestalten empor, in welches Maurus und Nestor ihre Kugeln mitten hinein sandten.

Durch den Fall oder das Zurückprallen der Getroffenen in ihren Bewegungen behindert, zögerten die Angreifer abermals. Zu derselben Zeit trieb das andere Floß herbei. Anstatt indessen neben dem ersteren anzulegen, trachtete dessen Bemannung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die an der Insel vorbeistehende Strömung auszunützen, offenbar, um weiter unterhalb festen Boden zu gewinnen und von dort aus den Vertheidigern in den Rücken zu fallen.

Schneller, als sie zu schildern möglich, folgten nunmehr die Ereignisse aufeinander. Auf's Neue von ihrem Führer angefeuert und angesichts der pünktlich eingetroffenen Verstärkung verließen die ersten Angreifer nunmehr das gestrandete Floß, stießen aber zwischen den hohlliegenden Holzmassen auf so viel Hindernisse, daß sie nicht schnell genug vorzudringen vermochten. Trotzdem gab bald Dieser, bald Jener einen Schuß ab, jedoch ohne ein sichtbares Ziel in's Auge zu fassen, während die Männer des zweiten Flosses, sobald sie in gleiche Höhe mit den kämpfenden Genossen getreten waren und von der Strömung langsam weiter getragen wurden, ihre Kugeln ebenfalls in der Richtung nach den verborgenen Schützen entsendeten.

„Nestor," rief Andrieux dem Neger zu, „feure noch 'nen Schuß auf die Hunde da drüben auf dem Wasser

und liefere ein feines Stück Arbeit, oder Du sollst verdammt sein!“ Und zu Maurus gewendet, indem er die Büchse vor sich über den Baumstamm schob: „Einen möchte ich noch unschädlich machen! — Hei! wie die Schurken sich zwischen dem Geäst verrannt haben! Noch einen Schuß, und dann fort mit uns. Bevor das Gesindel den Weg nach dem anderen Ende der Insel hinüberfindet, sind wir zehnmal flott und außerhalb des Bereichs ihrer Kugeln,“ und indem er das Haupt über den Büchsenschaft neigte, schadenfroh: „Bei Gott! die schießen wie alte Weiber, denen der Unterkiefer zittert wie die Blätter an 'ner Pappelweide.“

Nur Sekunden waren mit diesen Rathschlägen hingegangen. Dann knallte Nestor's Büchse in der Richtung nach dem vorübertreibenden Floß, beantwortet von dem gräßlichen Aufschrei eines in den Fluthen Versinkenden. Wie als Echo darauf entlud sich Andrieux' Büchse, welche den noch kaum dreißig Ellen entfernten Anführer der gelandeten Rotte zwischen dem schwer zugänglichen Holzwerk zu Fall brachte. Maurus aber und die Gefährten waren eben im Begriff, aus ihrem sicheren Versteck in das hinter demselben sich aufbauende Gebüsch zu schlüpfen, als der Kampf auf's Neue und heftiger entbrannte.

In der grenzenlosen Verwirrung, dadurch erzeugt, daß die Angreifer gerade da auf heftigen Widerstand stießen, wo sie es am wenigsten erwarteten, und daher gewissermaßen als bequeme Zielscheiben dienten, während sie selbst in dem tiefen Schatten vergeblich nach den Vertheidigern suchten; ferner bei dem Knallen der Schüsse, dem Fluchen und anfeuernden Brüllen war Allen unbemerkt geblieben, daß auf der Ostseite der Insel und hart an deren Ufer das allerdings nur wenig auffällige Plätschern vernehmbar wurde, mit welchem sechs Paar kräftige Arme kurze indianische Schaufelruder im schnellsten

Takt in die Fluthen stießen und unter Aufbietung der äußersten Kräfte ein leichtes Boot durch das sich dort stauende und daher stillere Wasser trieben. Erst als die Bemannung des gestrandeten Floßes, fortgesetzt Deckung suchend, ungefähr die Hälfte des hindernißreichen Weges überwunden hatte, wurde man allerseits des geheimnißvollen Bootes ansichtig, wie es in der Nähe des Bollwerks anlegte und gleich darauf sieben oder acht Männer in dem Ufergebüsch verschwanden. Dann aber krachten aus allen Richtungen Schüsse, sowohl auf die zwischen dem Treibholz förmlich wehrlos Gewordenen, wie auf das von der Strömung entführte Floß, welches augenscheinlich freieres Fahrwasser zu gewinnen trachtete.

Im Ungewissen über die Stärke der wie aus der Erde gewachsenen neuen Gegner, erfüllte die Angreifer jetzt nur noch das einzige Bestreben, einem sicheren Tode zu entrinnen. Der Selbsterhaltungstrieb war erwacht. Von panischem Schrecken ergriffen, dachte Keiner mehr an Widerstand. Von Baumstamm zu Baumstamm, von Geäst zu Geäst krochen sie, um sich gegen die ringsum einschlagenden Kugeln zu schützen, und endlich nach dem Floß hinauf. Vergeblich aber versuchten sie, dasselbe flott zu machen. Nur das offene Wasser stand ihnen noch zu Gebote. In ihrem Entsetzen vor den Feinden, von welchen keine Gnade zu erwarten war, und vor die Wahl gestellt, entweder nach ihrer Habhaftwerdung sofort gehangen oder, wenn flüchtend, von dem reißenden Strome verschlungen zu werden, entschieden sie sich für Letzteres. Vollständig kopflos das nächste Treibholzstück ergreifend, um einen nothdürftigen Halt an demselben zu finden, stürzte sich Einer nach dem Anderen in die Fluthen. Es beseelte sie die trügerische Hoffnung, schwimmend das andere Floß oder das rechtsseitige Ufer zu erreichen. Und so entkamen von den vierzehn Angreifern kaum die Hälfte, und auch

von diesen sollte vielleicht die Mehrzahl im Kampfe mit der heftigen Strömung erlahmen und untergehen. Wer sich rettete, hatte es allein der nächtlichen Beleuchtung zu verdanken, welche die Sicherheit der jagdgewohnten Schützen dennoch beeinträchtigte. An deren Willen lag es wenigstens nicht, wenn auch nur ein Einziger der verruchten Horde mit dem Leben davon kam. Denn so lange man noch einen mit der Strömung Enteilenden zu unterscheiden vermochte, krachten Schüsse hinter ihm her.

Nachdem die dräuende Gefahr als endgiltig abgewendet betrachtet werden durfte, war Schinges der Erste, der sich Maurus und Kit Andrieux zugesellte. Ihm zur Seite schritt ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann im verschlissenen Lederanzuge.

„Das war Hilfe zur rechten Zeit," wendete dieser sich mit gleichsam frohlockender Stimme an Maurus, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „nur zehn Minuten später —"

„Markolf! Du selber!" rief Maurus freudig erstaunt aus, „wer hätte geahnt, daß wir uns noch einmal unter solchen Verhältnissen wiedersehen würden!"

„Ja, ich selber," bestätigte Markolf lachend, als wäre alles Vorhergegangene nur ein harmloses Jagdereigniß gewesen, und er schüttelte seinem alten Freunde Kit Andrieux kräftig die Hand, „ihr mögt euch vorstellen, wie ich mich beeilte, als der junge Otoe die Nachricht überbrachte, ihr befändet euch in Nöthen. Keine Stunde war nach seinem Eintreffen verstrichen, als wir mit unserem Boot losmachten. Zum Glück waren brauchbare Leute zur Hand, zumal es galt, die Nachbarschaft von den berüchtigten Guerrillaschurken zu säubern. Doch willkommen hier im Westen, doppelt willkommen, wenn Du Erfreuliches über Margaretha mitzutheilen weißt."

„So viel Gutes, wie mir durch unseren Freund Kit

Andrieux übermittelt wurde, und der traf vor einigen Wochen erst mit ihr unter dem Dache des wunderlichen Onkels Findegern zusammen," versetzte Maurus, und weiter, indem er seinen Arm unter den Markolf's schob und ihn mit sich fortzog: „jetzt ist indessen keine Zeit zu ausführlicheren Mittheilungen; komm, komm mit. Ich will Deinen Triumph noch erhöhen und Dich Jemand vorstellen —"

„Der Tochter des Colonels Rutherfield," warf Markolf sorglos ein. „Ich hörte von ihr. Sie soll ein bildschönes Mädchen sein, und aufrichtig freue ich mich, sie kennen zu lernen. Nie aber hätte ich geglaubt, daß ihr zu Liebe eine meiner Kugeln noch einmal, und zwar zum ersten Male in meinem Leben, sich in warmes Menschenfleisch einbohren würde. Wie sie übereinander stürzten, die Elenden. Nebenbei schade um jedes Geschoß, das an der Brut vorbeiging," und in der überschwänglichen Freude des Wiedersehens mit einer gewissen Ueberstürzung zu einander sprechend, bahnten die beiden Brüder sich ihren Weg durch das Dickicht dem anderen Ende der Insel zu.

Die zurückbleibenden Jäger, unter diesen Kit Andrieux und die beiden Otoes, begaben sich zunächst an's Werk, die Waffen nebst Schießbedarf der gefallenen Feinde als gute Beute unter sich zu vertheilen, worauf sie Erschossene wie Verwundete gleichmüthig der Strömung übergaben. Ein wenig später, da brannte in der Nähe des Bootes ein Feuer. Es regten sich alle Hände, um von den mitgeführten Vorräthen ein Mahl zu bereiten. Obwohl erschöpft nach der ununterbrochenen Arbeit des Ruderns, lauschten die alten Gefährten aufmerksam den lebhaften Schilderungen Kit Andrieux', der des Erzählens seiner abenteuerlichen Erlebnisse in der großen Stadt kein Ende wußte. —

Als die Brüder bei Lydia eintrafen, war diese bereits durch Nestor, welchen Maurus entsendete, über die jüngsten

Ereignisse unterrichtet worden. Nur noch mit Mühe hielt sie sich aufrecht. Nachdem sie gemeinschaftlich mit Eva, dem Rathe Andrieux' gemäß, alle Vorbereitungen zur schleunigen Flucht getroffen und auf dem Floß ihre Zuflucht gesucht hatte, war ihr Entsetzen in demselben Maße gestiegen, in welchem sie bei jedem neuen herüberdröhnenden Schuß sich die möglichen Folgen des Kampfes ihrer Freunde gegen eine vielfache Uebermacht vergegenwärtigte. Wohl hatte sie das Geräusch vernommen, mit welchem ein flink gerudertes Boot den Schatten des jenseitigen Ufers verließ, auf die Insel zuglitt und an derselben hinauf dem Kampfplatz zueilte, allein welche andere Deutung hätte sie dafür haben können — und Verzweiflung ergriff sie bei diesem Gedanken — als daß die in demselben befindlichen Männer eine hinterlistig heranschleichende Abtheilung der erbitterten Feinde. Wenn aber gleichsam betäubende Freude sie bei der ersten Kunde von dem glücklichen Ausgange des Zusammenstoßes beseelte, so gelangte dieselbe in ergreifender Weise zum Ausdruck, als sie in Maurus' Begleiter dessen Bruder begrüßte und, der Sprache kaum mächtig, Beide ihre Retter nannte.

Von Maurus geleitet begab sie sich nach der verlassenen Lagerstätte zurück, wo unter Nestor's und Eva's Händen das vernachlässigte Feuer alsbald wieder aufflackerte und die beiden Brüder in dessen Beleuchtung den ersten freien Anblick von einander gewannen. Beide hatten sich seit ihrer Trennung sehr verändert. Zeichnete aber in Maurus' ganzer Erscheinung der kriegsgewohnte Feldsoldat sich aus, so bot Markolf von dem, sein gebräuntes bärtiges Antlitz beschattenden, lang gedienten grauen Filzhut bis zu den mit indianischen Mokassins bekleideten Füßen herunter das charakteristische Bild eines verwegenen sorglosen Fallenstellers und Pelztauschers. Seine Manieren waren dagegen dieselben zuversichtlichen, beweg-

lichen, gewissermaßen bestechenden geblieben. Unter Beschwerden und Entbehrungen gereift, leuchtete aus seinen ehrlichen Augen heitere Zufriedenheit.

An Schlaf dachte in dieser Nacht Keiner mehr. Es belebten sich die über das Feuer hin ausgetauschten heiteren Mittheilungen in demselben Maße, in welchem Lydia theilnehmender für dieselben wurde und sich endlich, wie im Kreise langjähriger Freunde an der Unterhaltung betheiligte. —

Bis um die Mittagszeit des folgenden Tages verweilte man auf der Insel; dann erfolgte das Uebersetzen nach dem rechtsseitigen Ufer, welches durch das Boot erleichtert wurde. Wo man landete, wurde auch das Lager aufgeschlagen. Als der Abend sich wieder auf die stille Landschaft senkte, da reihten sich um zwei nachbarlich von einander geschürte Feuer im freundschaftlichen Verkehr Alle, die im Laufe der vorhergehenden Nacht zusammengeführt worden waren. Von der Guerrillabande hatte man auch im weiteren Umkreise nichts mehr entdeckt. Dagegen war es den beiden Otoes unter Beihilfe Andrieux' und der an dem Streifzuge betheiligten braunen Jäger gelungen, die zu Maurus' Gesellschaft gehörenden Pferde wieder herbeizuschaffen. Es konnte daher folgenden Morgens die Weiterreise wieder in gewohnter Ordnung angetreten werden.

Bis an die Furt gaben die in dem Boot heruntergekommenen Männer das Sicherheitsgeleite. Auch dort fand man nur kalte Feuerstellen, welche von der Anwesenheit der gesetzlosen Bande zeugten. Nach den erlittenen schweren Verlusten hatten sie für rathsam gehalten, sich schleunigst aus einer Gegend zu entfernen, in welcher jedes einzelne Mitglied als vogelfrei galt.

Nachdem Markolf das Durchschreiten der Furt überwacht hatte, begab er sich mit seinen Leuten an die

Mündung des Nebraska zurück, wo sie in ihrem Boot die Fahrt stromaufwärts unverweilt antraten. In der folgenden Nacht lagerten sie noch einmal nachbarlich mit ihren Freunden auf dem Ufer des Missouri. Von der Mission trennte sie dort eine Reise von nur noch wenigen Stunden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Council-Bluffs oder Berathungshügel auf dem rechten Missouriufer bestehen im Grunde nur aus den zerklüfteten Abhängen der dort höher ansteigenden Hochebene. Dieselben reichen streckenweise bis in fast unmittelbare Nähe des Stromes. In einer Einbuchtung des Hochlandes und nur durch einen geringen Zwischenraum von dem Missouri getrennt, lag damals gleichsam eingenestelt die alte Pelztauscherstation, die sich vielleicht längst in eine Stadt verwandelte. Ein wenig stromabwärts, hoch oben auf dem Rande der dort etwas zurücktretenden Ebene, erhob sich, weithin sichtbar, die presbyterische Mission. Als großes zweistöckiges Balkengebäude mit zwei Nebenflügeln, leuchtete sie mit ihrem weißen Anstrich weit in's Land hinaus. Vereinzelte Blockhütten und wirthschaftlichen Zwecken dienende kleinere Baulichkeiten verschwanden gleichsam den Größenverhältnissen des eigentlichen Missionshauses gegenüber. Auf der Grenze der sehr spärlich mit verkrüppeltem Baumwuchs geschmückten Ebene gelegen, bot dessen Umgebung nur wenig landschaftliche Reize. Aber es entschädigte dafür gewissermaßen die ungebundene Aussicht, welche man von dort aus nach allen Richtungen genoß. Ueber den Missouri hinweg schweiften die Blicke über ein breites Thal, welches in der Ferne ebenfalls von den Abhängen des höher gelegenen Bodens hügelartig abgeschlossen wurde. An Abwechselung arm, mag es zur Zeit mit Ansiedelungen bedeckt sein, deren

einzelne vermöge ihrer Lage dazu angethan sind, sich zu Städten emporzuarbeiten. Auf die Pelztauscherstation, an welche sich die Hütten der Dolmetscher und kleiner Pelztauscher reihten, sah man von dort oben wie auf eine Schachtel voll durcheinander gewürfelter Spielwaaren nieder. —

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als der Vorplatz der Mission sich überaus freundlich belebte. Unter der Aufsicht Mac Kinney's, eines noch jüngeren Geistlichen, auf dessen klugem hageren Gesicht ernste Willenskraft mit Vertrauen erweckender Milde sich paarte, und seiner Gattin, einer liebenswürdigen Dame, welche sich noch nicht lange in den dreißiger Jahren umgesehen hatte, waren die Zöglinge der Anstalt mit ihren eigenen Kindern hinausgeeilt, um in heiteren Spielen eine Erholungsstunde zu feiern. Mädchen und Knaben waren es im Alter von sechs bis sechzehn Jahren, eine Zeitgrenze, auf deren anderer Seite die Vorbereitungen zu einem Handwerk oder sonstigen technischen Fertigkeiten ihren Anfang nahmen.

Einen seltsamen Kontrast bildeten die ungefähr dreißig Zöglinge mit den braunen Physiognomien, den schwarz funkelnden Augen und dem kurz gehaltenen Haupthaar zu den vier lieblichen, blauäugigen und licht gelockten Nachkommen des Missionars und seiner in holder Mutterwürde prangenden Frau; aber auch zu den aus wollenen Kleidern, Jacken, festen Schuhen und sauberer farbiger Wäsche bestehenden Anzügen, in welchen die noch nicht lange Eingekleideten sich nichts weniger als behaglich zu fühlen schienen. Auf mehreren Bänken dicht am Hause saßen sechs oder sieben grellfarbig geschmückte und bemalte Krieger der benachbarten Indianerstämme, die eingetroffen waren, um sich von dem Wohlergehen ihrer Sprößlinge zu überzeugen und, wie stets bei solchen Gelegenheiten, von dem menschenfreundlichen Missionar gastlich auf-

genommen zu werden. Mit dem langen schwarzen Haar, den mit der geflochtenen Skalplocke vereinigten Federn und den als Ueberwurf dienenden zottigen Büffelhäuten oder farbigen Decken erzeugten sie den Eindruck, als ob sie nicht zu der jungen Gesellschaft gehörten. Nicht einmal in dem Ausdruck ihrer ernsten Physiognomien verrieth sich eine Regung der Zusammengehörigkeit.

Mit unverkennbarer innerer Befriedigung über die fortschreitende Gesittung der ihrer Obhut Anvertrauten, hatten Mac Kinney und seine Gattin ihre Blicke über die junge Schaar hinschweifen lassen, als Letztere mit einem Ausdruck des Zweifelns bemerkte: „Wo unsere Daisy zur Zeit weilen mag. Ich bat sie dringend, mir zur Seite zu bleiben, trotzdem verschwand sie gleich nach dem Mittagessen. Mit ihrem seltsamen, obwohl eine rührende Ergebung in sich bergenden Wesen, flößt sie mir in der That große Besorgniß ein.“

„Wo sie weilt?“ versetzte Mac Kinney mit verständlich hervorklingendem Wohlwollen, „das zu errathen dürfte schwer sein. Wohl aber ist die Ursache ihrer Abwesenheit durchsichtig genug. Seitdem Durlach zu dem zweifellos nicht ungefährlichen Unternehmen aufbrach, fürchtet sie, wo sie geht und steht, für sein Leben. Da wird sie wohl hingegangen sein, um an einem heimlichen Ort auf seine Heimkehr zu warten. Etwas Ergreifendes liegt in der Anhänglichkeit, welche sie absichtslos auf die ihr eigenthümliche Weise verräth.“

„Von hier aus hätte sie den Missouri ebenso gut überwachen und nach dem heraufkommenden Boot ausschauen können,“ wendete die Missionarin ein, „damit wäre ihr zugleich die Gelegenheit zu schwermüthigem Grübeln entzogen geblieben. Gewiß, ich muß sie ernstlich tadeln, wenn sie auf Grund ihrer heimlichen Regungen sich gänzlich von uns abschließt.“

Mac Kinney lächelte versöhnlich und erwiederte beschwichtigend: „Befände ich mich nach Deiner Ueberzeugung in einer auch nur annähernd ähnlichen Lage, wie Durlach, würdest Du anders denken oder weniger um mich sorgen?“

„Nein, sicher nicht; wohl aber würde es sich bei mir in einer anderen Weise offenbaren.“

„Was ich gerne zugebe. Uebersehen wollen wir indessen nicht, daß meine verständige Frau von frühester Kindheit an mit der Gesittung verwuchs, eine solche ihr nebenbei durch unberechenbare Generationen hindurch angestammt wurde, wogegen Daisy erst in einem späteren Alter der zügellosen Freiheit und damit dem Einfluß ihrer heidnischen Umgebung entrissen wurde. Merkwürdig leicht und zutraulich, wie sie sich uns anschmiegte, und eifrig, wie sie die Lehren der Gesittung in sich aufnahm, konnte das, was sich ebenfalls, wenn auch nur mütterlicherseits, von ihren Vorfahren auf sie übertrug, doch nicht ganz von ihr ausgeschieden werden. Die zwölf Jahre, welche sie im Kreise der braunen Verwandten verbrachte, lassen sich nicht verwischen, wie ein Kreidestrich auf der Tafel. Ihr verstorbener Vater aber, eine rauhe Pelztauschernatur, war bei allen sonstigen Vorzügen doch nicht der Mann dazu, das zu empfinden oder zu beachten. Eine gänzliche Umwandlung vollzieht sich nur sehr langsam und wohl dann erst vollständig, wenn sie als Gattin eines gebildeten Weißen der Mittelpunkt eines glücklichen Familienlebens geworden ist.“

„Du sprichst so zuversichtlich, als ob Du keine Zweifel über die redlichen Absichten unseres Freundes hegtest.“

„Zweifel? Nein,“ erklärte Mac Kinney träumerisch, „und nach meinen beinahe eifersüchtigen Beobachtungen darf ich solche auch nicht in's Leben treten lassen. Zunächst webte sich ein Band zwischen den Beiden, welches

nach meiner Ueberzeugung nur durch den Tod gelöst werden kann; dann aber würde es nimmermehr dem ehrenwerthen Charakter Durlach's entsprechen, mit den heiligen Regungen eines unschuldigen jungen Geschöpfes ein frevelhaftes Spiel zu treiben. Er hat vielmehr mir gegenüber seinen unerschütterlichen Willen offenbart, Daisy zu seiner Zeit zum Altar zu führen, und auch schon auf meine Anregung hin ihre beiderseitige Zukunft ernst in Betracht gezogen. Freimüthig gab er zu, daß der Westen keine Stätte böte, wo er dem lieben Kinde ein Glück bereiten könne, wie es ein solches verdiene. Und so trägt er sich mit der Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges, um sie dann mit nach St. Louis hinunter zu nehmen und dort seinen Hausstand zu begründen. Ebenso offenherzig erklärte er, daß das wilde Jagdleben zwar seine überschwänglichen Reize besitze, welchen zu entsagen ihm sehr schwer werden würde; zugleich aber gab er zu, daß seine ganze Vergangenheit wie das Verhältniß zu seinen Geschwistern erheischten, mit seiner Liebhaberei nicht über eine bestimmte Grenze hinauszugehen. Auch über die Art der von ihm zu begründenden Zukunft sprachen wir in allerjüngster Zeit; dabei mißfiel mir nur die Leichtfertigkeit, mit welcher er eines Sonderlings von Onkel gedachte, eines unverheiratheten alten Tischlermeisters, unter dessen Schutz zur Zeit seine Schwester sich befindet. Er meinte, es koste ihn nur ein Wort, um bei dem ‚queren alten Burschen' — seine eigenen Worte — als gut bezahlter Lehrling einzutreten und später gemeinschaftlich mit ihm eine Möbelfabrik zu begründen."

Hier kehrten die beiden Gatten sich ihren Zöglingen zu, um einen Kreislauf, zu welchem diese sich geordnet hatten, zu lenken und zu überwachen.

— — — — — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit befand Daisy sich eine mäßige

Strecke stromabwärts, wo sie in halber Höhe eines der hügelartigen Abhänge sich niedergelassen hatte. Von der Mission aus nicht bemerkbar, stand ihr selbst dort eine ungehemmte Aussicht über den Strom bis zu seiner nächsten südlichen Biegung offen. Regungslos wie ein Steingebilde saß sie, die großen dunklen Augen dahin gerichtet, wo die in dem Boot heimkehrenden Männer zuerst in ihren Gesichtskreis treten mußten. Obwohl Markolf, auf ein ernstes Wagniß vorbereitet, betheuerte, nicht vor Einbruch der Nacht zurück sein zu können, sogar darauf hinwies, daß seine Abwesenheit einen Tag und länger dauern möge, war sie doch schon um die Mittagszeit heimlich nach ihrer Warte geschlichen, um daselbst mit ihrem Bangen und Sehnen allein zu sein. Und so bot sie in ihrer zuwartenden Stellung ein unbeschreiblich anmuthiges Bild, in welchem die hervorragendsten Reize zweier Rassen sich zu einem bezaubernden Ganzen vereinigten. Mit ihrem zwölften Jahre erst dem heimathlichen Wigwam entführt und daher den Sitten der Eingeborenen noch nicht vollkommen entfremdet, hatte sie, ahnungslos, daß es ihre äußere Erscheinung vortheilhaft beeinflußte, ihr rabenschwarzes Haar von der Stirne bis über den Hinterkopf hinunter in zwei gleich starke Hälften gescheitelt, diese aber in Handlänge von dem schön geformten Haupt in je eine Flechte gewunden, welche, nach vorn über die Schulter fallend, bis auf ihren Schoß niederreichten. Lichtbraun und sammetweich ragte zwischen der schwarzen Einfassung ein liebliches Antlitz hervor, in welchem neben der zarten Farbe nur noch die ein wenig hervortretenden Backenknochen an die indianische Abkunft erinnerten. Ein eigenthümliches Gepräge sanfter Schwermuth und ergebungsvoller Geduld hatte sich über ihre Züge ausgebreitet. Diese Stimmung offenbarte sich noch deutlicher in den großen dunklen Augen, welche durch die wie müde

gesenkten Lider so weit verschleiert wurden, daß die langen schwarzen Wimpern die Wangen beinah berührten. Der eine schmale, in festes Leder gekleidete Fuß ruhte etwas erhöht auf einer Unebenheit des Bodens vor ihrem Sitz. In ungezwungener Haltung hatte sie die Hände vor dem emporgezogenen Knie gefaltet. Das sie umhüllende Kleid von blauem Flanell war nach Sitte der Weißen geschnitten und schmiegte sich anmuthig an den schlanken jungfräulichen Körper an. Eine scharlachfarbige Decke, welche neben ihr lag, vervollständigte einen Anzug, wie er nicht geeigneter und kleidsamer für die fremdartige Erscheinung hätte ersonnen werden können. Als Schmuck trug sie große silberne Ohrreifen, während eine Schnur bernsteinartig schillernder gelber Glasperlen sich sechsfach um den Hals schlang und mit einzelnen Windungen tief über ihren Busen hinabreichte.

Stunde um Stunde war verstrichen, ohne daß sie ihre Stellung wesentlich verändert oder die geringste Spur von Unruhe verrathen hätte. Nur hin und wieder rief es den Eindruck hervor, als ob sie, ihre Sehkraft verschärfend, das Haupt ein wenig weiter nach vorn geneigt habe, und immer wieder sank sie in ihre zuwartende Stellung zurück. So einten das kaukasische und indianische Element sich in ihr zu einem holden Räthsel, dessen freundliche Lösung eine das ganze junge Herz erfüllende unergründliche Liebe.

Die Sonne neigte sich bereits stark dem Westen zu, als ihr träumerisch ruhiges Antlitz sich jäh, wie durch Zauber belebte. Ein tieferer röthlicher Schimmer durchbrach das lichte Braun der Wangen; aus ihren Augen leuchtete es dagegen wie unermeßliches Entzücken. Die üppig blühenden Lippen des zierlich geschnittenen Mundes wichen ein wenig von den weißen Vorderzähnen zurück, als hätte sie mehr Raum für den in ängstlicher Spannung verkürzten Athem gewinnen wollen.

Weiter und weiter neigte sie sich nach vorn, und schärfer spähten ihre Augen. Nein, sie täuschte sich nicht: da hinter der Uferbiegung schlich es unscheinbar hervor und nach dem Stromesspiegel hinauf. Es blitzten im Sonnenschein die von den kräftig gehandhabten Rudern emporgeworfenen schmalen Wassergarben. Ja, das war das ersehnte Boot. Ein zweites gab es nicht in der Nachbarschaft; es konnte nur das von Markolf gesteuerte sein.

Plötzlich warf sie sich auf ihrem Sitz zurück. Die zarte Gluth ihrer Wangen erlosch. Mit ersterbendem Glanz blickten ihre Augen, und die Arme vor der Brust kreuzend, suchte sie durch deren festes Anpressen den ungestümen Schlag des geängstigten Herzens zu bändigen. Ein Traum war vor ihre Seele getreten, ein Traum aus jüngster Zeit, ein böser, böser Traum von Tod und Sterben, vom Scheiden auf Nimmerwiedersehen.

Wohl kehrte das Boot zurück. Wer aber sagte ihr, daß Markolf sich an dessen Bord befand? Zum Kampf war er ausgezogen. Er hatte es zwar nicht offen ausgesprochen; allein sie war scharfsinnig genug gewesen, es zu errathen. Wie jeden Anderen konnte auch ihn das Todesgeschoß getroffen haben.

Fest richtete sie die Blicke auf das Boot, welches, gegen die Strömung ankämpfend, die Fluthen verhältnißmäßig langsam durchschnitt. Acht Männer befanden sich in demselben, als es die Fahrt stromabwärts antrat. Sie versuchte, die einzelnen Gestalten zu zählen, allein es war unmöglich in der Lage, welche das Fahrzeug beibehielt.

Mehr und mehr prägten nunmehr Geduld und Ruhe sich in ihren sammetweichen Zügen aus. Wer sie sah, hätte sie für theilnahmlos halten mögen. Und doch klopfte ihr Herz so bange, so stürmisch, als hätte jede neue Sekunde dessen letzten Schlag bringen sollen.

Minuten folgten auf Minuten und wurden zu einer

halben Stunde, und noch immer saß Daisy wie in Träumereien versunken da. Näher war das Boot gekommen und näher rückte es mit jedem neuen Ruderschlag. Sollte die Fahrt denn gar kein Ende nehmen?

Endlich, endlich schnellte sie auf die Füße empor. Das Boot hatte halb gewendet, offenbar als Signal, so daß es ihr die Breitseite zukehrte, sie also die in demselben befindlichen Männer zählen konnte. Einer derselben erhob sich von seinem Sitz, richtete die Mündung der Büchse gen Himmel und feuerte sie ab. Und zum zweiten Mal erhob er sie, jetzt aber, um ein an den Lauf befestigtes Tuch lebhaft zu schwingen, bevor das Boot seinen alten Kurs wieder aufnahm.

Mit beiden Händen ergriff Daisy jetzt die Scharlachdecke und schwang dieselbe grüßend einige Male im Kreise um's Haupt, um sie gleich darauf mantelartig um ihre Schultern zu werfen. Markolf's Augen ruhten auf ihr, das wußte sie; nicht die kleinste ihrer Bewegungen entging seiner Aufmerksamkeit. Sie meinte, seine heißen Blicke zu fühlen, und eilte daher ein wenig höher nach dem Abhange hinauf, wo sie einen aus dem Erdreich hervorragenden Felsblock erstieg, um sich dem Geliebten in ihrer ganzen Gestalt, von dem lachenden Antlitz bis zu den schmalen Schuhen hinunter, zu zeigen.

Endlich war das Boot ihr gegenüber eingetroffen, wo es landwärts bog und unterhalb des hohen Ufers verschwand. Erwartungsvoll spähte Daisy hinab. Doch schon in der nächsten Minute schwang Markolf sich nach dem Uferrande hinauf, wogegen das Boot wieder eine kurze Strecke nach dem Strom hinaufschoß, um die Fahrt nach der Pelztauscherstation fortzusetzen. Einige Worte rief er den Gefährten nach, und schnellen Schrittes kehrte er sich dem zu Daisy hinaufführenden Abhange zu.

Wie von Schwingungen getragen, schwebte Daisy von

ihrem erhöhten Standpunkt nieder, und die Scharlachdecke bedachtsam um ihre Schultern ordnend, ging sie thalwärts dem Geliebten entgegen.

Auf der Mitte des sie zuvor von einander trennenden rauhen Weges traf sie mit Markolf zusammen. Was sie von ihm wissen wollte, den Grad der Freude des Wiedersehens, das unbegrenzte Maß seiner unerschütterlich treuen Zuneigung, das las sie aus seinem glücklich lachenden Antlitz. Ein unbeschreibliches, beinah schüchternes Lächeln spielte auf ihren kindlichen Zügen, ein Ausdruck, als habe sie es nicht fassen können, daß der schöne große Mann mit dem muthigen Herzen ihr allein angehöre. Damit aber verwebte sich die rührende Unterwürfigkeit, mit welcher sie, fortgesetzt seine Blicke suchend, ihm beide Hände entgegenstreckte, um alsbald in eine innige Umarmung gezogen zu werden. Wie in einem Traume die Augen halb schließend, duldete sie, daß er sie auf den Mund und die Wangen küßte. Fremd war ihr helles Aufjubeln und stürmisches Entgegenkommen. Aber das leise Zittern, welches ihren schlanken Körper durchlief, sprach eindringlicher zu Markolf, als es ihm mit tausend Engelszungen hätte verkündet werden können.

„Ja, da bin ich wieder," sagte er in seiner fröhlichen und doch so aufrichtigen Weise, indem er den Arm um Daisy legte und, sie unterstützend, mit ihr den Weg nach oben einschlug, „da bin ich und zwar so wohlbehalten und gesund, wie je zuvor. Mein braunes Mädchen aber wird jetzt einsehen, daß alles Zagen und Bangen besser erspart worden wäre, alle Träume der Welt nicht schwerer wiegen, als die hinter einem Schwimmvogel sich schließende Furche auf stillem Wasser."

Daisy sah mit tiefer Bewunderung zu dem ihr zugeneigten wettergebräunten Antlitz auf. Kurze Zeit säumte sie, um die Stimme des Geliebten in ihren Ohren

ausklingen zu lassen, dann bemerkte sie gedämpft: „Der eiserne Mark ist der schönste, der gütigste und muthigste Mann unter dem Himmel. Sehe ich ihn nicht, so bin ich krank zum Sterben. Da oben saß ich, seitdem die Sonne am höchsten stand. Nach Dir lugte ich aus“ — und in ihrer Erregung griff sie zu indianischen sinnreichen Vergleichen — „wie der in der Prairie Verdurstende nach einer Quelle. Ich bangte nach Dir, wie die schwache Antilope, der man den starken Partner raubte. Ich war blind, da weckte Dein Anblick Licht in meinen Augen, ich war taub, bis Deine Stimme wieder zu meinen Ohren drang.“

„Wie Du lieblich redest, indem Du Angestammtes und eifrig Erlerntes miteinander vermischest,“ versetzte Markolf in scherzhaftem Erstaunen; „möchtest Du diese Art nie vergessen bis in's höchste Alter hinein. Sie wird Dich zieren in allen Kreisen, in welche Du allmählig Eingang findest. Tadeln muß ich dagegen, daß Dein liebes Herz Dich schon so früh nach Deiner Warte trieb. Weshalb bliebst Du nicht bei Deinen gütigen Beschützern und Freunden? Hättest Du doch auf mich warten können drei Tage und drei Nächte. Denn nur einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß wir durch die Ereignisse nicht länger zurückgehalten wurden.“

„Du bist wieder bei mir,“ antwortete Daisy mit rührender Einfachheit, dadurch zugleich alle weiteren Vorstellungen des Geliebten abschneidend. Nach den angedeuteten Ereignissen forschte sie nicht. Er befand sich an ihrer Seite; welcher Art die Erfahrungen sein mochten, die hinter ihm lagen: dies Bewußtsein genügte ihr für Alles.

Ein Ruf drang von dem am Fuße des Abhanges hinführenden Wege zu ihnen herauf. Sie kehrten sich nach demselben um, und ihr erster Blick fiel auf Maurus, Lydia und Kit Andrieux, deren Begleitung in geringem Abstande folgte.

„Willkommen in den Council-Bluffs!“ rief Markolf hinunter, „reitet eures Weges und beeilt euch, nach der Mission heraufzukommen! Auf Wiedersehen nach einer halben Stunde!“ Und seinen Arm wieder um Daisy legend, verfolgte er mit ihr seinen Weg langsam weiter aufwärts, während die Gesellschaft unten die Pferde zu frischerem Einherschreiten antrieb.

„Das war mein Bruder,“ antwortete Markolf auf die in den zu ihm erhobenen klaren Augen sich offenbarende Frage, „Du wirst ihn bald kennen und lieben lernen. Bei ihm befindet sich eine junge Lady, die auf einige Zeit Deine Hausgenossin sein wird, und es sollte mich nicht wundern, würde sie sehr bald Deine liebe Gefährtin und Freundin. Von ihr kannst Du viel lernen; vor Allem, daß auch Du eine junge Lady bist, die vor dem Verkehr mit anderen vornehmen Damen nicht zurückzuschrecken braucht.“

„Dein Bruder bleibt nicht, oder Du hättest es ausgesprochen,“ versetzte Daisy zaghaft.

„Nur ganz kurze Zeit. Dann kehrt er nach Kansas City und von dort zu seinem Regiment zurück.“

„Du willst ihn begleiten — ich errathe es —“

„Nicht doch, Daisy, ängstige Dich nicht zu früh und ohne jeglichen Grund,“ fiel Markolf zärtlich beschwichtigend ein, „begleitete ich ihn wirklich eine Strecke, läge darinnen ein großes Unglück? Ist der Krieg erst beendigt, so ruft es mich ohnehin nach St. Louis, um daselbst unseren Hausstand einzurichten, bevor ich Dich als meine Frau von hier abhole. Wir möchten uns auch vorher von unserem Freunde Mac Kinney trauen lassen.“

„Begleitest Du Deinen Bruder,“ versetzte Daisy hastig und mit einer gewissen Entschiedenheit, „so gehe ich mit Dir. Bleibe ich zurück, so muß ich sterben. Der böse Traum lebt noch; ich kann ihn nicht aus meinem Kopf reißen.“

„Nein, Daisy," entgegnete Markolf gütig, und ohne den rechten Arm von ihr zurückzuziehen, strich er mit der linken Hand sanft über ihr schwarzes Scheitelhaar, „Du darfst nicht vergessen, daß Du auf Grund Deiner Erziehung zu den Weißen zählst, mag immerhin ein bräunlicher Schimmer Dein gutes Antlitz schmücken. Als Solche aber mußt Du Dich von Allem lossagen, was an den wunderlichen Glauben Deiner braunen Vorfahren erinnert, und dahin gehört in erster Reihe, daß Du Träumen keinen höheren Werth beimissest, als sie verdienen. Was würde der ehrwürdige Mac Kinney zu solchen Worten sagen, hörte er sie?"

Nachdenklich sah Daisy vor sich nieder. Erst nach einer Pause bemerkte sie zögernd: „Und doch zeichnet die braunen Frauen Manches vor den weißen aus; Manches, um das ich sie beneide."

„Was könnte das sein, meine arme ängstliche Taube?"

„Tritt der braune Krieger eine Reise an, so folgt die Frau in seinen Spuren. Sie trägt seine Lasten, arbeitet für ihn. Soll ich meinem Herrn nicht ebenfalls dienen?"

„Nein, dienen nicht," erklärte Markolf ergötzt, obwohl des lieblichen Mädchens sanft flehende Stimme ergreifend zu seinem Herzen drang, „nur lieben sollst Du mich mit aller Kraft Deines unschuldigen Gemüthes, nebenbei auf meinen Rath hören, wenn ich das Werk zu beendigen trachte, welches unser Freund Mac Kinney und seine Frau mit so überraschendem Erfolge begannen und förderten. Das Dienen fällt dem Manne zu, wie Du es bei Deinen gütigen Beschützern beobachtetest und wie es Sitte unter den civilisirten Nationen. Dahin gehört aber auch, daß ich zuweilen meinen eigenen Weg gehe, Du nicht zagst, wenn ich im Verfolg ernster Beschäftigungen zeitweise von Dir fern gehalten werde."

„Alles, Alles will ich thun, wie mein Herr es mir

anbefiehlt," antwortete Daisy demüthig und sie hob Markolf's Hand an ihre Lippen, wie sie es so oft an Mac Kinney seiner Gattin gegenüber gewahrt. „Wenn Du mich belehrst, sind meine Ohren offen. Durch die Ohren finden Deine Worte ihren Weg zu meinem Herzen."

Und so süß klang ihre Stimme, so ergebungsvoll und still beglückt sah sie zu Markolf auf, daß dieser nicht umhin konnte, ihr Haupt an seine Wange zu ziehen und sie zu küssen, daß ihr der Athem fast versagte. Und weiter wandelten sie Hand in Hand, und weiter sprachen sie, indem Daisy immer neue Fragen aufwarf, die ebenso schnell liebevoll belehrend beantwortet wurden. So erreichten sie, auf dem wenig gangbaren Abhange mancherlei Windungen beschreibend, die Höhe, wo die Mission vor ihnen lag. Langsam, ganz langsam und fortgesetzt Hand in Hand schritten sie einher. Wie sie von Weitem unterschieden, war das fröhliche Leben auf dem Vorplatz verstummt. Die Glocke hatte Groß und Klein, Alt und Jung zum gemeinschaftlichen Mahl in der großen Halle berufen. Auch den alten Kriegern waren Plätze an den langen sauber gedeckten Tischen eingeräumt worden. Dem Beispiel der jungen Stammesgenossen folgend, lauschten sie mit einer gewissen Andacht dem ihnen unverständlichen Segen, welchen der Missionar über die Versammlung hinsprach.

Doch nicht lange sollte der Vorplatz vereinsamt bleiben. Während auf der einen Seite Markolf und Daisy sich nicht übereilten, näherten sich auf der anderen Maurus und Lydia, gefolgt von Eva und Nestor, Letzterer das Packpferd neben sich am Zügel führend, welches seiner Herrin geringe Reisehabseligkeiten trug. Kit Andrieux und die Otoes waren auf der Station zurückgeblieben, wo sie in der geräumigen Tauschhalle von weißen und braunen Jägern lärmend umringt und um ihre jüngsten Abenteuer befragt wurden.

Beim Anblick Lydia's und seines Bruders war Markolf stehen geblieben. Sinnend beobachtete er, wie sie von dem herauseilenden Missionar und dessen Familie willkommen geheißen und in's Haus geführt wurden. Erst nachdem Nestor und Eva mit den Pferden von einem älteren Indianerburschen nach dem Hofe hinauf geleitet worden waren, und der Vorplatz wieder verödet lag, setzte er sich auf's Neue in Bewegung. Er war schweigsam geworden. Das liebliche Geschöpf an seiner Seite zärtlich überwachend, wie ein getreuer Gärtner, der seine Lieblingsblumen vor jedem erkältenden Hauch zu schützen sucht, hatte er mit überlegter Absicht so lange gewartet, bis Alle eingetreten waren. Bevor er Daisy seinem Bruder und Lydia vorstellte, sollten die Gemüther sich wenigstens einigermaßen beruhigt haben. Es sollte deren Aufmerksamkeit weniger gestört werden, wenn dieselbe sich der Geliebten zuwendete. Bangigkeit ergriff ihn bei dem Gedanken, daß Maurus und die hochgebildete Tochter des Colonels, mochten sie nach den ihnen gewordenen Mittheilungen immerhin die freundlichsten Rücksichten walten lassen, vielleicht von Vorurtheilen gegen die reizvolle bräunliche Tochter der Wildniß beherrscht würden. Boten sie aber wirklich das Aeußerste auf, der schüchternen jungen Halbindianerin Vertrauen erweckend entgegen zu kommen, und es lebte dabei in ihnen nur eine Spur des Zweifelns, so kannte er Daisy zu genau, um nicht vorauszusehen, daß sie, gewissermaßen von einem scharf unterscheidenden Instinkt geleitet, jene versteckten Empfindungen gleichsam herausfühlen würde. Dann aber stand zu befürchten, daß sie, wie eine vom nächtlichen Frost gestreifte Blüthe, bis in ihr unschuldiges Herz hinein erkältet, in sich zusammenschauerte, Mißtrauen keimte, wo Liebe und freundliche Hingebung hätte üppig wuchern sollen.

Ein ähnliches Vorgefühl, wenn auch nicht vollständig

klar, mochte sich in Daisy regen und heimlichen, von Bangigkeit geborenen Fragen Raum geben. Der Bruder des Geliebten und dessen Freundin — welche Aufnahme hatte sie bei ihnen zu gewärtigen? Waren sie nicht gekommen, um ihr den stolzen, eisernen Mark zu rauben und dadurch ihr Ende zu besiegeln? Scheu blickte sie zu Markolf auf. Ernst thronte auf seiner Stirn; Trotz lagerte um die fest geschlossenen Lippen. Aber ihre kleine Hand hielt er kraftvoll, als hätte er ihr durch den festen Druck zu verstehen geben wollen, daß er durch keine Macht der Erde von ihrer Seite gerissen werden könne. In Furcht, seinen Ideengang ganz zu unterbrechen, wagte sie nicht, ihre Stimme zu erheben. Erst als nur noch wenige Schritte sie von der Hausthür trennten, hielt sie Markolf zurück, und leise, wie ein großes Geheimniß enthüllend, raunte sie ihm zu: „Muß ich mit hineingehen? Ich fürchte Deinen Bruder, ich fürchte die neue Freundin, wenn sie ihre Augen auf mich richten. Was soll ich sagen? Was thun? Wie mich bewegen?"

„Mit hinein, fragst Du?" versetzte Markolf rauh, daß Daisy vor ihm erschrak, und fester drückte er ihre Hand; „wohin sonst sollte ich mit Dir gehen? Ohne Dich wäre da drinnen auch für mich kein Platz. Wo ich bleibe, da bleibst Du. Zu mir gehörst Du; Du bist meine Freude, mein Stolz. Wer anders denkt, und wäre es mein eigener Bruder, der ist todt für mich. Und was Du thun und sprechen sollst?" er lachte, jedoch freier und herzlicher, indem er die von charakteristischen Reizen umflossene schöne geschmeidige Gestalt betrachtete und sich von deren Unwiderstehlichkeit überzeugte; „ha, Kind, darüber braucht Dich Keiner zu unterrichten. Vor allen Dingen hast Du Keinen zu fürchten. Trage Dich, wie Du es von der Natur lerntest, sprich, was Dir gerade einfällt, handle, wie Dein armes schüchternes Herzchen es Dir vorschreibt, und Du

gewinnst Alle zu Deinen Freunden," und Daisy's Hand wieder ergreifend, führte er sie durch die von den braunen Zöglingen belebte Halle nach dem bekannten Wohnzimmer des Missionars. Dort regte sich noch Alles in der vollen ersten Freude des Wiedersehens. In Lydia's Augen perlten Thränen, als die beiden ihr verwandten Gatten der Betheuerungen des Entzückens über ihr Eintreffen kein Ende wußten, deren Kinder nach Ueberwindung der ersten Befangenheit sich zutraulich an sie anschmiegten. Wußte sie doch nicht, wohin sie sich wenden sollte, um so viel Güte und Zärtlichkeit auf einmal zu erfassen. Wehmüthig beobachtete Maurus, an dessen Seite der Missionar getreten war, die freundliche Gruppe. Er verstand ja am Besten, den Eindruck zu würdigen, welchen nach den grausigen Erfahrungen der liebevolle Empfang auf die Vereinsamte ausübte.

Da öffnete sich die Thür. Gleichzeitig kehrten alle Blicke sich derselben zu, und über die Schwelle schritt Markolf, die junge Halbindianerin noch immer an der Hand führend.

Hätte Daisy, wenn vertraut mit allen Künsten der verfeinerten gesellschaftlichen Sitte, mit kluger Berechnung das Aeußerste hervorgesucht, durch ihre Erscheinung das Auge zu bestechen, so wäre es ihr dennoch unmöglich gewesen, ein noch mehr bezauberndes Bild zu schaffen, als sie jetzt in ihrer Befangenheit ein solches bot. Wie banges Flehen um Mitleid, um Erbarmen sprach es aus ihren großen dunklen Augen. Zagen offenbarte sich in dem um den lieblichen Mund lagernden süßen Lächeln. Auf Markolf's Zügen ruhte dagegen das Gepräge ernster, beinah düsterer Spannung. In den vorhergegangenen Tagen, so lange Daisy nicht zugegen war, wurde es ihm nicht schwer, dem Bruder und Lydia gegenüber mit glühender Begeisterung ihre Vorzüge aufzuzählen, ohne daß je

Zweifel über den ihrer harrenden Empfang in ihm aufstiegen. Jetzt hingegen, in den Minuten der Entscheidung, vermochte er sich ernster Besorgnisse nicht zu erwehren.

Nach seinem Eintritt herrschte kurze Zeit Schweigen. Es war, als hätten die neu Hinzugekommenen sich zuvor mit dem eigenthümlichen Zauber der mit den holdesten Reizen umflossenen jungen Halbindianerin vertraut machen müssen, um an dessen Wirklichkeit zu glauben.

Da trat Frau Mac Kinney vor Daisy hin, und ihre Hand ergreifend und sie auf die Stirn küssend sprach sie liebreich tadelnd: „Du hast Deinem eigenwilligen Herzen doch nicht gebieten können, daß Du mir unter den Händen verschwandest.“ Sie warf einen freundlichen Blick auf die schöne, kraftvolle Gestalt Markolf's, und fügte wohlwollend hinzu: „Verdenken kann ich es Dir freilich nicht. Dein Gefühl schrieb es Dir vor, und dem darfst Du immerhin unbeirrt folgen.“

Ueber Daisy's Antlitz eilte es wie ein Sonnenstrahl des Glückes. Freundliche Ermuthigung war in der Missionärin letzten Worten enthalten; aber auch eine Gefahr, deren Tragweite ihre Beschützerin erst kennen lernen sollte.

„Unser Aller Liebling,“ stellte Letztere Daisy Maurus und Lydia vor, „seit dem Tode ihrer Mutter, der vor sechs Jahren erfolgte, in unserer Familie lebend, ist sie gewissermaßen in das Verhältniß einer Tochter zu uns getreten.“

Markolf hatte seinen Bruder und Lydia nicht aus den Augen gelassen. Indem er die Bewunderung gewahrte, welche Beide offen zur Schau trugen, gelangte in seinen Zügen mehr und mehr innere Befriedigung zum Ausdruck. Als Lydia aber vor Daisy hintrat, sie gleichsam von der Missionärin in Empfang nahm und, hingerissen durch das ängstliche Wesen des holden Mädchens, dessen beide Hände ergriff und es zärtlich küßte,

da verflog spurlos das letzte Gewölk, welches bis dahin seine Stimmung umdüsterte.

„Die Adoptivtochter meiner theuren Verwandten gehört auch zu mir,“ sprach Lydia in ihrer herzgewinnenden Weise.

„Und zu mir als die Braut meines Bruders,“ fügte Maurus hinzu, indem er Daisy's eine Hand dem Griff Lydia's sanft entzog. „Mag es uns beschieden sein, bis in die spätesten Tage uns als zusammengehörig zu betrachten, zu meiner Freude und zu Ihrer und Ihres Auserkorenen Glück.“

„Das fehlte mir nur noch,“ versetzte Markolf, und im Uebermaß seiner Freude Maurus an der Schulter packend, wirbelte er ihn förmlich zu sich herum, „ja, das fehlte mir nur allein noch zu meiner Zufriedenheit,“ wiederholte er, den Bruder fest anschauend. „Um Margaretha sorge ich nicht. Von ihr weiß ich, daß sie in Daisy mit warmem Herzen eine Schwester begrüßt. Bahnte Daisy aber durch ihre äußere Erscheinung sich ihren Weg in Dein Wohlwollen, so wirst Du sie noch tausendfach lieber gewinnen, nachdem Du erst die von ihren treuen Beschützern sorgfältig gepflegten Eigenschaften ihres Herzens kennen lerntest.“

Er kehrte sich in seiner offenen Weise Lydia zu, welche noch immer Daisy's Hand hielt und die wie von unfaßbar entzückenden Träumen Umwobene wehmüthig betrachtete. Was er zu ihr sprach, legte den Grundstein zu einer dauernden, innigen Freundschaft. —

Die Sonne hatte sich unterdessen dem westlichen Horizont zugeneigt. Weit auf den Missouri hinaus reichten die Schatten der die Mission von seinem Ufer trennenden Abhänge. Rosig angehauchte Federwolken segelten langsam am blauen Himmel einher. Rosige Lichter schmückten Alles, was in den Bereich der von dem glühenden Westen entsendeten Beleuchtung trat.

Wie ein verlockendes Bild des Friedens lag die Mission

da. Tiefe Stille herrschte in deren Umgebung. Durch die geöffneten Fenster in's Freie hinaus drangen die Stimmen von Jung und Alt, die sich in feierlichem Chor zum Lobgesang einten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Den Aufenthalt auf der gastlichen Mission durfte Maurus nicht über zwei Tage hinaus ausdehnen, wollte er zu der ihm anberaumten Zeit in der Nachbarschaft von Kansas City bei seinem Regiment eintreffen, dessen Bewegungen von den in naher Aussicht stehenden Entscheidungsschlachten abhängig waren. Während dieser kurzen Frist waren er sowohl wie Markolf in eifrigen Verkehr mit den auf der Station einquartierten Jägern und Fallenstellern getreten. Fünf oder sechs derselben erklärten sich denn auch bereit, gemeinschaftlich mit Kit Andrieux und den beiden Otoes Maurus nach dem Kansas hinunter zu begleiten. Alle folgten darin einer ihnen durch Andrieux übermittelten Aufforderung Kampbell's, der ihnen für die zu leistenden Dienste eine entsprechende Entschädigung berechnete.

Lydia hatte sich in diesen beiden Tagen auf der Mission vollständig eingebürgert. Wohl beherrschte sie das Gefühl, ein freundliches und sicheres Asyl gefunden zu haben; dem gegenüber aber stand das schmerzliche Bewußtsein, daß ihr Vater wieder neuen Gefahren entgegengehe. Die treue Fürsorge Mac Kinney's und seiner Gattin gereichte ihr sicher zum Trost, allein der Bann trüber Ahnungen, der auf ihrem Gemüth lastete, konnte dadurch nicht gehoben werden. In Daisy erblickte sie gewissermaßen eine Leidensgenossin, und inniger schmiegte sie sich an die junge Halbindianerin an. Sie bewunderte deren ruhige Fassung, beneidete sie um ihre stille Ergebung und richtete sich an ihrem Beispiel auf, wenn Bangigkeit sie zu übermannen

drohte. Zwar ruhte, seitdem die Trennung von dem Geliebten beschlossen war, sanfte Schwermuth auf den bräunlichen Zügen Daisy's, doch nicht die leiseste Klage kam über ihre Lippen. Es war, als hätte sie mit der Kraft der Verzweiflung gerungen, nicht durch irgend welche Kundgebungen der Trauer Markolf's ungestümen Muth, seinen unverwüstlichen Frohsinn zu umdüstern. Nur Frau Mac Kinney erblickte in ihrem Schweigen die beängstigenden Merkmale eines Grames, der, mochte er erklärlich und gerechtfertigt sein, gerade durch die gewaltsame Unterdrückung einen unheimlichen Charakter erhielt, von welchem Alles zu fürchten.

In der Frühe des dritten Tages nach Lydia's Eintreffen bei ihren Verwandten war es, als die zu einer anstrengenden Reise gesattelten und ausgerüsteten Pferde der beiden Brüder von Nestor vor dem Missionshause bereit gehalten wurden. Der Verabredung gemäß sollte der Abschied ein kurzer sein. Lydia und Maurus waren zuerst in's Freie hinausgetreten. Nachdem Erstere dem Kapitain einen Brief für ihren Vater eingehändigt hatte, gab es noch Manches, was sie ihm zur mündlichen Uebermittelung anzuvertrauen wünschte.

„Sie werden ihn wiedersehen," sprach sie mit erzwungener Fassung, „Sie werden in seine treuen Augen blicken, den Ton seiner Stimme hören, während ich selbst in der Ferne weile, um gewissermaßen an meinen Sorgen zu zehren. So sagen Sie ihm denn, in meiner Herzensangst flehte ich ihn an, sich, wenn auch nur um meinetwillen, zu schonen, nicht zu vergessen, daß ich im Falle seines Todes allein auf Erden stände —" sie lauschte flüchtig auf das im Innern des Hauses sich erhebende Geräusch, welches von der Annäherung der Freunde zeugte, und hastiger fuhr sie fort: „doch auch an Sie richte ich diese Bitte. Suchen Sie sich dem Leben zu erhalten.

Sie besitzen Geschwister, ein süß klingendes Wort, welches ich nur in Beziehung zu Anderen kennen lernte; Geschwister, die mit unendlicher Liebe an Ihnen hängen; ich beobachtete es ja an Ihrem Bruder. Betheiligt er sich ebenfalls an einem gefährlichen Unternehmen, dessen Folgen nicht absehbar, so sind Sie der Schutz bedürftigen Schwester gegenüber doppelt verpflichtet — ich sage es, ohne Ihren Muth einschränken zu wollen — sich dem Leben zu erhalten. Doch auch um einer aufrichtigen Freundin — um meinetwillen, die ich von endloser Dankbarkeit gegen Sie erfüllt bin, sollten Sie ein wenig Rücksicht auf sich selbst walten lassen," und mit dem letzten Wort reichte sie Maurus die Hand.

Einige Sekunden stand dieser betroffen. Aengstlich spähte er in Lydia's von Thränen umflorte Augen. Er gewahrte, daß ihre Wangen tiefer erglühten, gleichviel ob über die sichtbare Wirkung ihrer Worte auf ihn, ob in dem Argwohn, in schmerzlicher Erregung zu viel gesagt zu haben, oder in der Besorgniß, mißverstanden worden zu sein. Näher kamen die Stimmen der im Innern des Hauses zögernd Einherschreitenden. Nur noch wenige Minuten, und den letzten Abschiedsgruß sandte er vom Sattel rückwärts. Da hob er Lydia's Hand an seine Lippen.

„Ich gehe, wohin die Ehre mich ruft," sprach er tief bewegt, „ob ich je zurückkehre, ruht verborgen im Schoße der Zukunft. Sollte es mir aber beschieden sein, wie schon so viele, auch die wahrscheinlich letzten Kämpfe zu überleben, darf ich dann — ich frage nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen — noch einmal an unser heutiges Gespräch anknüpfen?"

Er fühlte, daß Lydia's Hand in der seinigen zitterte, sah, daß die liebliche Gluth ihrer Wangen erlosch, und flehend klang seine Stimme, indem er vor Innigkeit gedämpft hinzufügte: „Das Freundschaftsband, welches sich

während der gemeinsamen Erfahrungen zwischen uns webte, wie die letzten Minuten des Beisammenseins entschuldigen, rechtfertigen gewiß Worte, welche unter anderen Verhältnissen vermessen erscheinen müßten."

Heftiger zitterte Lydia's Hand. Auf ihrem guten Antlitz kämpfte es seltsam. Wie ersterbend blickten ihre Augen, indem sie zwei heiße Thränen über die nunmehr wieder erglühenden Wangen hinabsandten. Worte schwebten ihr auf den Lippen, allein die Stimme versagte ihr. Da traten Markolf und Daisy, gefolgt von dem Missionar und seiner Familie, in die Hausthür. Flüchtig sah Lydia zu ihnen hinüber, dann mit eigenthümlicher wehevoller Ruhe in Maurus' ernste Augen; zugleich breitete die Gluth der Wangen sich über ihr ganzes Antlitz aus.

„Ich wiederhole," sprach sie mit bebenden Lippen, „ich wiederhole es aus vollem Herzen im Augenblick des Scheidens, in welchem wir nicht wissen, wo das Wiedersehen liegt: erhalten Sie sich auch um meinetwillen. Wollen Sie dann aber zu seiner Zeit an unser jetziges Gespräch anknüpfen — so thun Sie es — Gott schütze und beschirme Sie — um meinetwillen —" Sie vermochte vor tiefer Bewegung nicht fortzufahren.

„Des Himmels reichster Segen mag Ihnen beschieden sein," antwortete Maurus ergriffen, und eine Empfindung, wie wenn auf schwindelnder Höhe das Auge nach einem Halt sucht, durchrieselte seine Gestalt. Noch einmal küßte er Lydia's Hand, und sich straff emporrichtend, kehrte er sich den ihn umringenden Freunden zu.

Der nunmehr folgende Abschied vollzog sich mit einer gewissen Eile. Zu ihrer Befriedigung gewahrte Frau Mac Kinney, daß Daisy, für welche sie fürchtete, eine wunderbare Fassung bewahrte. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich wohl ein wenig verändert und schwermüthig blickten ihre Augen; im Uebrigen aber folgte sie in Haltung und

Wesen dem Beispiel der übrigen Anwesenden. Um ihre Lippen schwebte das gewohnte süße Lächeln, welches man als einen Ausdruck heimlich genährter freundlicher Hoffnungen hätte bezeichnen mögen.

Die Brüder schwangen sich in den Sattel.

„Auf Wiedersehen!“ schallte es immer wieder herüber und hinüber; und als die Stimmen den wachsenden Zwischenraum nicht mehr übertönten, da übertrug man die letzten Grüße geschwungenen Tüchern und Hüten.

Eine halbe Stunde später, da standen die Bewohner der Mission auf dem Rande des Abhanges, um die Scheidenden unten auf dem Wege vorüberreiten zu sehen. Nur Daisy fehlte. Nach ihrer Warte hatte sie sich begeben. Von dort aus überwachte sie die Reiter, mit der flatternden Scharlachdecke ihnen immer wieder ihr banges Lebewohl nachsendend. Erst nachdem sie aus ihrem Gesichtskreise gewichen waren, ließ sie sich auf den gewohnten Sitz nieder. Ihr Antlitz hatte sich eigenthümlich verhärtet. Starr blickten die dunklen Augen in's Leere vor dem Eifer, mit welchem ihr junger Geist arbeitete. Erst um die Mittagszeit kehrte sie nach der Mission zurück. Anstatt aber, wie man befürchtete, die Einsamkeit zu suchen, um sich ungestört dem in ihr wogenden Jammer hinzugeben, begegnete sie Allen freundlich und beredtsam, mochte es immerhin in der tiefsten Tiefe ihrer Augen wie verhaltenes Leid glühen. Eine andere Beruhigung gewährte, daß sie sich Lydia zärtlich anschloß und, sie aufmerksam bedienend, fast ununterbrochen an deren Seite blieb.

So verstrich der erste Tag, so verstrich der zweite. Als man aber am dritten in der Frühe nach ihr rief, da war sie verschwunden. Die Nacht hatte sie nicht mehr auf ihrem Lager verbracht. Wie es ihr gelungen war, unter den sie fortgesetzt liebevoll überwachenden Augen zu entkommen, erschien geradezu unbegreiflich.

Das Aergste befürchtend, hatte wahres Entsetzen Lydia wie die Familie des Missionars ergriffen. Boten wurden in der ersten Bestürzung nach allen Richtungen entsendet, und Alle kehrten zurück, ohne auch nur die leiseste Spur von ihr entdeckt zu haben. Erst folgenden Tages gerieth man auf den Gedanken, in den benachbarten Indianerdörfern Nachforschungen nach ihr anzustellen. Das Dorf der Pawnees war das abgelegenste. Einen vollen Tag gebrauchte der berittene Bote, um dasselbe zu erreichen. Dort, wo die Verwandten ihrer verstorbenen Mutter lebten, erfuhr er, daß Daisy nach mühevoller nächtlicher Wanderung in der Frühe des vorhergehenden Tages vollständig erschöpft eingetroffen sei. Anstatt indessen zu rasten, hatte sie von ihren Verwandten eines der zähesten und ausdauerndsten Pferde gesattelt und aufgezäumt erbeten. Gern wurde es ihr überlassen, zumal sie sich auf einen bösen Traum berief, der sie in ihrem Entschluß bestimmt habe. Das lange Kleid vertauschte sie darauf mit einem mehr für den Sattel berechneten faltenlosen indianischen Rock und einer weiten Kattunjacke. So bestieg sie das Pferd, mit dessen Führung sie schon im zartesten Jugendalter vertraut geworden war. Hinter dem Sattel hatte man einen Ledersack mit ausgekörntem Mais befestigt; vorn am Sattelknopf dagegen einen Beutel mit den nothdürftigsten Lebensmitteln für sie selbst. Dann die Scharlachdecke über ihren Schoß werfend, war sie ohne ein weiteres Wort der Erklärung in scharfer Gangart davongeritten. Niemand wußte, wohin sie sich wendete; Niemand befragte sie um ihr Ziel. Es genügte, zu wissen, daß sie einem durch Träume erzeugten Zauber folgte. Gebahnte Wege lagen nicht vor ihr. Trotzdem verrieth sie keinen Zweifel über die inne zu haltende Richtung. Sie glich einem Zugvogel, der, seinem Instinkt folgend, über Hunderte von Meilen hinweg unbeirrt die bestimmte Bahn hält. Auf

die Frage, weshalb man sie nicht zurückgehalten habe, erfolgte die geheimnißvoll ertheilte Antwort, daß den Eingebungen eines Traumes nicht zuwider gehandelt werden dürfe. —

Auf der Mission hatte Daisy's Flucht tiefe Trauer hervorgerufen, und in um so höherem Grade, weil man die Unmöglichkeit einsah, ihrer wieder habhaft zu werden. Wohl ahnte man, wohin sie sich gewendet habe, begriff aber zugleich, daß es vergebliche Mühe sein würde, bei dem großen Vorsprung, welchen sie nothgedrungen genommen haben mußte, sie noch einholen zu wollen. Man konnte sich daher nur mit der Hoffnung bescheiden, sie eines Tages ebenso unerwartet wieder erscheinen zu sehen, wie sie verschwunden war. Für ihre Sicherheit fürchtete man weniger. Was sie im frühen Kindesalter erlernte, den Körper stählend gewissermaßen in ihr Fleisch und Blut übergegangen war, das mußte ihr auch heute noch zu statten kommen. Wer ihr aber begegnete, wer ihre Noth, ihre Angst, wohl gar ihre Todesmattigkeit erkannte, der war gewiß gern bereit, sich ihrer zu erbarmen, ihr die Rückkehr zu den um sie trauernden Freunden und Beschützern zu ermöglichen, zu erleichtern. Die Sorgen um die Entflohene wuchsen aber noch, als nach lang anhaltender Dürre am vierten Tage die Wärme des sogenannten Indianersommers sich zur Bruthitze steigerte, die Atmosphäre wie mit Höhenrauch erfüllt erschien, endlich ringsum schweres Gewölk dem Horizont entquoll und binnen kurzer Frist eintönige Dunstschichten den Himmel undurchdringlich verschleierten. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit war eines jener schweren Gewitter im Anzuge, wie solche in ihrer seltenen Wiederholung um so heftiger auftreten. Bangen Herzens beschäftigte man sich mit Daisy. Wo mochte die Aermste zur Zeit weilen? Wo Schutz und Obdach finden, wenn das Unwetter sie im Freien über-

raschte? Wie aber mochte bei der angeborenen Furcht vor Gewittern Entsetzen sie erfüllen, wenn der Donner ihre Ohren betäubte, leuchtende Blitze ihre Augen blendeten.

Daisy dagegen? Was kümmerten sie jetzt noch die bedrohlichen Anzeichen? Was galten ihr auf der Flucht Regenstürme und von Flammen begleitete Wetterschläge? Sie hatte in den vier Tagen auf ihrem erprobten Renner weite Räume durchmessen. Anfänglich bedachtsam lange Zickzacklinien schlagend, war sie mit gemäßigter Eile von der Stelle gekommen. Sobald sie aber auf die unzweideutigen Fährten der südwärts ziehenden Männer gerieth, beschleunigte sie ihren Ritt bis auf's äußerste Maß. Wo bei dem rastlosen Einherstürmen die Spuren verloren gingen, da stand der wunderbare, von ihren braunen Vorfahren ererbte Scharfsinn ihr zur Seite, daß ein Blick auf die im Charakter wechselnden öden Landschaften sie über die Richtung belehrte, welche berittene Reisende nur gewählt haben konnten, und immer wieder gelangte sie auf die ihr den Weg zu ihrem Ziel weisenden Fährten.

So eilte sie einher von Tagesanbruch bis die Sonne ihr nicht mehr leuchtete, nur dann an diesem oder jenem Rinnsal rastend, wenn die Sorge um das Pferd sie dazu zwang. Ein frischer Trunk, eine Stunde der Rast auf grasreicher Fläche, und fort ging es wieder, als sei ein Versäumniß von den weittragendsten Folgen einzuholen gewesen. Ob ebener Prairieboden vor ihr lag, ob zerrissenes Hochland oder in der Nähe des Stromes an Tiefe gewinnende Bäche: vorwärts, vorwärts stand ihr Sinn, nach vorn richteten sich ihre beinah starren Blicke, als hätte sie die Fähigkeit besessen, mittelst derselben dem Pferde eine gangbare Bahn zu brechen. Vorwärts mit nur selten verminderter Hast! Fort durch Schluchten und

auf schroffen Abhängen! Fort durch Gewässer, welche der erprobte Renner schwimmend kreuzte. Fort durch Waldungen und Haine und über gefährliche Moore hin. Wo ihr selbst die Prüfung des vor ihr liegenden Bodens unmöglich war, da fand das Pferd seinen Weg, ähnlich einem auf der Flucht vor dem es verfolgenden Jäger befindlichen Wild. Sicher trug es seine leichte Last über alle Hindernisse hinweg, als ob es Verständniß für die Empfindungen seiner Reiterin besessen, wie sie sein Leben als Preis für das Erreichen eines bestimmten Zieles eingesetzt hätte, wenn auch nur, um angesichts desselben mit einem letzten Todesseufzer zusammenzubrechen. Die ihm des Abends nach zurückgelegtem Lauf und in der Frühe vor Antritt desselben von schlanken Händen gereichten Maiskörner schienen noch eine besondere Zauberkraft in sich zu bergen, daß es sich immer wieder aufraffte. Die Scharlachdecke um die Schultern, den Rücken an einen Baumstamm oder eine Unebenheit des Bodens gelehnt, verbrachte sie selbst die wenigen Stunden der Rast in Halbschlaf. Während das Pferd, von ihr an langer Leine gehalten, in der Nähe zwischen Kraut und Gräsern seine erträgliche Nahrung fand, genügten ihr einige Bissen gedörrten Fleisches und ein Trunk aus klarem Bach. Befand sich der schlanke, zerschlagene Körper aber erst wieder im Sattel, dann kümmerten sie die Leiden nicht, welche ihr aus der heftigen Bewegung erwuchsen. Sie konnte Alles ertragen, wenn nur die Meilen unter ihr gleichsam fortflogen. Ob beim Hindurchdringen durch Haine und Waldstreifen Zweige ihr flatterndes Haar gierig packten und ihr Antlitz peitschten, dornenbesetzte Ranken ihre Bekleidung zerrissen und die nur dürftig geschützten Glieder ritzten, daß das helle Blut an ihnen niederrieselte: was fragte sie nach solchen Schmerzen? Was fragte sie nach einigen Tropfen Blut? Ihr Herz bereitete neues und erhielt sich dadurch warm

und regsam, daß es in seiner Beängstigung nicht brach und still stand.

Und weiter und immer weiter trug sie das zähe, ausdauernde Thier; weiter an besäten Gefilden und abwärts versteckt liegenden Blockhütten vorbei. Wo aber Merkmale von der Nähe von Menschen in ihrem Gesichtskreise auftauchten, da spähte sie argwöhnisch um sich. Schärfer trieb sie das Pferd an und Umwege beschrieb sie in der unbestimmten Furcht, aufgehalten und zu ihren Freunden auf der Mission zurückgebracht zu werden.

So war Tag auf Tag hingegangen. Fahler wurde die Farbe ihrer Wangen, matter der Glanz ihrer Augen, schlaffer ihre Haltung. Nach einem bezeichnenden Ausdruck hätte man in dem vor Kurzem noch in üppiger Jugendfrische blühenden lieblichen Antlitz vergebens gesucht. Es erinnerte vielmehr an das Bild einer Schlaftrunkenen, die traumbefangen ihre Bewegungen ausführt. Und doch entging ihren Blicken nichts, was in irgend einer Weise fördernd oder hemmend auf ihre Flucht hätte einwirken können. Sie erspähte die Gelegenheiten, durch Abschneiden von Winkeln ihren Weg abzukürzen oder ihren Renner weiter ausgreifen lassen zu dürfen. Sie sah aber auch endlich, daß die Sonne ihr Antlitz verhüllte und düsteres Gewölk einen Kampf der Elemente verkündete. Das Pferd schäumte unter der drückenden Gluth; große Schweißtropfen perlten auf Daisy's Stirn. Wie die Zeit berechnend, binnen welcher das Unwetter auf sie hereinbrechen sollte, spähte sie um sich. Abwechselnd ruhten ihre unsteten Blicke auf den von Staub und Grastheilen gebildeten geisterhaften Säulen, die von den dem Sturme voraufeilenden Wirbelwinden hoch emporgedreht wurden, dann wieder stumpf auf den Baumwipfeln, wenn sie hier und da vor einer verirrten heftigen Luftströmung sich neigten, um alsbald wieder in ihre Regungslosigkeit zu-

rückzusinken. Stumpf auch auf dem schwarzen Gewölk, welches, einen unheimlichen, finsteren Kragen voraufsendend, sich dem Zenith näherte. Nur wenn ein Blitz aus demselben hervorzuckte, schloß sie wie geblendet die Augen; tiefer beugte sie den schlanken Nacken, wenn dumpfe Schläge ihr Ohr erreichten, gefolgt von lange anhaltendem Rollen und Grollen. Es mochten zu solcher Zeit in ihrer Erinnerung die Erklärungen der weisen braunen Männer erwachen, welche in dem Gewitter das Zürnen des großen guten Geistes erkannten, Lehren, welche selbst durch die liebevollen Einflüsse des Missionars und seiner Gattin nicht ganz hatten verwischt werden können, und sie daher jetzt mit Schrecken erfüllten. Doch stärker als diese Schrecken war der unwiderstehliche Trieb, der in ihrem fieberhaft pochenden Herzen lebte, stärker die Sehnsucht, welche das erhitzte Blut durch die Adern jagte.

Sie befand sich auf einer baumlosen Wiesenniederung, als der erste Windstoß sie mit einer Gewalt traf, daß sie sich kaum im Sattel zu erhalten vermochte. Aengstlichen Blickes maß sie die Entfernung bis zu dem nächsten Hain. Eine Viertelstunde scharfen Reitens betrug es bis dahin. Ein greller Blitz, der in Form einer Säule beinahe eine Sekunde lang Himmel und Erde miteinander vereinigte, scheuchte sie aus ihrem Berechnen auf. Dann folgte betäubendes Krachen und Knattern. Zugleich fühlte sie die ersten schweren Regentropfen. Sie hielt das Pferd an. Die Scharlachdecke vor sich vom Sattel nehmend, schlang sie dieselbe um die Schultern. Mittelst einer Drahtnestel befestigte sie das obere Ende unterhalb des Kinns, worauf sie das untere mit einem Riemen um ihre Hüften fest zusammenschnürte. Dann trieb sie das Pferd wieder an, daß es in einen gestreckten Galop verfiel. Es war ein Rennen auf Leben und Tod. Das Pferd keuchte, gepreßt entwand der Athem sich Daisy's Brust; aber ihre Lebens-

kraft schien unerschöpflich zu sein. Immer wieder traf sie mit der geschwungenen zusammengerollten Leine die Weichen des Pferdes. Den Sturm im Rücken, war es, als ob Beide von ihm davongetragen worden wären. Der Regen prasselte in Strömen auf sie nieder. Durch schwarzgraue Wände wurde die Fernsicht auf einen geringen Umkreis begrenzt. Vom Winde vorausgejagt, peitschte das lang flatternde feuchte Haar das in geisterhafter Ruhe verharrende bräunliche Antlitz. Wasserschwer schmiegten Kleidung und Decke sich an die gemarterten schlanken Glieder an. Hochauf spritzte das auf dem ausgedörrten Erdboden sich ansammelnde Wasser unter den flüchtigen Hufen. Doch vorwärts ging es unermüdlich mit dem Winde um die Wette, weiter auf Leben und Tod mit dem Muthe der Verzweiflung, mit qualvoll zuckendem Herzen. Länger stützten die bläulich leuchtenden Feuersäulen den niedrig hängenden Himmel, lauter krachten die Wetterschläge und in kürzeren Pausen aus dem unablässigen Rollen hervor. Matter wurden die Bewegungen des Pferdes und tiefer neigte die jugendliche Reiterin ihr Haupt über die flatternde Mähne hin. Der ersehnte, Schutz verheißende Hain war hinter der Regenwand verschwunden, die Erde schien ihn verschlungen zu haben. Endlich tauchte er wieder, einem düsteren Schatten ähnlich, aus dem eintönigen Grau hervor; mit dem Keuchen des Pferdes einte sich heftiges Schnauben. Noch einige lange Sätze, und das sturmumheulte Gehölz nahm Roß und Reiterin in sich auf. Eine kurze Strecke nur drang Daisy in dasselbe ein, nur so weit, bis die zwischen Bäumen und Buschwerk sich brechende Luftströmung sie nicht mehr fand. Dort glitt sie vom Sattel, und todesmatt, das Pferd am Zügel führend, suchte sie eine Stätte auf, die ihr ein wenig mehr Schutz versprach. Einen mächtigen Baumstamm mit dicht verzweigtem Wipfel wählte sie zum

Obdach. Nachdem sie die Leine des abgezäumten Pferdes um den Stamm geschlungen hatte, ließ sie sich hart an dessen Fuß nieder. Die triefende Decke über das Haupt gezogen, neigte sie dasselbe auf die von den Armen umschlungenen emporgezogenen Kniee, um, was jetzt auch kommen mochte, stumm und ohne Klage über sich ergehen zu lassen. Ein neuer Tag mußte ja heraufziehen; der Sturm mußte endlich austoben, er konnte nicht ewig dauern. Und wie sie, verharrte auch das Pferd ohne Bewegung; nur seine Seiten schlugen mächtig. Bis zur äußersten Grenze abgetrieben und erschöpft, galt es ihm nur allein, die erhitzten Lungen zur Ruhe gelangen zu lassen.

Das Unwetter dagegen schien kein Ende nehmen zu wollen. Indem die Nacht hereinbrach und die Blitze an Leuchtkraft gewannen, erzeugte es den Eindruck, als habe es seine Wuth verdoppelt. Schlag folgte auf Schlag. In elektrischem Feuer schwamm gleichsam die verdichtete Atmosphäre. Die Bäume ächzten und stöhnten. Heulend und brausend fuhr der Wind durch die schwankenden Wipfel, daß sie die kaum in Empfang genommene Wasserlast alsbald wieder abschüttelten. Hin und wieder krachte und splitterte es auch, wenn es dem unwiderstehlichen Luftdruck gelungen war, einen Stamm zu entwurzeln oder morsches Geäst aus den Wipfeln herauszubrechen und zur Erde zu senden.

Unter der erkältenden Nässe zitterte das Pferd. Fröstelnd kauerte Daisy sich enger zusammen. Schauder auf Schauder erschütterte die sonst so geschmeidige Gestalt. Entsetzen und körperliche Qualen einten sich, um des armen gemarterten Herzens Schlag bis zum Ersticken zu beschleunigen. Wie war die Nacht doch so lang, die Atmosphäre so schwarz und doch wieder so blendend hell!

Eine Stunde verrann noch im wilden Aufruhr der empörten Elemente. Dann wurden die Wetterschläge

matter. Gedämpfter und hohler grollte der abwärts eilende Donner. Das Wetterleuchten dagegen und das Strömen des Regens erlitten keine Abschwächung oder Unterbrechung. Jenes sah Daisy nicht, während dieser keinen Eindruck mehr auf die unter der triefenden Decke Verborgene ausübte. Aber als habe das mehr und mehr schwindende Donnern eine einschläfernde Wirkung besessen, senkte Müdigkeit sich auf ihre Augenlider. Wärme entwickelte sich unter der feuchten, dicht geschlossenen Hülle. Kurze Zeit wehrten der zerschlagene Körper und der gefolterte Geist sich noch, dann umfing wohlthätige Bewußtlosigkeit ihre Sinne. Sie war eingeschlafen. Freundliche Träume mochten sich in ihren Schlummer eingeschlichen haben, daß sie so still da saß. Das Pferd hatte begonnen, an den in seinem Bereich herniederragenden Zweigen zu nagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Freund Brauner.

Novelle

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

An einem brütendheißen Julitage, als ich gerade an meinem Schreibtische saß, und vergebens die vor einigen Tagen angefangene Novelle fortzusetzen suchte, brachte mir der Briefträger einen Brief von meinem Freunde Brauner, welcher also lautete:

„Altes Haus!

„Wie Du aus dem Poststempel ersehen wirst, sitze ich jetzt hier in der kleinen thüringischen Sommerfrische M., und zwar befinde ich mich hier ausgezeichnet wohl. Die Umgegend ist reizend und Skizzenbuch und Mappe füllen sich bei mir täglich mehr, die Luft herrlich, Wohnung und Verpflegung billig, und ich kann Dir nur rathen, Dich schleunigst auf die Strümpfe zu machen und ebenfalls auf ein paar Wochen hierher überzusiedeln. Dies reizende stille Nest ist gerade der rechte Ort, um einen abstrapazirten Federfuchser wieder auf die Beine zu bringen und ihn zum Dichten zu begeistern. Wenn Du also gescheidt bist, so besinnst Du Dich nicht lange und brichst auf. Es erwartet Dich mit Sehnsucht baldigst Dein allezeit fideler

Hans Brauner."



Mein Freund Brauner war Landschaftsmaler, und ein liebenswürdiger, etwas weichmüthiger, aber grundehrlicher Junge, mit dem ich seit Jahren eng befreundet war. Ich bedurfte wirklich der Erholung und Ausspannung, und so erschien mir sein Brief wie ein Wink des Schicksals. Wenige Tage später war ich in M., wo ich auch alsogleich in der Wohnung Brauner's Unterkunft fand.

In der That hatte er nicht übertrieben, als er den Sommeraufenthalt anpries. Das schmucke Dörfchen lag herrlich eingebettet in einen Thalkessel, um den herum die buchen- und tannenbewaldeten Berge sich erhoben, war mit Promenadenwegen und Wandelstegen versehen, und in halber Höhe des Bergabhanges stand sogar eine Reihe von Villen. Dieselben gehörten meist vermögenden Leuten aus den benachbarten Hauptstädten, welche hier mit ihren Familien den Sommer zu verbringen pflegten. Einige waren aber auch auf Spekulation gebaut und für die Aufnahme von Sommergästen eingerichtet.

Brauner hatte den Giebel einer solchen Villa inne, der ein großes Zimmer und rechts und links von diesem je eine kleine Kammer enthielt. Da konnte ich also leicht auch noch einziehen.

Die beiden Kammern bildeten unsere Schlafräume, das große Zimmer in der Mitte unser Atelier, und unsere Wohnstube. Brauner zog mit Kreide einen großen, dicken Strich in der Mitte des Zimmers, um anzudeuten, wie viel davon Jedem von uns gehöre.

Auf der einen Seite stand ein Schreibtisch, an dem ich mich meinen schriftstellerischen Arbeiten widmen konnte, falls Lust und Laune mich dazu trieb, die andere Hälfte war ein Maleratelier. Eine neutrale Zone aber bildete der große, runde Tisch in der Mitte, der halb auf meinem, halb auf Brauner's Gebiet stand, und an welchem wir den Tag über und Abends zusammen saßen, um zu rauchen,



zu plaudern, Pläne zu machen, Karten zu spielen, oder um zu essen; denn wir hielten uns eine Art kleiner Küche, wenn wir auch die Hauptmahlzeit in einem Restaurant zu uns nahmen.

Das Erste, was ich that, nachdem ich mich häuslich eingerichtet hatte, war, Brauner's Skizzenbuch und Mappe zu durchblättern. Es interessirte mich stets, diese kleinen Bausteine zu betrachten, aus denen der Maler gleich einem Architekten das Werk seines Geistes zusammenstellt und es dann dem Beschauer als ein wirkungsvolles Ganzes vorführt.

Hierbei fiel mir nun der Umstand auf, daß Brauner in der ersten Zeit sehr fleißig, „wahnsinnig fleißig", wie er zu sagen pflegte, gewesen war, daß aber in der letzten Zeit sehr wenig oder gar nichts von ihm geschaffen worden. Ich konnte dies leicht dadurch kontroliren, weil er unter eine jede Skizze das Datum zu setzen pflegte, an welchem sie entstanden war.

Als wir am zweiten Tage nach meiner Ankunft in M. am Nachmittage einen gemeinsamen Spaziergang nach einer Höhe machten, von der man einen wundervollen Ausblick genießen sollte, fiel mir sein Benehmen auf, als wir einer älteren und einer jüngeren Dame begegneten; und als wir endlich auf dem Aussichtspunkte angekommen waren, und ich über das herrliche Landschaftsbild, das sich uns bot, in Entzücken gerieth, verhielt sich Brauner trotz seines Berufs als Landschaftsmaler so zerstreut und kühl gegen die Pracht der Natur, daß ich ihm auf dem Rückwege auf den Kopf zusagte: „Du bist verliebt, guter Junge, wieder einmal verliebt, und zwar in jene junge Dame, die wir vorhin trafen."

Brauner galt im Allgemeinen für einen Mann mit einem sehr leicht entzündlichen Herzen, der zwar stets bestritt, alle acht Tage für eine andere junge Dame zu

schwärmen, aber hin und wieder verdächtige Vorträge darüber hielt, daß er als Künstler zum Kultus des Schönen verpflichtet sei, wo er demselben auch immer begegnen möge.

Ich hatte auch in diesem Augenblicke nichts Anderes, als ein dreistes Leugnen Brauner's erwartet, aber zu meinem Erstaunen blieb er stehen und sagte feierlich: „Du hast Recht, ich bin verliebt, und ich glaube, in Wirklichkeit zum ersten Mal in meinem Leben. Du hast auch Recht: es ist die Dame, die wir trafen, und wahrscheinlich hast Du mich zerstreut und verstört gefunden, denn sie gab mir, ohne daß Du es merktest, ein Zeichen, das mich zur Verzweiflung bringt."

„Na, na, alter Junge!" sagte ich, „das fehlte auch noch, daß Du auf die Idee kämest, unglücklich zu lieben!"

„Unglücklich lieben kann man eigentlich nicht sagen," entgegnete Brauner, „meine Liebe wird erwiedert, aber die Verhältnisse meiner Angebeteten sind sehr unangenehme, ja für unsere Liebe geradezu bedrohliche. Mit Gewalt läßt sich nichts machen!"

„Mit Gewalt pflegt man auch in den seltensten Fällen zu lieben. Was gibt es denn zwischen euch so Hinderndes? Wohl wieder der leidige Geldpunkt?"

„Nein!" entgegnete Brauner, „in diesem Falle ist es nicht der elende Mammon, denn sie verfügt über ein bedeutendes Vermögen. Aber dieses Vermögen ist kein Glück für Hulda, sondern vielmehr ein Unglück."

„Sprich Dich gefälligst aus!" erklärte ich ihm, „damit ich weiß, um was es sich handelt, und damit Du Dein Herz erleichterst."

„Die Sache," entgegnete Brauner, „ist eigentlich ziemlich einfach. Ich machte hier in den ersten Tagen sehr viele Ausflüge in die Umgegend, um Skizzen zu sammeln, und kam auch dort hinüber nach dem sogenannten Haupt-

berge. Du siehst dort oben jene Villa in Ziegelrohbau stehen. Sie führt den prosaischen Namen „Villa Klose“, und ihr Besitzer ist der Rentier Klose, der aus einer preußischen Provinzialhauptstadt hierher gezogen ist. Er ist gleichzeitig der Onkel und Vormund Hulda's, und, was noch schlimmer ist, er ist auch ihr Tyrann, denn er macht Vaterrechte auf sie geltend und verlangt, sie solle seinen Sohn heirathen, einen jugendlichen Greis, der sich in Berlin unter dem Vorwande, Geschäfte zu machen, körperlich, geistig und pekuniär ruinirt hat, und dem wahrscheinlich mit dem Vermögen Hulda's aufgeholfen werden soll. Kurzum, ich machte dort oben beim Skizziren die Bekanntschaft der jungen Dame und fühlte mich sehr von ihr angezogen, denn Du wirst selbst gesehen haben, daß sie nicht nur die herrlichsten braunen Augen und das schönste braune Haar, sondern auch eine entzückende Figur und ein engelhaftes, sanftes Wesen an sich hat. Mich ergriff die Leidenschaft für sie, und schon nach wenigen Tagen erfuhr ich, daß diese Leidenschaft erwiedert wurde. Aber Hulda ist umgeben von Spionen, und der schlimmste ist die Schwester des Rentiers Klose, ihre Tante, die ältere Dame, welche Du mit ihr gehen sahst, ein Drachen, der unter der Maske mütterlicher Fürsorge ihr spinnefeind ist, wahrscheinlich deshalb, weil sie selbst keinen Mann bekommen hat. Diese begleitet seit einiger Zeit Hulda auf Schritt und Tritt, läßt keinen Brief oder Zettel ungelesen an sie gelangen und macht es durch ihre Maßnahmen unmöglich, ein zwischen Hulda und mir verabredetes Stelldichein zu verwirklichen. Hulda gab mir soeben ein Zeichen, daß sie nicht erscheinen könne, und Du kannst Dir denken, daß mir dies nicht gleichgiltig ist.“

„In der That,“ entgegnete ich ihm, „die Sache ist theils sehr romantisch, theils sehr komisch! Ich vermuthe nur, Du siehst zu schwarz und bringst Dich mit Gewalt

in eine Stimmung hinein, in der Du Dir selbst unglücklich vorkommst. Wie alt ist denn die junge Dame?"

„Zwanzig Jahre."

Dann ist also nichts verloren. Sie braucht sich nur noch so lange, wie nothwendig, zu sträuben, den ihr aufgedrungenen Bräutigam zu heirathen, dann ist sie ehemündig, und der Vormund hat ihr gar nichts mehr zu sagen. Ich gebe zu, daß man allerlei moralische Zwangsmaßregeln gegen sie versuchen wird, aber schlimmsten Falls kann sie ja die Gerichte in Anspruch nehmen, und mit Gewalt kann man sie doch nicht zur Heirath mit Deinem Nebenbuhler zwingen."

„Das ist richtig; aber man wird sie zu Tode martern mit Vorwürfen, sie wie eine Gefangene behandeln, und vor Allem kann ich sie nicht sehen oder doch wenigstens nicht sprechen. Ich weiß nicht, was aus dem Allem werden soll."

„Ruhig Blut, alter Freund!" ermahnte ich. „Wenn das Mädchen Dich wirklich liebt, so wird sie auch Mittel und Wege finden, um Dich zu sprechen und Dir Nachrichten zukommen zu lassen. Thu' mir die Liebe und rede Dir nicht selbst ein, daß Du Veranlassung hättest, den Verzweifelten zu spielen. Hättest Du mir gleich, wie ich ankam, gebeichtet, was Dich bedrückt, so wärest Du vielleicht schon seit ein paar Tagen vergnügter."

Ich glaube, Brauner war von dieser Predigt nicht besonders erbaut. Ich kam ihm wahrscheinlich zu prosaisch vor und faßte die Sache nicht romantisch genug auf. Er schwieg zwar, aber ich entdeckte schon am nächsten und übernächsten Tage, daß er beschlossen hatte, mir weiter keine vertraulichen Mittheilungen zu machen. Er ging allein aus, kam Abends spät heim und war noch zerstreuter als sonst; am dritten Abend aber zeigte er plötzlich eine solche Lustigkeit, daß er mich auf den Ge-

danken brachte, daß das verabredete Stelldichein endlich geglückt sei. Ich drang nicht in ihn, mir sein Geheimniß zu erzählen, sondern beschloß, ruhig abzuwarten, was aus der Angelegenheit werden würde.

Natürlich ging auch ich meine eigenen Wege und fand bald sehr lustige Gesellschaft, die in einem bestimmten Gasthause des Ortes allabendlich zu kneipen pflegte, und an dem Abend, der für mein und Brauner's Leben so bedeutungsvoll wurde, an einem Donnerstage, hatte ich mich in jener Gesellschaft so lange aufgehalten, daß ich erst gegen ein Uhr Nachts bei Mondschein nach Hause zurückkehrte.

Als ich in das Zimmer trat, war ich erstaunt, Brauner noch am Tisch sitzen zu sehen, und er fühlte sich auch wohl veranlaßt, sein langes Aufbleiben zu entschuldigen.

„Ich habe," sagte er, „unter Deinen Büchern ein sehr interessantes Werk gefunden, von dem ich mich gar nicht trennen konnte. Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß es schon spät in der Nacht ist."

Dann wendete er sich kurz um und ging in sein Schlafzimmer, während ich mich nach dem meinigen begab und mich zur Ruhe legte.

Wir saßen am nächsten Tage bei unserem Morgenkaffee, den wir — zu unserer Schande sei's gesagt — ziemlich spät genossen, als unser Faktotum erschien, die alte Portiersfrau der Villa, welche für uns das Aufräumen der Zimmer und das Einholen der kleinen Lebensbedürfnisse besorgte. Sie war, wie immer, beladen mit allerlei Eßwaaren, die wir für unsere kalte Küche bedurften, und als sie auspackte, sagte sie erregt: „Haben Sie schon von dem furchtbaren Unglück gehört, meine Herren?"

„Nein, was ist denn vorgefallen?" fragten wir gleichzeitig.

„Der Rentier Klose ist heute Nacht ermordet worden. Man fand ihn an der Parkmauer der Villa heute früh."

Ich war überrascht, aber doch nicht so wie Brauner, welcher die Kaffeetasse fallen ließ und bleich und zitternd von seinem Stuhle aufsprang.

Die alte Frau fühlte sich anscheinend durch die Wirkung, die ihre Schreckensnachricht machte, geschmeichelt, denn sie fuhr eifrig fort: „Der ganze Ort befindet sich in Aufregung, die Gerichtskommission wird bald ankommen, und nach allen Richtungen hin wird nach dem Thäter gesucht."

„Wie ist denn der Mord verübt worden?" fragte ich.

„Der Mörder hat Herrn Klose mit einem Knüppel oder mit einer Eisenstange über den Kopf geschlagen."

„Wie kam denn aber," fragte ich, „Herr Klose in der Nacht hinter seine Parkmauer?"

„Das weiß man nicht. Aber er hat einen Revolver bei sich gehabt. Ob er selbst auf Diebe gelauert hat oder was sonst geschehen sein mag, das weiß man noch nicht. Die Untersuchung wird es wohl ergeben."

Die Gesprächige verließ endlich das Zimmer, und ich wendete mich zu Brauner, der noch immer blaß wie eine Leiche auf seinem Stuhle saß. Ich hätte nicht geglaubt, daß ihn die Nachricht so erschüttern könnte, und sagte daher: „Ich bitte Dich, sei doch vernünftig! Wie kann Dich diese Nachricht so sehr aufregen! Sie ist ja schrecklich, aber ohne gefühllos zu sein, kannst Du daran denken, daß der Tod dieses Mannes Dir ziemlich gelegen kommt. Dadurch fallen ja alle Hindernisse fort, die Dich bisher von Deiner Angebeteten trennten."

Brauner war, während ich mit ihm sprach, womöglich noch bleicher geworden; er erhob sich schwerfällig, näherte sich mir und hauchte mir fast unhörbar die Worte zu: „Ich bin der Mörder!"

Wäre der Blitz aus heiterem Himmel niedergefahren und hätte den ohnmächtig mir zu Füßen gesunkenen

Brauner erschlagen, ich hätte nicht entsetzter sein können als über die Worte, die mir mein Freund zugerufen hatte. Ich selbst machte im ersten Augenblick gar keine Anstalten, ihm zu helfen, ich stand wie gebannt, wie erstarrt, bis ich mit Gewalt den Druck, der auf mir lag, abschüttelte und mich dazu aufraffte, dem armen Brauner Hilfe zu leisten. Ich hob ihn auf und trug ihn zu seinem Bett im Nebenzimmer, wo ich vorerst mit kaltem Wasser Versuche machte, ihn in's Leben zurückzurufen.

Der fürchterliche Gedanke aber ging mir nicht aus dem Kopf: Brauner ein Mörder! Er hatte es ja selbst gesagt, und doch, es war unmöglich! Vielleicht war Brauner irrsinnig geworden. Ich erinnerte mich dunkel, irgendwo gelesen zu haben, daß Geisteskranke, besonders wenn das furchtbare Leiden plötzlich bei ihnen zum Ausdruck kommt, sich für schwere Verbrecher halten. Aber gestern Abend war er ja noch bei vollem Verstande gewesen.

Meine Bemühungen bei dem Ohnmächtigen waren endlich von Erfolg gekrönt. Mit einem Seufzer erwachte er und richtete sich wild auf. Als er mich erblickte, zuckte er zusammen, dann brach er in einen Strom von Thränen aus.

Ich ahnte, daß diese Thränen ihm wohlthun würden, und ließ ihn ruhig weinen. Aber seine Aufregung legte sich nicht. Er schlang die Arme um meinen Hals und stöhnte: „Ich bin ein Mörder, ich bin ein Mörder! Menschenblut klebt an meiner Hand! O Gott, was habe ich gethan!“

„Hans,“ sagte ich, erschüttert von der Verzweiflung, die sich in dem ganzen Gebahren des Freundes zeigte; „Hans, ich bitte Dich, sei vernünftig! Wie kommst Du auf die wahnsinnige Idee, den alten Klose ermordet zu haben? Ich fürchte, Du bist krank, Du bist nicht recht bei Sinnen.“

„O, ich wünschte, ich wäre es," rief er verzweiflungsvoll. „Ich wünschte, ich wäre wahnsinnig oder todt. Ich danke Dir, daß Du Dich nicht mit Schreck und Abscheu von mir wendest, daß Du mir Deine Freundeshand nicht entziehst in dem schrecklichen Moment, wo ich Dir gestehen muß, daß ich ein — ein Mörder bin."

Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte. „Hans," begann ich wieder möglichst sanft und milde, „komme zu Dir und nimm Vernunft an. Du hast doch Dein Zimmer Nachts nicht verlassen. Ich traf Dich ja zu Hause, als ich ankam, Du warst so ruhig, und ich habe auch nicht die Thür in der Nacht gehen gehört; ich hätte es doch gewiß gemerkt, denn ich habe einen sehr leisen Schlaf."

„Noch bevor Du nach Hause kamst, hatte ich die That begangen; aber ich ahnte ja nicht, daß ich ihn getödtet hatte. Ich konnte es mir ja nicht denken, daß dieser unglückselige Hieb solche Folgen haben würde. Als ich Dir sagte, daß ich vom Abend an in jenem Buch gelesen hatte, täuschte ich Dich. Ich war erst wenige Minuten vor Dir in das Zimmer gekommen."

Das letzte Geständniß und die Erwähnung des unglücklichen Hiebes machten mich allerdings stutzig. Aber ich faßte mich und sagte: „Vertraue Dich mir an. Erzähle mir, was Du gethan hast. Ich kann es nicht glauben, daß Dich das fürchterliche Unglück betreffen sollte, eines Menschen Leben auf dem Gewissen zu haben. Es kann sich nur um einen unglücklichen Zufall handeln, und nie, nie werde ich von Dir glauben, daß Du einer solchen That mit Absicht fähig wärest."

„Ich that es ja auch nicht mit Absicht. Ich will Dir Alles gestehen, denn ich muß es ja auch vor meinen Richtern gestehen. Ich will hingehen und mich stellen. Was soll ich mit diesem Leben voll Gram, Reue und Jammer? Wenn sie wenigstens so viel Vernunft hätten, mich gleich

hinzurichten! Also ich will es Dir erzählen. Ich habe Hulda mit ihrer Tante auf allen Spazierwegen, die sie in den letzten zwei Tagen machte, beobachtet und mehrfach ihre Aufmerksamkeit von versteckten Orten aus auf mich gezogen, ohne daß die Tante meine Anwesenheit ahnte. Diese Gelegenheit benutzte Hulda und ließ gestern Vormittag, als sie mich im Gebüsch wußte und mit ihrer Tante vorüberging, unauffällig einen Brief fallen, den ich natürlich sofort, nachdem die Beiden verschwunden waren, an mich nahm. In diesem erklärte sie mir, daß sie von Onkel und Tante auf das Fürchterlichste gepeinigt werde, daß der Onkel wisse und ihr auf den Kopf zusage, daß sie mit mir ein Verhältniß unterhalte, daß sie aber bereit sei, Alles zu wagen und sogar das Haus ihres Onkels, das ihr zur Hölle geworden sei, zu verlassen. Ihre Tante begebe sich ebenso wie ihr Onkel zeitig zur Ruhe; sie vertraue auf meine Ehrenhaftigkeit und die Reinheit meiner Liebe und bitte mich, ich möge Abends gegen elf Uhr in den Park der Villa kommen, sie würde es möglich zu machen suchen, mich auf der Veranda für einige Augenblicke zu sprechen, um mir nähere Mittheilungen zu machen. Sie hoffte, es würde mir ein Leichtes sein, die Mauer zu übersteigen, besonders wenn ich eine Stelle wählte, wo ein großer Birnbaum seine Aeste über die Mauer hinausstrecke. Ich habe Dir das verschwiegen, weil ich fürchtete, Du würdest mich verspotten und über meine romantische Liebe lächeln. — Ich fand mich zu der heimlichen Zusammenkunft ein, und Hulda theilte mir mit, daß sie fest entschlossen sei, mit meiner Hilfe aus dem Hause ihres Vormunds zu entfliehen. Sie verfügt über Ersparnisse aus ihrem Nadelgeld, und beschwor mich, sie zu einer Verwandten ihrer Mutter zu bringen, bei der sie Schutz zu finden hoffe. Sie wolle von dort aus die Hilfe der Gerichte gegen ihren Vormund in Anspruch nehmen, der ihr mit

Gewalt seinen Sohn als Gatten aufdrängen wolle. Ich war mit Allem einverstanden, und wir waren gerade noch im besten Plaudern, als sich plötzlich die Stimme der Tante hören ließ. Augenscheinlich hatte irgend Jemand unser Beisammensein verrathen. Ich eilte durch den Park in hastigen Sätzen bis zu jener Stelle der Mauer, wo ich übergeklettert war, und wollte mich eben mit einem raschen Satze hinaufschwingen, als ich den alten Klose, der mir augenscheinlich aufgelauert hatte, neben mir auftauchen sah. In seiner Hand blitzte etwas, das wie ein Revolver aussah. Ich vergaß Alles um mich, denn ich war in einem Zustand höchster Aufregung. Um keinen Preis wollte ich mich von ihm aufhalten lassen. Ich hieb ihn über den Kopf, sah ihn zusammenbrechen und stürzte davon. Ich hoffte, ich hätte ihn nur betäubt. Heute früh hast Du die entsetzliche Nachricht gehört, daß er todt ist. Schon gestern Abend, als ich nach Hause kam, überfiel mich eine furchtbare Bangigkeit; ich machte mir die schwersten Vorwürfe, den Mann beschädigt und hilflos liegen gelassen zu haben, aber ich sagte mir, daß ihm in der lauen Sommernacht nichts weiter geschehen könne. Ich ahnte ja nicht, daß sich mein Schicksal schon vollzogen hatte, daß ich ein Menschenleben auf meinem Gewissen hatte."

„Womit hast Du," fragte ich unwillkürlich, „den furchtbaren Hieb geführt? Ich weiß doch, daß Du keinen Stock oder eine Waffe bei Dir trägst."

„Ich trug doch eine solche bei mir," entgegnete Brauner, „einen sogenannten englischen life preserver. Du kennst dies Instrument aus Hartgummi, dessen Schläge auf den Kopf stets betäuben. Ich führte diese Waffe in einer besonderen Tasche meines Rockes bei mir, wenn ich mich auf einsamen Ausflügen befand. Ich hatte diese Waffe gestern zu mir gesteckt, um für alle Fälle bei dem Stell-

dichein nicht wehrlos zu erscheinen. Ich wußte ja nicht, was mir bevorstand. Ich habe allerdings nicht geglaubt, daß die Kraft und die Wirkung dieser Vertheidigungswaffe eine so fürchterliche ist. Ich hatte ja bisher nie Gelegenheit gehabt, sie auf dem Kopf eines Menschen zu prüfen. Und nun muß mich dieses Unglück treffen!"

Ich war über diese Eröffnung sehr bestürzt. Mein Freund hatte also wirklich den tödtlichen Streich geführt, allerdings ohne böse Absicht, aber doch mit den schrecklichsten Folgen. Wenn man ihm glaubte, was er mir erzählte, so konnten ihn die Richter allerdings nicht wegen Mordes, aber doch wegen Todtschlags zur Verantwortung ziehen, und eine entehrende Strafe mußte ihn treffen. Dazu kam, daß die Zukunft meines Freundes vernichtet war. Ich bedurfte längerer Zeit, bevor ich mich soweit fassen konnte, um wieder klar zu denken.

Der unglückselige Brauner tobte noch immer so wild im Zimmer herum, daß ich das Schlimmste für ihn fürchtete. Dennoch wagte ich nicht, einen Arzt zu holen. Nach der heftigen Aufregung stellte sich endlich vollständige Erschöpfung bei ihm ein, und er verfiel in einen tiefen Schlaf.

Es war unterdeß Mittag geworden. Ich überließ ihn dem Schlaf, in dem er, wie ich hoffte, nichts von dem Unglück träumte, und begab mich in unser gemeinsames Zimmer. Ich selbst war so erschüttert von der ganzen Angelegenheit, daß ich mich erschöpft auf einen Stuhl setzen mußte. Was sollte ich jetzt thun? Was sollte ich als Mitwisser dieses fürchterlichen Geheimnisses dem unglücklichen Freunde rathen? Er hatte gesagt, er wolle sich selbst dem Gerichte stellen. Das war vielleicht das Beste. Wenn er sich freiwillig zu der Thäterschaft bekannte, dann glaubte man auch seinen Versicherungen, dann gab es mildernde Umstände für ihn.

Und doch widerrieth etwas in meinem Innern mir selbst, dem Freunde diesen Schritt zu gestatten. Der Gedanke war mir fürchterlich, daß er hingehen sollte, um sich des schwersten Verbrechens zu beschuldigen, welches die menschlichen Gesetzbücher kennen. Dann dachte ich aber auch an das Mädchen, um dessentwillen mein armer Freund in das Unglück gekommen war. Ich hatte Hulda einige Male gesehen, aber ich muß sagen, sie hatte auf mich einen durchaus sympathischen Eindruck gemacht, sie schien in Wirklichkeit meinen Freund zu lieben. Wie entsetzlich mußte für sie der Gedanke sein, daß er ein Mörder sei und daß sie indirekt die Schuld an dem Tode ihres Onkels und Vormundes trug. Welche Seelenpein, welche Gewissensqualen, welcher Jammer kam über das unschuldige Mädchen ebenso, wie über meinen unseligen Freund.

Ein entsetzliches Schicksal griff hier in das Leben zweier Menschen, die zu Glück und Hoffnungen berechtigt schienen; ein einziger unseliger Schlag, geführt ohne Ueberlegung, sollte hier das Glück vieler Menschen vernichten. Es lebte ja auch noch die alte Mutter Brauner's. Was würde sie dazu sagen? Ich kannte die gute alte Frau, deren einziger Stolz ihr Sohn war. Die Nachricht allein, daß man ihren Hans als Mörder verhaftet habe, kostete ihr sicher das Leben.

Nein, nein, er durfte nicht hingehen und sich selbst anzeigen, das wollte ich auf keinen Fall dulden. Er sollte fliehen und sich der irdischen Gerechtigkeit dadurch entziehen, daß er das Weltmeer zwischen sich und seine Richter brachte. Man ahnte ja wohl nicht, daß er der Mörder sei, man hatte ihn am allerwenigsten im Verdacht, weil man an einen Raubmord glaubte. An Geldmitteln zur Flucht fehlte es uns auch nicht. Ich wußte, daß Hans Geld besaß, ich verfügte ebenfalls über einige hundert Mark. Damit konnte er schon davon kommen, besonders

wenn er nicht so thöricht war, den Weg über Bremen oder Hamburg, sondern über Wien und von da nach Marseille einzuschlagen. So viel aber wurde mir bei längerem Nachdenken auch klar, daß wir uns erst unterrichten mußten, ob man irgend welchen Verdacht bereits auf bestimmte Persönlichkeiten gelenkt hatte. Ich fühlte selbst das dringende Bedürfniß, meine Unruhe dadurch zu mäßigen, daß ich mich nach der Wahrheit erkundigen ging, und mit Sehnsucht erwartete ich das Erwachen des Unglücklichen.

Sein erneutes Stöhnen belehrte mich endlich, daß er wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt war. Ich ging zu ihm und schloß ihn in meine Arme. Ich redete auf ihn ein und erzählte ihm Alles, woran ich während seines Schlafes gedacht hatte. Er schien schließlich einzusehen, daß es das Beste sei, wenn ich mich zuerst genau erkundigte. Ich ließ mir sein heiliges Ehrenwort geben, daß er sich ruhig verhalten, daß er sich kein Leid anthun wolle, und er ließ mich gehen, aber mit der Bitte, recht bald wieder zu kommen.

„Laß mich nicht allein," sagte er, „ich bitte Dich, laß mich nicht allein! Du weißt nicht, was es heißt, mit diesen furchtbaren Gedanken allein zu sein. Laß mich nicht zu lange allein, oder ich werde wahnsinnig!"

2.

Ich war selbst sehr befangen und mußte mir alle Mühe geben, um nicht ein scheues und gedrücktes Wesen zu zeigen, als ich verspätet in das Gasthaus kam, in dem wir sonst gemeinsam unser Mittagsmahl einnahmen. Ich erzählte dort, daß Brauner unwohl geworden sei, daß es sich aber wohl nur um einen Fieberanfall handle. Ja, ich fand es sogar für nöthig, gewissermaßen um einen

eventuellen Alibibeweis für meinen Freund vorzubereiten, die Lüge vorzubringen, daß ich ihn schon gestern Abend, als ich nach Hause gekommen sei, fieberkrank getroffen hätte. Man bedauerte ihn in dem Kreise, in dem wir verkehrten, aber man sprach bald von etwas Anderem, nämlich von dem Morde, der natürlich alle Gemüther in dem kleinen Orte in Aufregung erhielt.

Durchaus sichere Nachrichten über denselben hatte man noch nicht, sie widersprachen sich auch zum Theil. So viel indeß schien sicher zu sein, daß Klose durch Hiebe über den Kopf getödtet worden war. Manche Ungeheuerlichkeiten wurden erzählt, der Eine wußte noch dies, der Andere jenes vorzubringen. Auch Verdachtsmomente wurden erwähnt. Man sprach von einem Akte der Rache, der an Klose verübt worden sei, man verstieg sich zu den gewagtesten Kombinationen. Aus Allem aber hörte ich heraus, daß gegen meinen unglücklichen Freund noch kein Verdacht vorlag. Mir selbst war die Kehle wie zugeschnürt, ich vermochte kaum etwas zu essen, entschuldigte die Eilfertigkeit, mit der ich wieder aufbrach, mit dem Unwohlsein Brauner's, und eilte so rasch als möglich nach unserer Wohnung zurück.

Ich fand den Unglücklichen in dumpfer Verzweiflung. Ich theilte ihm mit, daß auf ihn vorläufig kein Verdacht falle, beruhigte ihn außerdem, soweit ich konnte, und schlug ihm vor, daß ich jetzt nach der Villa Klose hinausgehen wolle, um dort zu erfahren, wie die Angelegenheit stände. Vielleicht war dort Sichereres zu erfahren.

Während ich fort war, sollte Brauner so viel als möglich über einen verständigen Fluchtplan nachdenken. Ich bat ihn dringend, sich mit der Idee seiner Flucht ernstlich zu beschäftigen, schon damit seine Gedanken von der entsetzlichen That abgezogen würden; ich zwang ihn halb mit Gewalt, sich ordentlich anzukleiden, und nöthigte

ihm etwas Essen auf. Dann legte ich ihm Kursbücher und Karten hin und machte ihn darauf aufmerksam, daß eine Flucht nach dem Süden vielleicht die meiste Aussicht auf Erfolg hätte. Ich beruhigte ihn auch über die etwaigen Kosten, indem ich ihm mein ganzes Geld zur Verfügung stellte.

Gegen Abend ging ich hinaus in der Absicht, Erkundigungen in der Villa Klose oder in deren Nähe einzuziehen. Als ich langsam und unauffällig in die Gegend der Villa zu kommen suchte, fing ich auch an, über die Rolle nachzudenken, die ich bei der ganzen Sache spielte. Bisher hatte ich nur an meinen unglücklichen Freund gedacht, aber ich mußte mir jetzt sagen, daß ich eigentlich nicht nach Recht und Gesetz handelte. Das Gesetz verlangte von mir, daß ich bei einem so schweren Verbrechen ohne Weiteres den Thäter, wenn er mir bekannt war, nannte, vor Allem aber untersagte mir das Gesetz, ihm Beihilfe zur Flucht zu leisten. Aber mochte das Gesetz bestimmen, was es wollte, vor meinem eigenen Herzen fühlte ich mich schuldlos, wenn ich den armen Freund nach Kräften unterstützte, wenn sich meine Freundeshand nicht in dem Augenblicke, in dem er sie am meisten bedurfte, von ihm abzog. Wie hätte ich nur den schurkischen Gedanken fassen können, an ihm zum Verräther zu werden! —

Nichts pflegt mehr die Neugier großer Menschenmassen zu erregen, als so traurige Vorfälle, wie ein Mord. Menschen aller Berufs- und Bildungsklassen fühlen dann einen fast dämonischen Drang in sich, die Stelle, wo das Verbrechen begangen worden ist, in Augenschein zu nehmen, sich für die kleinsten Details zu interessiren und wo möglich bei allen den traurigen Formalitäten und Amtshandlungen, die ein solches Unglück im Gefolge zu haben pflegt, Augen- und Ohrenzeuge zu sein. So fand ich auch in der Nähe der Villa starke Ansammlungen von

Menschen, und in der Menge bemerkte man ebenso den eleganten Badegast, wie den Arbeiter und Dorfbewohner, und Alles schien aufgeregt sowohl über die That selbst, als auch darüber, daß zwei Gendarmen in der Nähe des Villeneinganges Posto gefaßt hatten und Niemanden, der nicht direkt etwas mit der Untersuchung zu thun hatte, in die Villa hinein ließen.

Diese bot mit ihren herabgelassenen Jalousien ein Bild der Trauer, das noch verdüstert wurde, weil innerhalb des Parkes und Vorgartens sich kein Mensch bewegte. Auf ein Fenster im Erdgeschoß, welches man von einem erhöhten Standpunkt aus über die Mauer des Vorgartens erblicken konnte, wiesen zahlreiche Menschen und behaupteten, daß hinter diesem Fenster der Ermordete liege, mit dessen Sektion sich jetzt gerade die Gerichtsärzte befaßten. In einem anderen Zimmer des Erdgeschosses sollte die Gerichtskommission zusammen mit dem Amtsvorsteher sitzen; und in der That sah ich nach einiger Zeit den blau uniformirten Amtsdiener herauskommen, welcher den einen der Gendarmen hereinrief.

Ich drängte mich unter die Menge und suchte hin und wieder etwas zu hören. Ich mußte dabei mit aller Gewalt mich gleichgiltig zu verhalten suchen, ja ich mußte eine fast unnatürliche Scheu überwinden, denn es schien mir fast unmöglich, anderen Menschen in's Gesicht zu sehen. Ich fürchtete fortwährend, zu erröthen und zu erblassen, und dadurch indirekt den unglücklichen Freund, der in Verzweiflung allein in unserer Wohnung saß, zu verrathen.

Ich wollte mich gerade wieder entfernen, als die Stufen der Villa ein dunkel gekleideter Herr herabgeschritten kam, auf den sich Aller Aufmerksamkeit sofort richtete.

„Das ist der Untersuchungsrichter!" flüsterte es um mich herum, und ich selbst sah gespannt nach dem noch

jungen Manne, der jetzt auf die Menge zugeschritten kam, in welcher ich stand, um durch sie hindurch seinen Weg zu nehmen. Augenscheinlich hatte er oben seine Vernehmungen beendet. Als er sich mir, gefolgt von einem Begleiter, wohl seinem Protokollführer, näherte, kam mir plötzlich sein Gesicht sehr bekannt vor, und als er dicht an mir vorüberging, rief ich unwillkürlich: „Materne!"

Der Angerufene sah mich einen Augenblick an und rief dann erfreut meinen Namen und setzte hinzu: „Was machst denn Du hier?"

Der Untersuchungsrichter war mein Jugend- und Universitätsfreund. Ich hatte ihn zum letzten Male gesehen, als er im Assessorexamen stand, und das war nun einige Jahre her. Inzwischen war er an das Gericht der nächstgelegenen Stadt berufen und dort zum Untersuchungsrichter ernannt worden. Das theilte er mir in aller Geschwindigkeit mit. Ich wagte es nicht, meinen Freund über den Mord auszufragen, sowohl weil ich mich verdächtig zu machen fürchtete, als auch deshalb, weil es so ausgesehen hätte, als wollte ich ihm Amtsgeheimnisse ablocken. Er fing aber von selbst an, über die Angelegenheit zu sprechen, indem er mich fragte: „Kanntest Du den Ermordeten? Wohl nicht, denn Du bist ja erst einige Tage hier."

„Ich habe ihn nur einige Male flüchtig gesehen," sagte ich.

„Ich dachte es mir gleich. Aber trotzdem wird Dich ja doch die Sache interessiren. Sie bringt etwas Leben in die Langeweile dieses Badeortes, obwohl vielleicht ihr Leute, die ihr euch hier erholen wollt, diese Aufregung nicht liebt."

„Ich danke allerdings für diese Aufregung," erwiederte ich, und mein Freund neben mir ahnte wohl nicht, welche fürchterliche Bedeutung für mich diese Worte hatten. Er

plauderte so ruhig und geschäftsmäßig über den Vorfall, wie dies Leute thun, zu deren Beruf es gehört, sich mit solchen grausigen Sachen fast täglich zu beschäftigen.

„Die Sache ist nicht aufgeklärt,“ sagte er. „Ich nahm zuerst an, daß es sich um einen Racheakt handle, aber unsere Nachforschungen haben ergeben, daß der Ermordete eigentlich keinen Feind hatte, von dem man sich einer so schweren That versehen könnte. Zum Mindesten spielt hier irgend ein wunderlicher Zufall, denn unter normalen Verhältnissen ist an gar keine Erklärung des Mordes zu denken.“

„Sehr richtig!“ dachte ich in meinem Innern. „Welch ein sonderbarer Zufall allerdings! Und wenn Du ahntest, daß ich Dir Aufklärung geben könnte über diesen Zufall, gingest Du gewiß nicht so ruhig neben mir her.“ Laut setzte ich dann hinzu: „Man hat also noch gar keine Spur von dem Thäter?“

Unwillkürlich wandte ich mein Gesicht weg, weil ich fühlte, daß mir eine verrätherische Röthe in's Gesicht stieg. Ich schlug mit dem Spazierstock, den ich in der Hand hielt, einigen am Wege stehenden unschuldigen Disteln die Köpfe ab und suchte so gleichgiltig als möglich auszusehen.

„Man hat allerdings noch keine Spur,“ entgegnete Materne, „aber die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, es konnten noch nicht alle Personen der Villa vernommen werden. Da ist zum Beispiel die Nichte des Ermordeten, ein junges Mädchen von einigen zwanzig Jahren; diese ist beim Empfang der Schreckensnachricht in Krämpfe gefallen und hat sich noch gar nicht soweit erholt, daß sie vernommen werden konnte. Ich mußte die Untersuchung aufgeben, weil mir die Aerzte erklärten, daß die junge Dame nicht vernehmungsfähig sei. Auch die Obduktion der Leiche ist noch nicht beendet. Die Aerzte indeß haben wenigstens die Ansicht geäußert, die mit

meiner Vermuthung vollständig übereinstimmt, daß zwischen dem Opfer und dem Mörder, vielleicht waren es sogar mehrere, ein heftiger Kampf stattgefunden haben müsse, denn das Gras war neben der Stelle, an welcher man den Todten fand, stark niedergetreten."

Ich schwieg wiederum, machte aber meinen eigenen fürchterlichen Kommentar. Brauner hatte mir nämlich erzählt, daß er von der Mauer herabgesprungen sei, und wahrscheinlich war das dieselbe Stelle, an welcher sich das zertretene Gras befand. Durch den Sprung hatte der Körper ein vermehrtes Gewicht erhalten, und die Stiefelabsätze hatten sich wahrscheinlich tief im Boden abgedrückt.

„Man vermuthet also," sagte ich so gleichgiltig als möglich, „daß es mehrere Mörder waren?"

„Jawohl," entgegnete Materne, „denn der Ermordete war mit einem Revolver bewaffnet, den man in der Nähe der Leiche fand, und aus diesem Revolver war kein Schuß abgefeuert. Wahrscheinlich wurde er von hinten überfallen, und während der Eine nach dem Revolver faßte und ihm denselben zu entreißen suchte, erhielt er von dem Anderen den Hieb. Die Aerzte haben auch an seinem Halse Flecke gefunden, welche aussehen, als rührten sie davon her, daß der Ermordete gewürgt worden sei, bevor man ihn niederschlug. — Du scheinst Dich für die Sache zu interessiren," setzte dann Materne noch hinzu, und ich erbleichte unwillkürlich; „wenn es geht, so komme doch Abends hinüber nach dem Gasthof ‚Zur Krone'. Ich habe dort vorläufig Wohnung genommen. Also auf Wiedersehen!"

Ich verabschiedete mich von ihm und eilte nach Hause. Die ganze Sache lag also noch ziemlich dunkel, auf meinen Freund war noch kein Verdacht gefallen; noch war es für ihn Zeit, wenn er die Flucht ergreifen wollte. Vielleicht

brachte der nächste Morgen schon Enthüllungen, die für ihn sehr ungünstig waren, dann war gewiß Hulda vernehmungsfähig, und da sie möglicherweise gar nicht ahnte, um was es sich handelte und was sie durch ihr Geständniß beging, so war sie vielleicht nur zu gern bereit, vollkommen offen mitzutheilen, daß sie in jener verhängnißvollen Nacht eine Zusammenkunft mit meinem Freunde gehabt habe. Dann fiel sofort der Verdacht auf ihn, um so mehr, wenn dann vielleicht auch noch die Schwester des Ermordeten mittheilte, daß ein heimliches Verhältniß zwischen der Nichte und meinem Freunde bestanden habe.

Ich kam in fieberhafter Erregung nach Hause und rief schon an der Thür Brauner leise zu: „Alles steht gut, aber Du mußt noch heute fort!"

Ich erzählte ihm rasch, was ich erfahren hatte, und er stimmte mir auch insofern bei, daß vorläufig noch kein Verdacht gegen ihn geschöpft sei. Als ich aber darauf energisch in ihn drang, an die Flucht zu denken, lehnte er das ab, und nun hatte ich wohl eine Stunde lang zu thun, um mit Aufwand aller Redekunst auf den Unglücklichen einzuwirken, damit er aus der willenlosen Apathie gerissen werde, in der er sich befand. Der arme, verzweifelte Mensch hatte gar keinen Muth mehr zu leben und etwas zu unternehmen.

„Was nützt die Flucht? Man wird mich ergreifen; und wenn sie mich auch nicht ergreifen, so wird mich doch mein Gewissen nirgends Ruhe finden lassen."

Endlich brachte ich doch ein Argument vor, das bei dem Verzweifelten durchschlug, das ihm wieder die nöthige Energie gab. Ich erinnerte ihn an seine alte Mutter. Die Worte trafen ihn wie Keulenschläge. Er brach fast zusammen und stierte mit thränenlosen Augen lange vor sich hin, dann endlich ermannte er sich und sagte: „Du

hast Recht, ich will fliehen; sage mir, was ich thun soll, ich will auf Alles eingehen."

Ich nöthigte ihn jetzt vor Allem, etwas zu sich zu nehmen. Dann entwickelte ich ihm folgenden Plan. Ich hatte überall erzählt, daß er unwohl sei und einige Tage das Bett hüten würde. Es würde daher auch nicht auffallen, wenn er einige Tage nicht zu sehen sei. Er sollte nun mit allem verfügbaren Gelde am Abend noch zu Fuß und ohne Gepäck den Ort verlassen und die nächste Bahnstation aufsuchen, die etwa eine Meile von dem Badeörtchen entfernt lag. Wenn er bei Einbruch der Dunkelheit unsere Villa unauffällig verließ, kam er in wenigen Minuten in den Wald und durch diesen hindurch bis zur Bahn. Dort sollte er mit dem Personenzuge, der um elf Uhr Abends eintraf, auf die Hauptlinie und von dort am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Wien zu gelangen suchen. Ich schlug ihm vor, sich in Wien um keinen Preis länger aufzuhalten, als es nothwendig war, um den Südbahnhof zu gewinnen, und von diesem aus sofort die Reise nach Rumänien anzutreten. Er sollte, wenn irgend möglich, Odessa oder eine der Hafenstädte am Schwarzen Meere zu erreichen suchen. Dort war es jedenfalls sehr leicht, sich zu verbergen, dort konnte er sich wohl unerkannt eine Zeitlang aufhalten, bis ich eine beträchtliche Summe Geldes auftreiben und ihm für die Uebersiedelung nach Amerika nachsenden konnte. Ich verabredete mit ihm, daß er mir unter falschem Namen mittheilen solle, ob seine Flucht gelungen sei und wohin ich ihm Geld nachschicken könne. Er hörte mir geduldig zu, indem er sich des Oefteren über dieses oder jenes noch Auskunft erbat, und schien mit Allem durchaus einverstanden.

Er sah eine Zeitlang stumm brütend vor sich hin, bis er plötzlich aufsprang, um mir in abgebrochenen, hastigen Worten zu danken. Dann bat er mich, ich möchte ihn

bis zum Abend allein lassen, er verspreche mir, genau alle meine Vorschläge auszuführen, aber er bedürfe jetzt der Sammlung, wenn er Muth und Energie genug für die Flucht behalten solle.

Ich willfahrte seiner Bitte, nahm meinen Hut, umarmte ihn noch einmal in tiefer Bewegung und ging, um Materne aufzusuchen.

Ich fand denselben beim Abendessen, bei welchem er sich von den Anstrengungen des Tages erholte. Im Uebrigen hatte er den Untersuchungsrichter abgestreift und gab sich ganz als Mensch. Wir plauderten über unsere beiderseitigen Erlebnisse, seitdem wir uns nicht wiedergesehen hatten, über gemeinsame Bekannte von der Schule und der Universität her, und so vergaß ich zeitweise, welch' furchtbare Last auf mir lag.

Dann aber wurde ich mehr und mehr zerstreut; ich dachte unwillkürlich: „Jetzt ist der arme Hans unterwegs im Walde. Er wird wohl unbeachtet aus der Villa gekommen sein und nun marschirt er schon auf die Station los, von der er seine Flucht bewerkstelligen will.“ Endlich war meine Unruhe derartig gestiegen, daß dies selbst Materne auffiel, und es überkam mich beinahe wie Befriedigung, als ich nach der Uhr sah und fand, daß es Elf war, ich also annehmen konnte, daß Hans bereits im Personenzuge saß.

Zwar erschrak ich nicht wenig, als noch ein Bote mit einem expressen Briefe kam und diesen dem Untersuchungsrichter einhändigte. Er las ihn durch und sagte dann: „Da bekomme ich soeben eine merkwürdige Nachricht. Sie bezieht sich auf den Mord, und ich muß gestehen, sie gibt der Sache eine ganz eigenthümliche Wendung. Leider kann ich Dir davon nichts mittheilen,“ setzte er sofort hinzu, als er meinen fragenden Blick bemerkte, „aber vielleicht bekommst Du schon morgen Aufklärung.“

Sein Blick war dabei so gleichgiltig wie möglich, aber in der furchtbaren Aufregung, in der ich mich befand, dachte ich natürlich sofort daran, daß sich der Verdacht auf Hans gelenkt habe. Ich mußte alle meine Fassung zusammennehmen, um gleichgiltig auszusehen, denn ich sagte mir, daß ich jetzt vor Allem seine Flucht nicht gefährden dürfe. Um jeden Verdacht abzulenken, heuchelte ich sogar eine gewisse Fröhlichkeit, trank mehr, als mir zuträglich war, nur in der Absicht, mich selbst zu betäuben und diese künstliche Lustigkeit aufrecht zu erhalten.

Dies fiel auch Materne auf, der mir schließlich lächelnd sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß Du Dich so verändern würdest. Ich glaube, Du bist unter die Zechbrüder gegangen. Früher stelltest Du zwar auch im Trinken Deinen Mann, aber jetzt scheinst Du ganz und gar zum Becher geschworen zu haben. Es wird Zeit, alter Knabe, daß Du heirathest, sonst wirst Du ein liederlicher Junggeselle."

Ich suchte nach Möglichkeit auf diesen scherzhaften Ton einzugehen, der mir aber so schwer fiel, daß ich ordentlich aufathmete, als Materne endlich erklärte, daß er müde sei und zu Bett gehen wolle. Ich selbst begab mich nach Hause mit jenem entsetzlichen Gefühl, das sich bei uns einstellt, wenn wir für einen Augenblick eine schwere, drückende Last, die auf unserer Seele ruht, abgeworfen hatten, und sie nun wieder auf uns nehmen müssen, um sie stöhnend und duldend weiter zu tragen.

Mir graute davor, unsere gemeinsame Wohnung zu betreten. Ich fürchtete mich wie ein kleines Kind, das an einen Ort gehen soll, wo Geister spuken, und beschloß, erst meiner Aufregung in der frischen Nachtluft Herr zu werden. Schlafen konnte ich jetzt ja doch nicht.

Obgleich eine Mattigkeit sich meiner Glieder bemäch=

tigte, die mich fast überwältigte, schleppte ich mich doch in den Parkanlagen herum wie ein Mensch, den das böse Gewissen drückt, als sei ich selbst der Mörder, und erst als der Morgen graute, wagte ich mich nach unserer Wohnung zurück. Unwillkürlich warf ich einen Blick zu den Fenstern empor, als ich mich näherte und sah, daß in dem gemeinsamen Zimmer die Lampe brannte. Das machte mich zuerst stutzig, aber ich sagte mir bald, daß es sehr klug von Hans gewesen sei, die Lampe brennen zu lassen. Man wußte ja in der Villa und der Nachbarschaft, daß er krank sei und es wäre aufgefallen, wenn den ganzen Abend über das Giebelgeschoß in Finsterniß gehüllt gewesen wäre.

Ich stieg langsam die Treppe empor, steckte den Schlüssel in das Schloß der Thür und fand zu meinem Erstaunen, daß sie nicht verschlossen war. Ich drückte auf die Klinke und trat ein.

Da saß er am Tisch, vollkommen angekleidet zum Fortgehen, regungslos vor sich hinstarrend. Der Unglückliche blickte, als ich hastig eintrat, auf und starrte mich mit einem solch' verzweifelten Blick an, daß sich in mir das Herz auf's Neue zusammenkrampfte.

„Unglückseliger!" rief ich ihm zu, „was machst Du hier, Du bist nicht fort!"

„Ich kann nicht," sagte er matt. „Verzeihe mir, wenn ich Deinem Wunsche nicht nachgekommen bin; es ist Alles richtig und gut, was Du mir gesagt hast, aber ich konnte nicht fliehen, ich habe keinen Muth dazu; ich wage es nicht, dieses Zimmer zu verlassen. Ich erschrecke bei dem Rauschen eines Blattes im Winde, ich erschrecke und möchte aufschreien bei jedem Knacken eines Möbelstückes, meine Beine versagen mir den Dienst. Ich wäre nicht weit gekommen, ich glaube nicht bis vor die Thür, und vor dem ersten Menschen, der mir in das Gesicht geblickt hätte,

wäre ich zusammengebrochen. Ich habe nachgedacht über meine Lage, seitdem Du fort bist. In meinem Gehirn gibt es einen Gedanken, der bohrt und brennt wie glühendes Eisen: es ist der Gedanke an den Gemordeten. Ich werde ihn nicht los, was ich auch thue. Was nützt es mir, wenn ich weit von hier gehe, um doch wahnsinnig zu werden vor Gewissensqualen? Ich habe erwogen, was für mich vortheilhafter, was für mich wohlthätiger wäre, und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß vielleicht eine Linderung meiner Seelenqual möglich ist, wenn ich büße, was ich gethan habe. Ich will mich den Gerichten stellen; will versuchen zu schlafen und will morgen selbst hingehen und Deinem Freunde mittheilen, daß er den Mörder nicht weiter suchen soll, weil ich es bin. Als letzten Dienst erbitte ich, daß Du mich auf diesem Wege begleitest. Verlaß mich nicht in der schwersten Stunde meines Lebens und versuche nicht, ich bitte Dich darum, mich von meinem Entschluß abzubringen. Jetzt aber geh' zur Ruhe, Du leidest ebenso wie ich, ich habe es wohl gesehen. Du opferst Dich auf für mich, denn man wird Dich schließlich für meinen Mitschuldigen halten."

3.

Der Morgen kam wieder herauf, strahlend und leuchtend, Freude und Frieden bringend für die meisten Menschen, Entsetzen erregend und traurig für uns. Auch ich hatte mich nur angekleidet auf mein Lager geworfen; ich kühlte jetzt nur meine brennenden Augen und setzte mich an den Tisch, um zu warten, bis Brauner aufstehen würde. Ich war voll Sorge und Angst in sein Zimmer getreten, als ich am Morgen erwachte. Ich sah ihn auf seinem Bett liegen. Die Müdigkeit hatte ihn überwältigt und

er schlief; seine Brust athmete ruhig und hob und senkte sich in regelmäßigen Zwischenräumen. Sein Gesicht war so friedlich, daß ich hoffen konnte, daß keine fürchterlichen Träume ihn quälten.

Ich betrachtete dieses Gesicht mit einem Gefühl des Mitleids, das ich nicht beschreiben kann, bis die Portiersfrau erschien und unser Frühstück brachte nebst einigen Briefen, die der Briefträger bei ihr abgegeben hatte. Zwei dieser Briefe waren an mich, der dritte an Hans Brauner gerichtet. Die meinigen hatten einen ganz gleichgiltigen Inhalt, was der für den Freund bestimmte enthielt, konnte ich natürlich nicht wissen, aber ich sah, daß die Aufschrift von einer Damenhand herrührte.

Das Erscheinen und das Reden der Portiersfrau hatten meinen Freund geweckt. Er trat wankenden Schrittes aus seinem Schlafzimmer, und ich reichte ihm den Brief, den er zuerst gleichgiltig betrachtete. Dann belebten sich seine schlaffen Züge und er rief leidenschaftlich: „Von Hulda!"

Er riß den Umschlag auf, überflog den Brief und seine Züge drückten hohes Erstaunen aus. Dann reichte er mir den Brief hinüber.

Der Brief war sehr kurz und lautete:

„Mein Herr, Sie werden von dem furchtbaren Unglück gehört haben, das uns betroffen hat. Ich bitte Sie, mich noch heute im Laufe des Tages in unserer Villa aufzusuchen. Alle Heimlichkeit zwischen uns muß jetzt schwinden. Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen, auch betreffs unserer Zusammenkunft und der Störung."

Die letzten Worte waren unterstrichen.

„Ich werde nicht hingehen," sagte Brauner kraftlos. „Ich kann ihr nicht mehr unter die Augen treten. Es ist ja wohl selbstredend, daß sie an mich denkt, und ich bin ihr auch dankbar dafür, weil sie annimmt, ich könne sie beschützen und behüten. O, auch das Lebensglück der

Geliebten habe ich auf dem Gewissen. Noch ahnt sie nicht, was geschehen ist."

Ich hatte den Brief noch einmal überlesen, und es war mir aufgefallen, daß die letzten Worte des Briefes unterstrichen waren.

„Ich vermuthe," sagte ich, „daß Du Dich irrst. Sieh, diese unterstrichenen Worte haben nach meiner Ueberzeugung einen Doppelsinn. Ich vermuthe, die Dame weiß, daß zwischen Dir und dem Vormund ein Zusammentreffen stattgefunden hat. Sie theilt Dir mit, daß es sich um wichtige Sachen handelt, und augenscheinlich muß sie wissen, daß auf Dich nicht der geringste Verdacht gefallen ist. Vielleicht will sie auch andeuten, daß Du nichts zu befürchten hast. Sie ist aber vorsichtig in der Abfassung des Briefes gewesen, und ich würde Dir doch vorschlagen, daß Du sie aufsuchtest."

„Ich kann es nicht," sagte Brauner, „um keinen Preis der Welt, ich kann es nicht. Es hat ja Alles doch keinen Zweck, Du kennst meinen unerschütterlichen Entschluß."

„Möchtest Du," begann ich wieder, „nicht doch auf das junge Mädchen Rücksicht nehmen, das jetzt ohne Halt und Stütze dasteht? Möchtest Du nicht, bevor Du den verzweifelten Schritt thust, Dich als Mörder anzugeben, erst zu erfahren suchen, was Dir Hulda mitzutheilen hat?"

„Vielleicht hast Du Recht," sagte Hans matt und tonlos, „aber ich kann nicht einmal mit meinen Gedanken den Deinigen folgen. Ich bin so abgestumpft, mein ganzes Fühlen ist nur von einem einzigen furchtbaren Gedanken eingenommen, daß ich nicht einmal in meinem Kopf unterscheiden kann, ob Du in Wirklichkeit Recht hast oder nicht. Du wirst wohl Recht haben, Du meinst es ja so gut mit mir. Ja, ja, Du hast gewiß Recht, ich verstehe es nur nicht."

Die gänzliche Hilflosigkeit und Schwäche, die sich in

diesen Worten kundgab, dieser Zustand einer Art von Geistesgestörtheit ergriff mich mehr als alles Andere vorher.

„Hans," sagte ich, „ich glaube, es wird Dir schwer fallen, die Unterredung mit Fräulein Hulda zu führen, aber ich halte sie doch für unumgänglich nothwendig. Vielleicht ist es besser, Du schickst mich hin. Gib mir ein paar Zeilen für die Dame mit, in welcher Du ihr mittheilst, daß sie sich mir voll und ganz anvertrauen kann. Vielleicht ist es sogar besser so."

Brauner nickte mir zu und schrieb dann mit zitternder Hand ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier.

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen zehn Uhr Morgens, als ich mich auf den Weg nach der Villa Klose machte. Es gelang mir, dieselbe ohne Umstände und Hindernisse zu betreten, ebenso erfuhr ich, daß Fräulein Hulda zu sprechen sei. Ich schickte ihr nicht meine, sondern Brauner's Visitenkarte, und wurde sofort von ihr empfangen.

Ich fand das junge Mädchen bleich, mit vom Weinen gerötheten Augen und mit allen äußerlichen Anzeichen eines außerordentlichen Seelenschmerzes. Aber sie war doch gefaßter, als ich hoffen durfte, und ich fühlte, es würde nicht allzu schwer sein, mit ihr zu verhandeln. Im ersten Augenblick allerdings schien sie über meinen Besuch ziemlich betreten zu sein, und fragend sah sie mich an, als ich bei ihr eintrat.

„Ich komme im Auftrage meines Freundes Brauner," nahm ich das Wort, „welchem Sie geschrieben haben. Er selbst ist durch Krankheit am Erscheinen verhindert und bittet Sie, mir volles Vertrauen zu schenken."

Ich überreichte ihr den Brief, den mir Hans mitgegeben hatte und sah, daß die Hand des jungen Mädchens zitterte, als sie die wenigen Zeilen durchflog.

„Ich danke Ihnen," sagte sie dann, „daß Sie gekom-

men sind. Hans schreibt mir, Sie seien sein bester Freund, und ich will auch volles Vertrauen zu Ihnen haben. Ich werde nämlich die fürchterliche Angst nicht los darüber, daß Herr Brauner an jenem Unglücksabend ein Zusammentreffen mit meinem Onkel gehabt hat."

Also auch sie ahnte etwas! Ich hatte gehofft, sie würde mir irgend. welche Aufklärung oder Beruhigung geben können, aber es war gerade das Gegentheil der Fall: sie wollte Beruhigung und Trost von mir haben. Auch sie hielt vielleicht Brauner für den Mörder ihres Oheims. Die Kombination war eigentlich bei ihr eine sehr einfache gewesen, aber dasselbe, was sie dachte, mußte auch die Tante denken. Deshalb fragte ich, um der Antwort auf ihre Frage vor Allem auszuweichen: „Weiß Ihre Frau Tante darum, daß Sie mit meinem Freunde in jener Nacht im Parke eine Zusammenkunft hatten?"

„Ich vermuthe es," sagte sie leise. „Ich habe die Tante noch nicht gesprochen. Als ich mit Herrn Brauner zusammen unsere Angelegenheit besprach, erschien meine Tante plötzlich, weil sie uns wohl überraschen wollte. Ich suchte ihr auf der Veranda, als sie heraustrat, so harmlos als nur möglich zu begegnen. Sie war sehr erzürnt und ich war so bestürzt, daß ich nichts zu antworten vermochte. Die Tante führte mich nach meinem Zimmer und schloß mich ein. Ich war so außer mir über die Störung und die Entdeckung unserer heimlichen Zusammenkunft, daß mir die Einsamkeit ganz angenehm war; ja, ich verriegelte sogar noch mein Zimmer von innen, damit nicht die Tante oder der Onkel etwa zu mir kommen könnten, um mir in ihrer quälenden Weise Vorwürfe zu machen. Erst gegen Morgen schlief ich ein und wurde geweckt durch den Aufruhr, den es in unserem Hause gab, als man die fürchterliche That entdeckte. Ich wurde erst durch das Mädchen aus meinem Zimmer gelassen, nach-

dem ich wiederholt geklopft hatte, und als man mir das Fürchterliche mittheilte, wurde ich vor Schreck krank. Ich habe an meine Tante noch kaum gedacht, aber auch sie ist gestern nicht zum Bewußtsein gekommen, denn das furchtbare Unglück ist zu plötzlich über uns hereingebrochen. — Doch kommen wir zur Hauptsache. Erst muß ich Ihnen noch erklären, warum ich Herrn Brauner zu sprechen wünschte. Ich soll heute vernommen werden, und ich weiß nicht" — die junge Dame begann mehr und mehr stockend zu sprechen — „ich weiß nicht, ob ich nicht durch meine Aussage Herrn Brauner vielleicht verdächtigen, ihm vielleicht Unannehmlichkeiten verursachen kann. Wird man nicht," fügte sie nach einigem Zögern hinzu, als ich betroffen still schwieg und nicht wußte, was ich antworten sollte, „vermuthen, er könnte Hand an meinen Oheim gelegt haben? Bei solchen Gelegenheiten macht sich jeder Mensch verdächtig, und dann ist es mir auch nicht gleichgiltig, um meiner selbst willen, zuzugestehen, daß ich um diese Stunde eine Zusammenkunft mit einem jungen Manne hatte. Sie können sich denken, mein Name, mein guter Ruf stehen auf dem Spiele. Ich weiß nicht, was ich thun soll, ich habe ja Niemanden, an den ich mich wenden könnte, ich habe Niemanden, der mir rathet, und ich hoffte, Herr Brauner würde mich in dieser Stunde nicht verlassen!"

Die Festigkeit des jungen Mädchens schien zu Ende zu gehen; sie brach in Schluchzen aus und sank weinend in einen Stuhl. Aber noch etwas Fürchterlicheres gab es für mich, als ihre Thränen und ihre Verzweiflung; sie ahnte nicht, daß die schreckliche Schuld wirklich auf ihrem Geliebten lastete. Sie dachte nur an ihren guten Ruf und daran, daß ihm möglicherweise Unannehmlichkeiten entstehen könnten, und jetzt sollte ich ihr sagen, daß mein Freund, daß der Mann, von dem sie selbst sagte,

daß er ihre Stütze werden sollte, der Mörder ihres Oheims war.

Ich quälte mein Gehirn ab, um in aller Geschwindigkeit einen Gedanken zu finden, der mir einen Ausweg bieten konnte. Vergeblich. Es gab keinen. Ich wartete daher, bis das junge Mädchen sich wieder gefaßt hatte und mich fragte: „Was soll ich nun thun? Ich dachte, Herr Brauner würde hierher kommen, um mir zur Seite zu stehen, um meiner Tante zu erklären, daß wir uns als Verlobte betrachten, damit auch die Oeffentlichkeit nichts gegen unseren Verkehr vorbringen kann. Nun theilen Sie mir mit, daß er krank sei, gewiß hat ihn auch die Nachricht so erschüttert."

In diesem Augenblicke rief die Stimme einer älteren Dame, anscheinend die Tante, den Namen Hulda's. Diese sprang auf und eilte in's Nebenzimmer. Ich saß allein und wartete geduldig zehn Minuten und schließlich eine Viertelstunde, ohne daß Jemand wiederkehrte. In meinem Kopfe jagten sich die unsinnigsten Gedanken, ich fühlte, daß ich jetzt unmittelbar vor der Katastrophe stand, ich fühlte, daß innerhalb der allernächsten Stunden sich das Schicksal des Freundes vollziehen mußte und beschloß, wenigstens nicht länger in dem Hause zu bleiben, wo meine Anwesenheit ein Verdachtsmoment mehr gegen den unglücklichen Brauner war.

Ich nahm meinen Hut und trat aus dem Parterrezimmer hinaus auf den Flur, wo ich im nächsten Augenblick vor Materne, dem Untersuchungsrichter, stand, der soeben mit dem Protokollführer in das Haus kam, um die Untersuchung und die Vernehmungen fortzusetzen.

Ich war so bestürzt und verblüfft über die unerwartete Begegnung, daß ich ihm erst auf die wiederholte Frage, was mich hierher führe, antwortete: „Ich suche Dich."

Und als er darauf erstaunt sagte: „So, Du suchst mich? Womit kann ich Dir dienen?“ fuhr es mir in halber Bewußtlosigkeit heraus:

„Ich interessire mich, wie Du weißt, lebhaft für die ganze Angelegenheit vom psychologischen und schriftstellerischen Standpunkt aus.“

„Ja, das glaube ich Dir schon,“ sagte lächelnd Materne, „und ich will Dir auch gar nicht im Wege sein, wenn Du hier Studien zu machen denkst. Genire Dich nicht, komm, tritt nur hier in das Verhörzimmer ein, es steht da ein großer Bettschirm, hinter dem Du Platz nehmen kannst, um Alles anzuhören, was gesagt wird, ohne daß Jemand Dich sieht. Ich will nämlich auch nicht, daß die Leute, die ich vernehme, Dich sehen. Aber Du darfst selbstverständlich über den Gang der Untersuchung nichts veröffentlichen, bevor Du mir davon Mittheilung gemacht hast.“

Ich war über diese Wendung der Dinge so überrascht, daß ich gar nicht daran dachte, dieses unerwartete Entgegenkommen des Freundes abzulehnen, welcher mich jetzt in eine äußerst peinliche Lage brachte.

Widerstandsunfähig, wie ich war, befand ich mich gleich darauf auf einem Stuhl hinter dem großen Bettschirm, der sich im Zimmer befand, in dem dicht am Fenster der Tisch für den Untersuchungsrichter und den Protokollführer zurechtgestellt war. Am liebsten wäre ich sofort wieder aufgesprungen und davongelaufen, aber ich war wie gelähmt und dann überkam mich eine ganz unsinnige und unverständliche Angst, daß ich durch mein Fortlaufen Brauner und mich selbst verdächtig machen könnte. Ich blieb wie gebannt, trotzdem ich wußte, daß die Scene, die sich jetzt in meiner Gegenwart abspielen würde, schrecklicher sein würde, als alles Andere, was ich in den letzten achtundvierzig Stunden durchlebt hatte.

Materne kam noch einmal zu mir und sagte mir lächelnd, ohne zu ahnen, wie viel Ironie in seinen Worten lag: „So, nun bleibst Du sitzen und verhältst Dich ruhig, besonders so lange Leute vernommen werden, dafür hast Du das Vergnügen, mit mir zu Mittag zu speisen, und Du wirst mir dann zugestehen, daß Du hier in Deiner Verborgenheit sehr viel gelernt hast."

Er verließ mich und befahl unmittelbar darauf dem Protokollführer, nachzusehen, wer zur Vernehmung vorgemerkt sei. Dieser blätterte in den Akten und sagte dann: „Fräulein Klose, die Schwester des Ermordeten!"

Der Amtsdiener, der unterdeß auch in das Zimmer getreten war, erhielt den Auftrag, die Dame herbeizurufen, und ich fühlte, wie mein Herz fast stehen blieb. als ich das Rauschen eines Kleides hörte und vernahm wie die Zeugin eintrat und mit ziemlich harter und wenig klangvoller Stimme zu reden begann.

Die Dame erwiederte zuerst auf die Frage, ob sie sich wohler fühle, daß sie sich einigermaßen gesammelt habe, daß sie aber bitte, sie nicht zu lange aufzuhalten; der Verlust ihres Bruders und das schreckliche Ende, das er gefunden, hätte sie fast um den Verstand gebracht.

„Ich kann es mir denken," sagte Materne, „daß Sie sehr angegriffen sind, aber Ihre Vernehmung ist dringend nothwendig und nur durch Rücksichtnahme auf Ihren Zustand bis heute verschoben worden. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen und meine Fragen möglichst kurz zu beantworten; um so rascher werden wir fertig werden. Sollte Ihnen unwohl werden, so bitte ich Sie, es mir zu sagen. Wir werden dann eine Pause eintreten lassen, aber Ihre Vernehmung muß heute zu Ende geführt werden. — Sagen Sie mir vor Allem, haben Sie irgend einen Verdacht gegen irgend einen Menschen? Sie kennen ja als Schwester die Verhältnisse des Verstorbenen genau. Können Sie

sich denken, daß irgend Jemand ein Motiv gehabt hat, den Mord zu begehen? Geniren Sie sich nicht, einen Verdacht auszusprechen, aber sprechen Sie ihn nicht aus, wenn Sie nicht gleichzeitig einige Anhaltspunkte für Ihre Ansicht vorbringen können."

Die letzten Worte schienen die Zeugin unsicher gemacht zu haben, deshalb stellte Materne sofort eine andere Frage, indem er sagte: „Ist der Ermordete auch beraubt worden?"

„Nein!" entgegnete bestimmt und fest die Zeugin, „er hatte seine goldene Uhr mit werthvoller Kette bei sich; diese ist bei der Leiche gefunden worden, ebenso wie der Revolver, der ja nicht werthlos war, denn der Schaft war aus Ebenholz und Lauf und Schloß stark versilbert. Wir glaubten zuerst, als wir die Leiche fanden, es sei die Börse abhanden gekommen, da wir dieselbe bei der Leiche nicht fanden, aber ich entdeckte dieselbe dann im Nachttisch meines ermordeten Bruders."

„Es handelt sich also," erklärte Materne, „hier nicht um einen Raubmord, es muß vielmehr an einen Akt der Rache gedacht werden. Hat Ihr Herr Bruder denn in schwerer Feindschaft mit irgend einem Menschen gestanden?"

„Nein!" entgegnete die Zeugin, „ich wüßte wenigstens nicht, daß ihn Jemand so gehaßt hat, um ein solches Verbrechen an ihm zu begehen."

„Nun," entgegnete Materne, „wollte ich Sie nach einer anderen Richtung hin um Aufklärung bitten. Haben Sie denn eine Ahnung davon, was Ihr Herr Bruder zu jener Stunde hinter seiner Parkmauer zu thun hatte?"

„Ich weiß es zufällig," entgegnete die Zeugin, „er wollte auf Jemanden aufpassen."

In diesem Augenblicke fühlte ich, wie sich mein Herz vor Angst und Sorge zusammenzog. Jetzt mußte Brauner's Name genannt werden, und die nächste Frage Materne's brachte die Entscheidung.

„Auf Jemanden aufpassen?“ fragte dieser. „Auf wen wollte er denn aufpassen?“

„Mein Bruder hat in diesem Jahre sich auf die Taubenzucht gelegt und trieb diese Liebhaberei mit wahrer Leidenschaft. Nun waren in letzter Zeit von seinen besten Tauben einzelne abhanden gekommen, und er konnte sich nicht darüber klar werden, ob ein Raubthier, ein Marder oder Wiesel, die Tauben geholt hätte, oder ob dieselben durch Diebe fortgekommen seien. In jener Nacht verließ er gegen ein Uhr noch einmal das Haus und theilte mir mit, daß er beabsichtige, der Sache auf den Grund zu kommen.“

Ich athmete auf, als ich die Erklärung der Dame hörte. Dieselbe schien also gar nicht zu ahnen, daß zwischen Brauner und dem Ermordeten ein Zusammenstoß stattgefunden hatte. Ich fühlte, wie mein Herz wieder zu schlagen begann und das Blut, das in meinen Adern fast gestockt hatte, wieder schneller im Körper kreiste.

„An jenem Abend war wohl,“ fuhr in diesem Augenblick die Dame fort, „für meinen Bruder noch ein besonderer Grund vorhanden, auf seinen Lauerposten zu ziehen. Er hatte nämlich schon vorher einer anderen Persönlichkeit, die sich unbefugter Weise in dem Park befand, den Weg verlegen wollen. Es war gegen Abend, als das Stubenmädchen zu mir kam und mir mittheilte, es sei soeben ein junger Mann über die Mauer gestiegen und habe sich mit meiner Nichte unterhalb der Veranda an der Rückseite der Villa getroffen. Das Mädchen war über das Eindringen des jungen Mannes, den es zuerst für einen Dieb hielt, so erschrocken gewesen, daß es mir sofort davon Mittheilung machte. Nun ist mir bekannt, daß meine Nichte gegen den Willen meines verstorbenen Bruders, der gleichzeitig ihr Oheim und Vormund war, ein Verhältniß mit einem Herrn aus dem hiesigen Orte angeknüpft hatte, oder vielmehr, daß dieser meine Nichte

mit seinen Huldigungen verfolgte. Ich benachrichtigte nun meinen Bruder von dem Vorfall und dieser erklärte, er wolle es dem jungen Manne doch verleiden, um diese Zeit heimlich Besuche bei uns zu machen. Er nahm seinen Revolver, der übrigens nicht geladen war, und ging vorn aus der Villa heraus, um die Mauer herum bis an jenen Theil derselben, wo der junge Mann herübergestiegen war. Mir befahl er, nach einigen Minuten auf der Veranda zu erscheinen, um den jungen Mann zur Flucht zu veranlassen. Er wollte ihn dann beim Uebersteigen der Mauer abfassen und ihm gehörig die Wahrheit sagen. Ich betrat die Veranda und der junge Mann entfloh. Er versuchte auch wieder über die Mauer zu steigen und in dem Augenblick, als er das freie Feld zu gewinnen suchte, trat ihm mein Bruder, um ihn zu erschrecken, mit vorgehaltenem Revolver entgegen —"

Ich vermochte auf meinem Lauscherposten nicht mehr zu athmen, jetzt war mein armer Freund verloren.

„Der junge Mann aber," so fuhr die Sprechende fort, „versetzte meinem Bruder einen Hieb mit einem schweren Instrument über den Kopf, welcher ihm gewiß sehr geschadet hätte, wenn er nicht einen starken harten Filzhut aufgehabt hätte. So fing dieser den Hieb auf und meinem Bruder wurde nur der Hut über die Augen geschlagen. Der Stoß warf meinen Bruder zu Boden, und ehe er sich wieder aufraffen konnte, war der Thäter längst davon geeilt. Mein Bruder kam sehr ärgerlich in das Haus zurück und erzählte mir, welches Ende sein Versuch genommen habe, den Liebhaber unserer Nichte zur Rede zu stellen. Er ging darauf in sein Zimmer, legte sich aber anscheinend aus Aerger nicht zur Ruhe, denn ungefähr nach einer Stunde kam er an mein Zimmer und sagte, daß er noch einmal hinausgehe, um den Taubendieb abzufassen; er habe sich jetzt besser vorgesehen als vorhin,

und den Revolver geladen, und da er aus Aerger nicht schlafen könne, so wolle er die Nacht zum Aufpassen verwenden. Es mochte etwa ein Uhr sein, als er von meiner Thür fortging. Ich schlief dann bald ein und wurde erst am Morgen durch die fürchterliche Nachricht geweckt, daß er ermordet sei."

Der Wechsel meiner Gefühle beim Anhören dieser Erzählung war ein zu plötzlicher, ein zu überwältigender. Im ersten Augenblick begriff ich gar nicht ganz und voll, welch' glückliche Nachricht für mich in den Aussagen der unsichtbaren Zeugin lag. Sie erzählte von dem Schlag, den Brauner seinem Gegner versetzt hatte, aber klar und deutlich, daß dieser den Mann nicht einmal betäubt hatte, sondern durch den Hut aufgehalten worden war. Sie erzählte ferner, daß Klose, nachdem er diesen Schlag empfangen, heil und gesund zu ihr zurückgekehrt sei.

Ich mußte meine Gedanken sammeln, um mir dann zu sagen, daß in diesem Falle Brauner unschuldig, vollständig unschuldig sei, daß er nur irrthümlich sich für den Mörder gehalten hatte, und daß ich ebenso thöricht wie er gewesen war.

Als die Zeugin jetzt das Zimmer verließ, stürmte ich wie ein Toller hinter dem Bettschirm hervor.

„Ich muß fort," rief ich meinem Freunde zu, „ich muß Jemand holen, der Dir mehr Aufklärung gibt."

Dann stürzte ich davon und wußte nicht, wie ich aus der Villa und aus dem Park hinaus bis auf den Weg kam, der hinab zum Dorfe führte. Ich wußte nur, daß ich nach Hause mußte, um dem armen gepeinigten Freund zu sagen, daß seine Furcht grundlos, gänzlich grundlos gewesen sei.

Ohne Rücksicht darauf, daß mich einzelne Spaziergänger verwundert anstaunten, lief ich, so lange es meine Lunge aushalten wollte, den Weg hinab, der vom Berges-

abhang zum Dorfe führte. Ich lief und mußte an mich halten, um nicht durch jubelndes Geschrei meiner Freude Luft zu machen, die in mir tobte.

Trotzdem ich heftiges Seitenstechen verspürte, rannte ich doch immer weiter. Je näher ich dem Hause kam, in dem ich den Unglücklichen wußte, desto mehr strengte ich mich an, um den letzten Dauerlauf auszuhalten. Endlich betrat ich das kleine Gärtchen, das unsere Villa umgab; ich eilte in das Haus und stürzte die Treppe hinauf. Ich riß die Stubenthür auf und öffnete eben den Mund zu einem Jubelgeschrei, als ich erstaunt stehen blieb.

Das Zimmer war leer. Ich eilte nach dem Schlafzimmer Brauner's und stieß auch hier die Thür auf — das Zimmer war leer. Ich eilte in mein Schlafzimmer, in der Hoffnung, Brauner vielleicht dort zu finden. Doch auch da war er nicht.

Meine Augen schweiften suchend über Wände, Fußboden und schließlich über den Tisch, und dort sah ich einen Brief liegen, den ich hastig ergriff. Er war von Brauner's Hand und trug meine Adresse. Ich riß ihn auf, und vor meine Augen legte es sich wie ein Nebel. Das Herz, das eben noch vor Freude in meiner Brust gehüpft hatte, drohte mir still zu stehen. Da standen die fürchterlichen Worte:

„Mein einziger Freund!

Ich kann Deine Rückkunft nicht mehr abwarten. Ich bin wahnsinnig vor Aufregung und Gewissenspein. Ich fühle auch nicht den Muth, die Folgen meiner unseligen Handlung auf mich zu nehmen. Ich gehe dorthin, wohin ich gehen muß, in den Tod! Verzeihe mir und bitte meine Mutter, daß sie mir verzeihen möge. Ich bitte auch Hulda um Verzeihung für all' das Leid, das ich ihr anthat, ohne es zu wollen. Wenn Du Dir aber überlegst, welche moralische Qualen und Leiden mir noch be-

vorstehen, wenn ich mich jetzt selbst angebe, wenn ich die Untersuchung und das Gerichtsverfahren überstehen soll, wirst Du mir zugeben, daß es ein besseres und abgekürzteres Verfahren ist, wenn ich mir den Tod gebe. Nimm hundertfachen Dank für das, was Du an mir gethan.
Dein Hans Brauner."

Der Brief entfiel meiner Hand, und ich sank in den Stuhl, der neben dem Tisch stand, und auf dem er wohl noch kurze Zeit vorher gesessen hatte, bevor er den verhängnißvollen Brief schrieb. Der Wechsel der hellsten Freude und der tiefsten Trübsal war ein zu rascher gewesen. Ich fühlte, daß mich diese letzte Schreckensnachricht, daß mich der furchtbare Entschluß des unglücklichen Freundes um alle Energie, um alle Fähigkeit zu denken und zu handeln, zu bringen drohte.

4.

Draußen im einsamen Walde stürzte der Unselige vorwärts. Ein geheimnißvolles Etwas in seinem Innern riß ihn weiter fort und fort von dem Orte, wo er sein Opfer wähnte, hinein in die Wildniß, in die Einsamkeit, in der er zu sterben gedachte. Nicht einmal einen Gedanken darüber machte er sich, wie er denn sterben wolle.

Kreuz und quer war er herumgeirrt, und wer ihm begegnet wäre, hätte sich wohl vor ihm entsetzt. Aber der Körper, den die moralischen Qualen der letzten Tage über alles Maß angestrengt hatten, versagte zuletzt den Dienst. Brauner sank endlich erschöpft auf das Moos nieder, sein Kopf schlug schwer auf die scharfe Kante einer Baumwurzel, und der Unglückliche erwachte erst von dem stechenden Schmerz, den das Brennen der vorrückenden Sonne auf seinem Gesicht hervorrief. Er sah sich auf einer Lichtung im Walde, und die Sonne, die in der Mit-

tagshöhe stand und unbarmherzig auf ihn herabschien, hatte ihm fast die Haut vom Gesicht gesengt. Er erhob sich taumelnd und schwankend und suchte wieder das hohe Holz auf. Hier kauerte er sich im Dickicht nieder, um dieses qualvolle Denken, das die Ohnmacht für kurze Zeit unterbrochen hatte, von Neuem zu beginnen. Aber merkwürdig, seine Gedanken wollten nicht bei dem furchtbaren Entschlusse, der ihn herausgetrieben hatte, haften. Der erste Paroxysmus war verflogen. Es kam ihm jetzt so ungeheuer schwer an, auch nur den Gedanken an Selbstmord weiter zu verfolgen, und doch — gab es für ihn etwas Anderes? Gab es für ihn etwas Besseres?

Ein Geräusch in seiner Nähe machte ihn endlich aufmerksam. Er fuhr zitternd auf, denn er fürchtete, daß dieses Geräusch von Verfolgern ausgehen könne. Er schob die Zweige vorsichtig auseinander und sah an einem Wassertümpel im Gebüsch einen Mann stehen, der sich damit beschäftigte, irgend einen Gegenstand zu waschen.

Brauner konnte kaum annehmen, daß dieser Mensch ein Verfolger sei; aber unwillkürlich trieb ihn doch die Neugier an, zu untersuchen, was der Mann da an so geheimnißvoller Stelle vornahm. Er kroch lautlos durch das Dickicht und bemerkte jetzt einen ziemlich großen Menschen in mittleren Jahren in einer sonderbaren braunen Kleidung, wenigstens hatte er braune Unterkleider auf dem Leibe und ein gestreiftes Hemde, während er eine braune Jacke in dem schmutzigen Wasser des Tümpels wusch.

Sein Gesicht konnte Brauner eine Zeitlang nicht sehen. Als aber der Mann seine Jacke ausgewaschen hatte, drehte er das Wasser aus derselben, und zum Erstaunen Brauner's zog er die Jacke dann wieder an.

Erst als er dieselbe, naß wie sie war, wieder am Leibe hatte, schoß dem Lauschenden der Gedanke durch den

Kopf, daß die Kleidung des Fremden ja die eines Sträflings sei. Er wunderte sich selbst, daß ihm nicht sofort dieser Gedanke gekommen war, denn er stammte aus einer Stadt, wo sich ein Zuchthaus befand und wo er die sonderbar gefärbte Kleidung der Sträflinge oft genug auf der Straße gesehen, wenn dieselben, begleitet von Soldaten oder Gefängnißwärtern, zur Arbeit geführt wurden.

Seine Neugier wurde mehr und mehr rege, er vergaß fast, was ihn selbst bedrückte, und unwillkürlich machte er wohl eine Bewegung, die mehr Geräusch verursachte, als er selbst wollte. Der Sträfling fuhr auf und wandte sich nach der Seite hin, wo sich Brauner befand. Dieser sah jetzt, daß das Gesicht des Mannes von Angst verzerrt war. Vorsichtig beugte sich der Sträfling zur Erde herab und nahm aus dem Grase eine kurze Eisenstange, die er dort wohl vorher niedergelegt hatte, bevor er seine Jacke wusch. Er wandte sich, immer ängstlich um sich blickend, der Gegend zu, wo Brauner sich befand, und schritt in dieser Richtung auch vorwärts. Dem Lauschenden blieb nichts Anderes übrig, als im letzten Augenblick, als der Sträfling fast auf ihn trat, aufzuspringen. Der Sträfling stieß erschreckt einen furchtbaren Schrei aus und stürzte sich auf Brauner, um ihn mit der kurzen Eisenstange, die er mit sich führte, niederzuschlagen.

Es war sonderbar, der Trieb der Selbsterhaltung war in Brauner, der soeben noch an Selbstmord gedacht hatte, stärker als jedes andere Gefühl. Er wich dem Schlage aus und suchte den Sträfling zu unterlaufen. Es gelang ihm dies auch, und im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden Männer in furchtbarem Ringen auf dem Moosboden des Waldes umher.

Brauner schrie unwillkürlich auf, als er niederstürzte und als er fühlte, daß sich die Hand des Sträflings um seinen Hals legte; er schrie gellend, bis sich die Finger

wie ein Schraubstock um seinen Hals schlossen und er fühlte, daß ihm die Sinne vergingen.

— — — — — — — — — — — —

Mein Zustand von Energielosigkeit und Verzweiflung hatte zum Glück nicht lange angedauert. Ich raffte mich auf mit Anspannung aller meiner Kräfte, und mein erster Gedanke war natürlich der, dem unseligen Brauner nachzueilen. Wohin aber sollte ich mich wenden, wohin war der Unzurechnungsfähige geeilt?

Ich stürzte die Treppe hinab und fragte bei dem Portier und dessen Frau, ob sie nicht meinen Freund hätten davon gehen sehen. Sie waren sehr verwundert über meine Frage, weil sie glaubten, daß er krank sei und oben in seinem Schlafzimmer zu Bette liege. Sie hatten ihn nicht gesehen. Aber ein Rettungsengel hatte doch über Brauner gewacht in Gestalt eines kleinen Kindes, dem fünfjährigen Töchterchen des Portiers. Dieses hatte, in der Gartenlaube sitzend, Brauner aus dem Hause herauskommen und im Walde verschwinden sehen. Das Kind kam heran, um mir mitzutheilen, wohin sich Brauner gewendet hatte.

So war der erste Anhaltspunkt gefunden, um seine Spur zu finden, wenn auch die Kleine, bei ihrem mangelhaften Verständniß von Zeitunterschied, nicht angeben konnte, ob es schon lange her sei, seitdem Brauner in den Wald gelaufen war. Ich forderte den Portier, einen ziemlich rüstigen Mann, auf, um jeden Preis mit mir zu kommen, und er war dazu bereit, als ich ihm mit einigen Worten auseinandersetzte, um was es sich handle. Ich sagte ihm natürlich nur, daß Brauner krank sei und wohl nur im Fieberwahnsinn das Haus verlassen hätte, um sich ein Leid anzuthun.

Wir begaben uns so eilig, als nur möglich, nach dem Walde, und da ich wohl annehmen konnte, daß Brauner nicht den Waldrand zur Verübung seiner That gewählt

haben würde, ging ich mit dem Portier zur Rechten und Linken des Weges, der in den Wald führte, vor, indem wir von Zeit zu Zeit uns wieder auf dem Wege trafen, freilich nur, um uns immer wieder mitzutheilen, daß wir nichts gefunden und nichts gesehen hätten.

Meine Hoffnung, den Unglücklichen zu retten, schwand mehr und mehr. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß ich ihn nur noch als Leiche wiederfinden würde, und nach ungefähr dreistündigem Suchen wollte ich dasselbe gerade abbrechen, weil es doch zwecklos war, als ich von rechts her den lauten Ruf des Portiers vernahm.

Ich eilte voll schrecklicher Ahnung, daß er den Freund vielleicht schon als Leiche gefunden habe, zu ihm hinüber, sah ihn aber, sobald ich in seine Nähe kam, vor mir in gerader Richtung weiter laufen und mir winken, daß ich ihm folgen sollte.

Jetzt hörte ich auch gedämpft herüberklingend einen Schrei, und nach einiger Zeit gelangte ich auf eine Lichtung innerhalb dichten Gebüsches, wo jetzt drei Menschen in verzweifeltem Ringen miteinander kämpften.

Es bedurfte nur weniger Augenblicke, um mich zu orientiren. Dann griff ich kräftig mit zu, und während Brauner bewußtlos liegen blieb, gelang es dem Portier und mir, seinen Angreifer in Sträflingskleidern fest zu machen. Er schlug und biß wie ein Rasender um sich, als wir ihn aber zu Boden geworfen hatten und mit aller Kraft festhielten, schrie er plötzlich: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich habe ihn ermordet, aber nicht mit Absicht. Ich wollte mir nur Lebensmittel holen, und er trat mir mit dem Revolver entgegen. Macht mit mir, was ihr wollt. Liefert mich nur ab. Was soll mir das Leben? Es ist wohl besser, ihr schlagt mir gleich den Kopf entzwei, als daß ich noch die langen Jahre im Zuchthaus bleibe, die ich dort verbleiben sollte."

Der Sträfling war nach dieser Erklärung, die ich fortwährend auf Brauner bezog, den ich für erdrosselt hielt, ganz still geworden. Aus unseren fest zusammengeknoteten Taschentüchern hatte der Portier geschickt eine Fessel für die Arme des Sträflings hergestellt, so daß er ihn jetzt allein festhalten, und ich mich mit Brauner beschäftigen konnte. Ich entdeckte einen kleinen Tümpel neben dem Dickicht, aus dem ich Wasser schöpfte, um es Brauner in's Gesicht zu spritzen. Nach einiger Zeit kam dieser zu sich, und nun ging es an ein gegenseitiges Fragen und Erklären, aus dem sich zu unserem ungeheuersten Erstaunen nach einiger Zeit Folgendes entwickelte.

Die Fügung des Schicksals, desselben Schicksals, das Brauner so schwer betroffen und ihn fast zum Selbstmord getrieben hatte, hatte es gewollt, daß er im Walde dem wirklichen Mörder Klose's begegnen mußte.

Auch der Sträflung war zum Mörder geworden in einem Zustand der Nothwehr, wie er sagte. Er war zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, erst seit einem Jahre in dem Zuchthause der Provinz untergebracht, und es war ihm gelungen, auszubrechen. Als furchtbare Waffe hatte er eine Gitterstange des Fensters seiner Zelle mit sich genommen und war seit einigen Tagen auf der Flucht, indem er sich beständig in den Wäldern und an abgelegenen Orten aufhielt. Der Mangel an Nahrungsmitteln war aber doch schließlich dem Flüchtling so fürchterlich geworden, daß er in einer Nacht sich entschloß, irgendwo in ein Gehöft sich einzuschleichen, um dort Lebensmittel zu stehlen.

Der Zufall hatte es gewollt, daß er sich zum Einsteigen den Park der Villa Klose aussuchte. Er war fast über die Mauer geklettert, als Klose erschien, ihn mit einem lauten Halt stellte und zum Heruntersteigen aufforderte. Der zuerst bestürzte Sträfling, der sich nach

glücklich gelungener Flucht wieder ergriffen sah, folgte zwar dem Gebote Klose's, als dieser ihn aber festhalten wollte, faßte kurz entschlossen der Verbrecher mit der linken Hand nach dem Revolver, dann schlug er mit der eisernen Stange auf den Kopf Klose's los, daß dieser leblos zusammenbrach.

Er war jetzt nicht nur als Flüchtling, sondern als Mörder im Walde umhergeirrt und hatte sich gerade damit beschäftigt, seine befleckte Jacke von dem Blute des Ermordeten zu säubern, als er mit Brauner zusammentraf.

* * *

Die Lösung vollzog sich rasch. Wir brachten den Sträfling sofort nach der Villa Klose, wo er vor dem Untersuchungsrichter ein volles Geständniß ablegte.

Mein Freund Materne war gar nicht so erstaunt, daß sich der Sträfling als der Mörder entpuppte, denn jene geheimnißvolle Depesche, die er in der letzten Nacht erhielt, als ich mit ihm zusammensaß, und deren Inhalt er mir nicht mittheilen wollte, meldete ihm das Entweichen des Sträflings, auf dem sich der Verdacht des Mordes bereits gelenkt hatte. Auch Brauner machte seine Aussagen und wurde dann von mir nach unserer Wohnung zurückgebracht, weil bei ihm eine Abspannung und Ermattung eingetreten war, die mich das Schlimmste befürchten ließ.

In der That mußte ich noch in der Nacht einen Arzt holen, denn die schweren Ereignisse, die ihn betroffen hatten, das schreckliche Bewußtsein, ein Mörder zu sein, das tagelang auf ihm lastete, zog ihm ein Nervenfieber zu, das ihn hart an den Rand des Grabes brachte.

Nachdem er endlich so ziemlich genesen war, siedelte er nach der Villa Klose über, wo er nicht nur in Hulda, sondern auch in der ihm einst so feindlich gesinnten Tante eine liebevolle Pflegerin fand.

Der Mörder, dem wegen der sonderbaren Verhältnisse, unter denen er die That begangen hatte, mildernde Umstände zugebilligt wurden, wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Hulda und Brauner wurden ein glückliches Paar, und die Schwester des Ermordeten verkaufte die Villa Klose, weil sich zu fürchterliche Erinnerungen für sie an dieselbe knüpften.

Brauner hat es mir natürlich nicht vergessen, daß ich mich seiner in den schwersten Stunden seines Lebens so weit angenommen habe, als es in meinen Kräften stand. Ich habe an ihm einen unerschütterlich treuen Freund, und ohne Ueberhebung kann ich wohl sagen, daß ich diese Freundschaft verdient habe. Die Stunden, die ich mit ihm zusammen verlebte, als wir Beide an die fürchterliche Täuschung glaubten, werden uns unser ganzes Leben lang unvergeßlich bleiben.

Der Ziehbrunnen.

Eine Sommergeschichte aus Oberammergau.

Von

Carl Ed. Klopfer.

Im letzten Sommer war ich nicht lange im Zweifel, auf welche Art ich meinen Urlaub verbringen sollte. Seit dem Mai hatte ich schon mit Begierde die Zeitungsberichte über das Passionsspiel in Oberammergau gelesen und oft genug die Fahrpläne der Sonderzüge nach dem oberbayrischen Gebirgsdorfe studirt. Und wenn mich meine Bekannten fragten, ob ich denn nicht in Wien bleiben werde mit Rücksicht auf das Sängerfest, da lächelte ich mitleidig und antwortete mit Genugthuung: „Was glauben Sie denn? Ich fahre nach Oberammergau!"

Und endlich kam der heißersehnte Tag! Als der Zug die Halle des Westbahnhofes verließ, da athmete ich auf, als hätte sich meine sechsundzwanzigjährige Beamtenbrust erst jetzt von dem Aktenstaub der Schreibstube befreit.

Am Nachmittag, es war Freitag, langte ich in München an. Noch an demselben Abend besorgte ich mir eine Fahrkarte zum ersten Frühzuge nach Oberau und legte mich mit dem süßen Bewußtsein zu Bett, daß mich kaum noch sechsunddreißig Stunden von dem erhabenen Schauspiel trennten, dem ich mit Begierde entgegensah.

Der Wagen, in welchem ich am nächsten Morgen um sechs

Uhr vom Münchener Centralbahnhof abdampfte, war gedrängt voll, und es gibt keine europäische Sprache, deren Laute ich da nicht durcheinander schwirren hörte. Ich kümmerte mich anfangs auch nicht viel um meine bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft, denn ich hatte einen Fensterplatz erobert, von welchem aus ich mich in möglichster Bequemlichkeit dem Genuß der in der herrlichen Beleuchtung der Augustsonne daliegenden Landschaft überlassen konnte.

„Anatole, lehne Dich nicht aus dem Fenster!“ ertönte es plötzlich neben mir in französischer Sprache, und dieser laute Ruf zog meine Aufmerksamkeit auf eine jugendliche und sehr schöne Frau, die eben einen munteren Knaben von ungefähr sechs Jahren zwang, vom Coupéfenster zurückzutreten und den Sitz an ihrer Seite einzunehmen. Das Bürschlein schien nur widerwillig zu gehorchen, denn die Dame mußte ihm eine Menge von Droh- und Beschwichtigungsworten zuflüstern, aus welchen ich deutlich nur den Satz vernahm: „Wenn Du nicht artig bist, sage ich's dem Vater.“

Es wäre durchaus nichts Bemerkenswerthes an dem Vorgange gewesen, wenn nicht die Dame etwas so ungemein Fesselndes gehabt hätte. Die Landschaft hatte mit einem Male viel von ihrem Reiz für mich eingebüßt; mein Blick schweifte nur zerstreut darüber hin und nahm immer wieder die Richtung nach meinem holden Gegenüber.

Ich war von jeher ein wenig Physiognomiker und that mir viel darauf zugute, aus allerlei Anzeichen, die einem minder Scharfsichtigen verborgen blieben, Kombinationen ziehen zu können über Stand, Herkunft und Charakter mir völlig fremder Personen. Es wird sehr begreiflich erscheinen, daß ich in diesem Falle mich eifriger als sonst jener Neugierde überließ.

Die Rubrik „Geburtsland und ständiger Aufenthalts-

ort" auf dem imaginären Fragebogen glaubte ich sehr rasch ausfüllen zu dürfen: „Pariserin." Diese dunklen Haare, der hochinteressante Zug in dem pikanten, brünetten Gesichte, die nervösen, Leidenschaft athmenden Nasenflügel, der geistreiche kleine Mund von echt gallischem Schnitt, die zarten Händchen — ah! eine Pariserin vom Scheitel bis zur Sohle. Also Pariserin und vornehme Dame! Alter: höchstens vierundzwanzig; wäre der Knabe nicht gewesen, der sich in manchem Zug seines frischen, schelmischen Kindergesichtchens als ihr unzweifelhaftes Ebenbild darstellte, so hätte ich ihr zwei Jahre weniger gegeben. Jetzt aber wollte ich weiter gehen. Der Gatte mußte sich ebenfalls im Zuge befinden, sonst hätte die junge Frau ihrem Kinde nicht mit dem Vater drohen können.

Aber wo war er, und warum ließ er sein hübsches Weibchen hier allein?

Während ich mir eben diese Frage vorlegte, schlug die neben ihr sitzende dicke ältere Dame den Schleier zurück, und wechselte mit ihrer Nachbarin einige leise Worte. Auch ohne die offenbare Vertraulichkeit, mit welcher sie sich zu einander neigten, würde ich sofort gewußt haben, daß ich in dieser Matrone die Mutter meiner Schönen zu sehen hatte. Uebrigens mußte man gestehen: eine trefflich erhaltene Dame für ihr Alter!

Aber wo mochte denn nur der Gemahl sein? Auf den war ich sehr neugierig und — eifersüchtig, denn ich war schon überzeugt, daß er dieses Engels nicht würdig sein könne. Er hätte sonst an ihrer Seite gesessen, statt — wie zu vermuthen war — im folgenden Rauchcoupé seiner Nikotinleidenschaft zu fröhnen. O, wie freute ich mich jetzt wieder einmal, daß ich kein Raucher war!

Jetzt trat der Schaffner ein und nahm die Fahrkarten nach Oberau ab. Schweigend überreichte ihm die junge

Frau die drei Karten: ihre, die der Mutter und des Knaben.

Ich verwünschte es, daß es mir nur noch einige Minuten vergönnt sein sollte, den bequemen Beobachterposten gegenüber meiner Schönen einzunehmen, aber es stand auch schon bei mir fest, ihr um jeden Preis zu folgen. Daß ihr Ziel auch das meinige sei, war sicher, denn es gab ja Niemanden im ganzen Zuge, der nicht nach Oberammergau gewollt hätte. Es galt also jetzt nur, mich in ihrer Nähe zu halten und sie nicht aus den Augen zu verlieren.

„Oberau!" schrien die Schaffner, von den Trittbrettern des Zuges springend, der langsam in die Bahnstation einfuhr. Die Kutscher der zahllosen Fuhrwerke, die schon an den Bahnschranken warteten, um uns weiter zu befördern, begrüßten uns mit lauten Rufen und Anpreisungen ihrer Wagen. Als gälte es ein feindliches Lager zu stürmen, stürzten sich die Vergnügungszügler auf die Ein- und Zweispänner, Gesellschaftswagen, Postkutschen und mit Reisig ausgeputzten Leiterwagen. Ich rannte zwischen den Fuhrwerken umher, um meine Schöne zu suchen, die ich in dem Tumult richtig aus dem Gesicht verloren hatte, trotz aller meiner gegentheiligen Anstrengungen. Ich wurde hin und her gestoßen, von den biederen Rosselenkern angeschrien und stand jede Sekunde in Gefahr, überfahren zu werden, aber von der Pariserin konnte ich keine Spur entdecken.

Ich entschloß mich endlich, den Restaurationssaal zu betreten, was kein leichtes Stück Arbeit war, denn sowohl die, welche bereits einen Wagen ergattert hatten, als auch die zahlreichen Fußgänger wollten sich dort erst noch zur Fortsetzung ihrer Reise stärken.

Endlich stand ich mit meiner Reisetasche an der langen Tafel in der Mitte des Gastzimmers. Und wer beschreibt

meine Genugthuung: dort, allerdings in unerreichbarer Ferne, aber doch in meinem Gesichtskreis, leuchtete der goldgelbe Florentinerhut meiner Pariserin. Ich machte die todesmuthigsten Anstrengungen, um mich in ihre Nähe zu drängen, aber ich kam nur Schritt um Schritt vorwärts. Jetzt hatte ich zum Ueberfluß noch das Unglück, daß mir ein hochgewachsener ältlicher Herr mit grauem Henriquatre und einem markirten wettergebräunten Gesicht die schmale Passage verstellte, die sich mir gerade geöffnet hätte. Er wurde von einem anderen Herrn begrüßt. Ich mußte unwillkürlich Zuhörer ihres raschen, im fließendsten Französisch gewechselten Gespräches sein.

„Wahrhaftig, Colonel, Sie hier? Auch nach Oberammergau, wie?" sagte der Eine, dem hünenhaften Graubart die Hand schüttelnd.

„Ja, mit Weib und Kind. Meine Ninon wollte es ja nicht anders."

Ich murmelte eine Verwünschung über seine „Ninon" und zwängte mich ungeduldig zwischen den Beiden durch; ich hatte wahrlich keine Lust, das Ende ihrer Unterhaltung abzuwarten, denn schon sah ich den gewissen Florentiner Strohhut einem der Saalausgänge zuschweben — und richtig! als ich endlich die Bahn frei hatte, war mir das holde Vögelchen schon entflogen.

Wüthend stand ich an der Glasthüre und verwünschte die ganze Welt; mich selbst am meisten, denn war ich nicht eigentlich ein Narr, daß ich da einer Fremden, einer verheiratheten Frau nachlief? Da fiel mir plötzlich erst ein, daß ich ja noch gar nicht daran gedacht hatte, wie ich nach Oberammergau käme. Alle Fuhrwerke waren schon besetzt, es gelang mir nicht mehr, einen Platz in einem der Gesellschaftswagen zu erobern; ich mußte froh sein, für schweres Geld schließlich einen erbärmlichen Ein=

spänner auftreiben zu können. Aber als ich endlich darin saß, brach doch wieder meine heitere Ferienstimmung durch. Ich beschloß, mir den Genuß nicht zu vergällen und nicht weiter an die schöne Pariserin zu denken.

Mit gehobener Brust athmete ich die würzige Luft der Berge ein, und war ganz beruhigt, als ich in dem idyllischen Ettal anlangte. Mein Kutscher empfahl mir, hier den imposanten Bau der einstigen Klosterkirche zu besehen. Ich folgte diesem Rath und hatte ihn in keiner Hinsicht zu bereuen. Vor der Kirche hielten mehr als ein Dutzend Fuhrwerke, deren Insassen ebenfalls da eingetreten waren, um das berühmte Orgelwerk, den künstlerischen Schmuck der Deckengewölbe, der Altäre u. s. w. zu besichtigen.

Ich war kaum in das Innere der Kirche eingetreten, als ich — den Florentinerhut auf mich zukommen sah. Ich war starr vor Ueberraschung, nicht so sehr durch den Anblick der holden Französin, als durch den ihres Begleiters, der sie am Arme führte und sie mit erhobenem Finger auf die Deckenfresken des Gewölbes, das jüngste Gericht darstellend, aufmerksam machte. Es war niemand Anders als der „graue Henriquatre", der mir in Oberau in den Weg gekommen war. Hinter den Beiden stapfte der kleine Anatole daher, von der Großmama geführt. Und ich ließ sie an mir vorüber, sehr verblüfft über meine Entdeckung.

Draußen sah ich die Familie ihren wartenden Landauer besteigen. Die beiden Damen nahmen die Vordersitze ein, der Henriquatre setzte sich mit dem Knaben auf den Rücksitz. Die reizende Mama streichelte dem Kleinen zärtlich das dunkle Lockenköpfchen und lächelte — o Gott, was für ein himmlisches, berückendes Lächeln! Und dann rollte der Landauer inmitten der andern Wagen dahin, nichts als eine Staubwolke hinter sich lassend, welcher der

elende Klepper, der mich dahin schleppte, mit mehr Mühe als Erfolg nachzutrotten versuchte. Bald hatte denn auch das tückische Schicksal die schöne Französin mir wieder entführt — heute schon zum dritten Male.

Aber jetzt war mir wenigstens reichliche Gelegenheit geboten, meine Kombinationen fortzusetzen. Der Gatte dieser jungen Frau war also Colonel, Oberst, wie ihn der Bekannte in Oberau angesprochen hatte. Nun, das hätte ich, wie ich mir jetzt mit sehr viel Selbstbewußtsein dachte, auch allenfalls allein errathen können; denn daß der Franzose Militär war, dafür sprach jeder Zoll an seiner durch und durch martialischen Erscheinung. Schade nur um die arme Frau, die an diesen alternden Gatten gekettet war! O, jetzt glaubte ich auch den leidenden Zug zu verstehen, dessen ich mich mit einem Male in dem Engelsantlitz der Bedauernswerthen bemerkt zu haben erinnerte! Armes Weib! So schön, so jung — und an einen angehenden Greis gefesselt, der Dich nicht verstehen kann. Fändest Du nicht Trost als die Mutter eines geliebten Kindes, Du müßtest verzweifeln oder — untergehen wie so viele Hunderte Deiner Schicksalsgenossinnen in Deiner Vaterstadt! —

Und inmitten dieser weichmüthigen Betrachtungen suchte ich mir stets den Blick zu vergegenwärtigen, mit welchem sie mich gestreift hatte, als sie am Kirchthore an mir vorüberkam. Was lag nur Alles in diesem Blick! Stummes Weh, Hoffnungslosigkeit, vielleicht auch eine schüchterne Bitte oder ein leiser Dank für das Mitleid, das ihr aus meinen Augen entgegengeleuchtet haben mußte.

Wie im Traum verrann mir die Zeit, und ehe ich's gedacht, lag schon Oberammergau vor mir mit seinen für ländliche Verhältnisse ziemlich großen, sauberen, oft mit nicht unkünstlerischen Fresken geschmückten Häusern. Ich suchte mein beim „Chorführer" des Passionsspiels längst

vorausbestelltes Quartier auf, aber o weh: der spekulative Herr hatte mein Zimmer längst anderweitig vergeben; statt freundschaftliche Aufnahme zu finden, wie ich gehofft, bekam ich von dem über mein „Zuspätkommen“ anscheinend ganz Aufgeregten noch Grobheiten zu hören, so daß ich es vorzog, meine Schritte weiter zu lenken. Nach langem Suchen fand ich endlich noch ein freies Quartier und ich hatte Glück damit; es lag im Erdgeschoß eines schmucken einstöckigen Bauernhauses am Ufer der mitten durch das Dorf plätschernden Ammer. Mein Fensterchen ging jedoch nach rückwärts, nach einem schattigen Obstgarten hinaus.

Nachdem ich mich in dem Stübchen eingerichtet hatte, machte ich mich auf, um das Dorf und seine nächste Umgebung zu durchstreifen. In dem engen Hausflur begegnete ich noch mehreren Fremden, die ebenfalls unter diesem Dache Schutz gefunden hatten. Eben war ich an der Treppe vorbei, welche in’s obere Stockwerk führte, da ließ der Klang einer mir nur zu bekannten Stimme meinen Fuß am Boden wurzeln. War es möglich? Täuschte mich meine Phantasie oder spielte wirklich ein wunderbarer Zufall mit mir? Ich hörte Schritte hinter mir und im nächsten Augenblick ging die Familie des französischen Obersten an mir vorüber. Ninon — so hatte sie ja der Mann am Morgen dem Bekannten gegenüber genannt — schritt in dem schmalen Hausflur hinter ihrem Gatten und vor dem Knaben; die Schwiegermutter folgte. Als der Oberst an mir vorbei war, griff ich fast unwillkürlich an meinen Hut und hatte die Genugthuung, daß Ninon meinen Gruß mit einem holden Lächeln erwiederte.

„Wir werden uns in den beiden Zimmerchen da oben eben behelfen müssen,“ sagte der Oberst, sich zu seiner Frau umwendend, indem er gerade auf die Fenster hinaufzeigte, welche ober dem meinigen lagen, „und können froh sein, noch so gute Unterkunft gefunden zu haben.“

Mich trennte also nur die Zimmerdecke von der Liebreizenden, die, ich fühlte es mit beängstigender Deutlichkeit, von meinem armen Herzen völlig Besitz ergriffen hatte.

„Ich hoffe, das soll uns die gute Laune nicht verderben!" sagte die Mutter.

Ninon antwortete leise, so daß ich sie nicht verstehen konnte, dann wandte sie sich zu dem Knaben, ihn an der Hand fassend. Es schien mir, als verfolge sie durch diese Bewegung nur den Zweck, den Arm des Gemahls nicht nehmen zu müssen. Und sie erreichte diesen Zweck, denn der Oberst bot nun seiner Schwiegermutter den Arm und folgte seiner Frau, die mit dem Kinde rasch voranschritt.

Ich wagte es nicht, ihr zu folgen; ich blieb noch lange stehen und schwelgte in dem süßen Bewußtsein unserer Nachbarschaft. Aber auf den Mann hatte ich jetzt einen tödtlichen Haß geworfen. O, das war gewiß ein abscheulicher Tyrann. Ich begriff nur zu gut, daß Ninon jede Gelegenheit benutzte, seine unmittelbare Nähe zu meiden.

Am Sonntagmorgen gab es schon vor sechs Uhr laute Reveille. Feierlicher Glockenklang vermischte sich mit den lustigen Akkorden der die Straße durchziehenden Musik, und dazwischen krachten die Böller, ein fernes Echo weckend. In thaufrischer Lieblichkeit erglänzte die Flur. Weithin leuchtete von der Anhöhe die steinerne Kreuzigungsgruppe von Professor Halbig, welche der unglückliche König Ludwig vor fünfzehn Jahren gestiftet.

Von sieben Uhr an pilgerten die Fremden in wimmelnden Schaaren zu dem mächtigen, am Ende des Dorfes liegenden Festspielhause hinaus. Ich folgte der Menge, mißmuthig darüber, daß es mir versagt war, schon heute der Aufführung beizuwohnen. Ich hatte keine Eintrittskarte mehr bekommen und mußte mich also wohl oder übel bis zum morgigen „Nachspiel" geduldén.

Vor dem gigantischen Bretterbau herrschte das bunteste Gewühl. Lachend und plaudernd wogte die Menge der Gäste durcheinander, dazwischen ertönten die marktschreierischen Stimmen der zahlreichen Budenbesitzer, die hier ihre Waaren anpriesen: Schnitzarbeiten, Filigranfächelchen, Textbücher zum „G'spiel", Bilder, Photogramme, Cigarren und eine Unmenge von Eßwaaren als Proviant für die Dauer der ersten Abtheilung des Passionsspieles.

Ich spähte wieder nach dem Florentinerhütchen aus, denn ich hatte von meinen Wirthsleuten vernommen, daß sich die französischen Herrschaften schon eine halbe Stunde früher als ich dorthin begeben hatten. Und siehe, das Glück war mir günstiger, als ich gehofft hatte, denn nach einigem Umherstreifen entdeckte ich meine Ninon, aber ohne Gatten und Mutter, von denen sie das Gewühl getrennt haben mochte. Sie stand mit ihrem Knaben an einem Zelt, wo allerlei Näschereien feilgehalten wurden.

Flugs war ich an ihrer Seite. Ich sah, wie sie mehrere Düten mit Zuckerwerk kaufte, welche mit bedruckten Papierstreifen, meist poetische Sprüche enthaltend, umwunden waren.

Es war schon nahe an acht Uhr, der Zeit, zu welcher das Spiel beginnen sollte; der größte Theil der Menge fluthete in die weitgeöffneten Thore des Theaters, und so war es mir möglich, mich unauffällig der schönen Pariserin zu nähern. Ich kaufte von denselben mit Goldfäden umwickelten Zuckerdüten und hatte so einen Vorwand, sie anzusprechen. Ich hörte sie mit der Verkäuferin in vortrefflichem Deutsch verhandeln, aber es schien mir ein Gebot der Höflichkeit, mich ihr gegenüber ihrer Muttersprache zu bedienen.

„Verzeihung, gnädige Frau!" begann ich, mein bestes Französisch zusammensuchend, „ich habe das Glück, Ihr Nachbar zu sein. Wenn ich nicht irre, so haben Sie das-

selbe Mißgeschick wie ich zu beklagen, und keine Karten mehr für den heutigen Spieltag erhalten können?"

„Allerdings," entgegnete sie nach einigem Zögern, während eine liebliche Röthe in ihrem feingeschnittenen Gesichtchen aufstieg. „Auch wir sind heute ausgeschlossen."

In diesem Augenblicke entfiel ihr das Päckchen mit dem Zuckerwerk. Ich beeilte mich natürlich, es aufzuheben und es ihr zu überreichen. Sie dankte mir, wie mir schien, viel wärmer, als es der kleinen Dienstleistung entsprach.

„Madame!" erwiederte ich, tief aufathmend und meinen Blick kühn in ihr dunkles Augenpaar versenkend, „ich wäre glücklich, Ihnen mehr als eine konventionelle Ergebenheit beweisen zu können."

Ich erschrak selbst über die kecken Worte, die mir über die Lippen gesprudelt waren. Ninon wurde roth; ich glaubte etwas unendlich Beseligendes in ihrem Blick zu lesen, und ich wollte eben noch feuriger werden, da vernahm ich die Kommandostimme des Obersten in meinem Rücken.

„Alle Wetter, Zuckerwerk? Der Junge wird noch verwöhnt werden mit den vielen Näschereien."

Ich grüßte den Mann, der mich erstaunt und mißtrauisch ansah, sehr kalt und zog mich zurück. Ich hätte ihn erwürgen mögen, denn ich war überzeugt, daß seine Dazwischenkunft eine herzlichere Annäherung zwischen mir und der schönen unglücklichen Frau verhindert hatte. Wenn mich etwas trösten konnte, so war es nur der seelenvolle Blick, mit welchem sie sich von mir verabschiedete. —

Am Nachmittag regnete es in Strömen. Jetzt bedauerte ich es nicht mehr, heute keinen Platz im Theater gefunden zu haben. Ich war auch von meiner anfänglichen Absicht, einen Ausflug in die Umgegend zu machen, abge=

kommen, da ich den Oberst mit seiner Schwiegermutter gleich nach Tisch das Haus verlassen gesehen und daraus geschlossen hatte, daß Ninon es abgelehnt, den Gatten zu begleiten. Und was konnte mir erwünschter sein, als mit ihr allein in dem Hause zu weilen, wo ich auf eine gelegentliche Begegnung im Flur oder auf der Treppe hoffen durfte.

Ich saß bereits stundenlang an meinem offenen Fensterchen und blickte in den regenüberschwemmten Obstgarten hinaus, immer auf den Schall ihrer Schritte lauschend da sah ich plötzlich einen kleinen weißen Gegenstand vor meinen Augen baumeln; ich glaubte meinen Sehorganen nicht trauen zu dürfen, als ich gewahrte, daß es eine winzige Papierdüte war, welche an mehreren zusammengeknüpften Goldfäden hing. Was sollte das bedeuten? Ich hörte mein Herz pochen und wagte den Gedanken, der in mir emporzuckte, nicht auszudenken.

Aber es war ja kein Zweifel möglich: dieser Flitterdraht kam aus dem Fenster über dem meinigen, und dort konnte sich ja Niemand befinden als Ninon; sie mußte auch wissen, daß ich hier unter ihr logirte und zu Hause war; ich hatte ja den ganzen Nachmittag alle möglichen Lieder geträllert, theils um mir die Zeit zu vertreiben, theils um von meiner Anwesenheit Kunde zu geben.

Nein, es stand fest, daß diese seltsame Art einer Botschaft für mich bestimmt war.

Mit zitternden Händen griff ich hinaus und löste die Papierdüte von dem Faden. Ich fand eine blutrothe Nelke darin. Ah! Durfte ich diese Blumensprache verstehen? Roth ist ja die Farbe der Liebe.

„Was bist Du doch für ein verfluchter Kerl!“ flüsterte ich mir zu. Wenn mich das vor dem Fenster angebrachte Gitter nicht gehindert hätte, würde ich mich hinausgebeugt und die Nelke an meine Lippen gedrückt haben, um „ihr“

da oben ein sichtbares Zeichen zu geben, wie werth ich ihr sinniges Geschenk hielt. Im nächsten Moment riß ich eine gelbe Rose aus meinem Knopfloch und band sie an den Faden, der noch immer, wie wartend, vor dem Fenster baumelte. Er wurde augenblicklich in die Höhe gezogen. Ah! Die Theerose war kein schlecht gewähltes Gegengeschenk; gelb ist ja die Farbe der Eifersucht, und ich hatte wohl Grund zu dieser Leidenschaft.

Mit angehaltenem Athem wartete ich auf eine Antwort. Ein — zwei — drei Minuten, die mir wie eine Ewigkeit erschienen. Da — endlich! Der Goldfaden erschien wieder. Ich hätte laut aufjubeln mögen, als ich ein winziges, aus Bast geflochtenes Körbchen daran hin und her schaukeln sah, das Ninon wohl ebenfalls in einer der Buden vor dem Theater gekauft hatte. Ich stürzte mich wie ein Habicht darauf und fand eine kleine Aprikose darin. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf, was das bedeuten solle. Endlich riß ich einen Zettel aus meinem Notizbuch und kritzelte, selbstverständlich französisch, die wenigen Worte darauf: „Darf ich um nähere Aufklärung über dieses Zeichen bitten?"

Ich warf das zusammengefaltete Papier in das Körbchen; es wurde emporgezogen, um gleich darauf wieder zu erscheinen. Diesmal lag ein Bonbon darin. Es war eines von den mit Versen umwickelten Zuckerplätzchen, wie wir sie am Morgen gemeinsam erstanden hatten.

Mit fieberischer Hast riß ich den Papierstreifen ab und las das gedruckte Schiller'sche Citat:

„Frag' mich nicht, warum ich trau're
In des Lebens Blüthezeit . . ."

Jetzt holte ich die Bonbons aus meiner Tasche heraus, die ich dort fast vergessen hatte. Ich öffnete sämmtliche Umhüllungen, aber ich konnte unter den mir da zu Theil gewordenen poetischen Sprüchen keinen finden, den ich ihr

zur passenden Erwiederung hätte hinaufsenden mögen. Es schien mir Alles schrecklich banal. Endlich griff ich abermals zum Notizbuch.

Eine Minute später ging das Körbchen zum dritten Male nach oben, ein Zettelchen tragend, welches ich mit drei meiner Bonbons beschwert hatte. Ich versicherte Ninon mit warm empfundenen Worten, daß ich sie zu verstehen glaube, und wartete mit ungeheurer Spannung auf die Antwort.

Es dauerte nicht lange, so schwebte das Körbchen abermals hernieder, und abermals lag ein Bonbon darin. Diesmal gelangte Goethe zum Wort. Auf dem Papierstreifen las ich Mignon's Klage:

„Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide.“

Ich feuchtete meinen Bleistift an den Lippen und zermarterte mein Gehirn, um einen anständigen Vers zu dichten, der meine Gefühle ausdrücken sollte, aber ich brachte nichts zu Stande. Endlich mußte ich mich wieder zur Prosa entschließen, und die war so knapp und vielsagend als möglich.

„Madame, ich liebe Sie! Darf ich hoffen?“ lautete meine Botschaft, die wieder in Begleitung von drei Bonbons abging, nachdem das Körbchen schon einige Male, wie von einer ungeduldigen Hand bewegt, mahnend an meine Gitterstäbe geschlenkert hatte.

Wie auf glühenden Kohlen sitzend, harrte ich der Antwort entgegen. Und sie erschien — süßer, als ich sie erhofft, denn auf dem diesmaligen Bonbonstreifen hieß es:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.“

Da war es — das offene Geständniß! Ich tanzte vor Freuden im Zimmer herum und drückte den kleinen Zettel

inbrünstig an die Lippen. Man hätte Ninon's Art und Weise vielleicht etwas bedenklich finden können, aber durfte ich es ihr verübeln, wenn sie auch ein wenig allzu rasch der Erwiederung meiner Gefühle Worte lieh? Gott mochte wissen, was diese arme Frau schon seit Jahren in ihrer Ehe erduldet haben mochte! „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!" Ja, ja, Du Arme, Himmlische, ich begreife Dich ganz, und ich dulde es nicht, daß man einen Stein auf Dich wirft! Dein leidendes, in Liebessehnsucht sich verzehrendes Herz entschuldigt Alles!

Dann warf ich mich mit Feuereifer über mein Notizbuch und kritzelte folgendes Briefchen:

„Angebetete Ninon! Wenn es je zwei Herzen gab, die von Urbeginn für einander bestimmt waren, so sind es die unseren. Ja, Sie haben Recht, von Ihrer ersten Liebe zu sprechen, denn ich weiß, daß ein Gemüth wie das Ihrige nur einmal der wahren Liebe fähig ist, und Ihr Gatte konnte Ihnen eine solche doch nicht einflößen. — Heißgeliebte, Sie sollen erfahren, daß ich mein ganzes Leben in Ihren Dienst stelle! Verfügen Sie über mich! Ich folge Ihnen bis an's Ende der Welt! Vielleicht kann ich Ihnen mit Vorschlägen dienen, Ihrer unerträglichen Lage ein Ende zu machen. Kommen Sie morgen um fünf Uhr früh auf den Ortsfriedhof. Dort werden wir Muße finden, uns ungestört auszusprechen und über unsere Zukunft zu berathen. Ich erwarte Sie am Grabmonument des Pfarrers Alois Daisenberger, des Textdichters des Passionsspieles. — Ewig Ihr Ludwig Rys, k. k. Ministerialbeamter aus Wien. — U. A. w. g."

Ich warf das Billet in das Körbchen, ein halbes Dutzend Bonbons dazu, als zartes Symbol der intensiven Süßigkeit, in der ich schwelgte, und — der Liebestelegraph fungirte so prompt wie bisher.

Aber diesmal sollte ich sehr lange auf das Wieder=

erscheinen des Körbchens warten. Und als es endlich herniederschwebte, war es leer. Ich zitterte. Sollte Sie meine Betheuerungen doch zu keck gefunden haben? Abermals griff ich zur Bleifeder und warf einige Zeilen hin.

„Theure, unermeßlich geliebte Ninon! Muß ich mir das leere Behältniß als das deuten, was es in Wirklichkeit ist — ein Korb? Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich nicht verschmachten, senden Sie mir Antwort! Ich verlange kein Wort, keinen Buchstaben, wenn Sie sich dazu nicht entschließen können; aber senden Sie mir wenigstens ein flüchtiges Zeichen, und ich will Sie für heute nicht mehr belästigen und mich auf das herrliche Morgen vertrösten. L. R."

Der Zettel lag im Körbchen und darauf der ganze Rest meines Bonbonvorraths. Wie ein Durstiger nach einem Tropfen Wasser, lechzte ich nach der Antwort, die lange, lange nicht erscheinen wollte. Endlich sank der Faden wieder nieder, und in dem Körbchen lag ein feiner schwedischer Frauenhandschuh.

Mir schwindelte vor Glück, als ich dieses zarte Zeichen ihrer Gewährung, ihres Einverständnisses an die Lippen preßte.

Ich legte noch ein paar glühende Dankesworte in das Körbchen — Bonbons hatte ich keine mehr beizufügen. Und der Faden verschwand, um nicht wiederzukommen.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen — es graute kaum der Tag — war ich schon auf dem Friedhof, aber ich hatte kein Auge für den romantischen Reiz dieses Ortes; Liebe und Ungeduld füllten mein ganzes Wesen aus. Mit immer zunehmender Erregung zählte ich die zögernd heranschleichenden Viertelstunden; es wurde Fünf, halb Sechs — auf dem Kirchthum läutete man schon den zweiten Tag des Passionsspieles ein — nach einer weiteren halben Stunde

kamen bereits einige Frühaufsteher unter den Fremden auf den Kirchhof, um die Poesie dieses stillen Erdenwinkels zu genießen, aber meine Ninon war nicht dabei. Nur ihr Handschuh, den ich auf der Brust fühlte, bewahrte mich davor, einer immer drängender auftretenden Neigung zu einigen schrecklichen Verwünschungen Folge zu geben.

Schließlich erleuchtete mich aber ein Gedanke: Ninon leidet wohl nicht weniger als Du selbst; der despotische Gatte läßt sie nicht fort, und die Arme muß lächeln, Ruhe heucheln, während sich ihr Herz in Sehnsucht nach Dir verzehrt!

Ich rannte nach meinem Quartier zurück, um dort zu erfahren, daß der Oberst soeben mit seinen Damen und dem Söhnlein zum Frühstück gegangen sei. Ich konnte also nichts Anderes thun, als abwarten, bis sich mir wieder eine Gelegenheit bot, Ninon allein zu begegnen. Ich hatte auch gerade nur noch so viel Zeit, in einer der Wirthschaften eine Tasse Kaffee hinabzustürzen und mich dann in's Theater zu begeben, denn es war bereits ein Viertel vor Acht.

Ich muß gestehen, ich war mehr als zerstreut und sah nicht viel von der merkwürdigen Vorstellung, denn mein Auge haftete weniger auf der Bühne als auf dem Florentinerhütchen, das ich etliche Reihen vor mir auf dem gedeckten ersten Platz gewahrte. Die Göttliche saß zwischen dem Obersten und dem kleinen Anatole; ihre Mutter hatte auf der anderen Seite des Knaben Platz genommen.

Ninon wandte sich nicht ein einziges Mal um; sie schien ganz in Betrachtung des Schauspiels versunken. Aber ich war überzeugt, daß in Wirklichkeit auch sie kein Auge für die Pracht der Kostüme und der Dekorationen haben konnte, und daß es nur die Rücksicht auf den sie bewachenden Tyrannen war, welche sie abhielt, nach mir auszuspähen.

Endlich, endlich schlug es zwölf Uhr — die erste Abtheilung schloß mit der Gefangennahme Christi im Olivengarten, und die Kopf an Kopf gedrängte Zuschauermenge wälzte sich den Ausgängen zu, um die anderthalbstündige Mittagspause nach besten Kräften auszunutzen. Ich fühlte mich sehr abgespannt. Mit Mühe behielt ich meine Ninon im Auge und folgte der Familie des Obersten inmitten des Gewimmels in einiger Entfernung nach der Restaurationshalle der Gastwirthschaft „Zum Herrgottsschnitzer".

Es gelang mir sogar, an derselben langen Tafel einen Platz zu erobern. Aber sonst erreichte ich nicht viel mehr. Ninon sah wohl ein paarmal zu mir herüber, scheinbar erst von dem kleinen Anatole auf mich aufmerksam gemacht, aber außer einem flüchtigen Erröthen, mit welchem sie meinen feurigen Blick erwiederte, konnte ich kein Anzeichen erlangen, daß sie ein süßes Einverständniß mit mir theile.

O, dieser unausstehliche Oberst! Ich ertappte mich mehrmals bei dem Wunsche, daß das zähe Roastbeef, an welchem ich ihn herumsäbeln sah, vergiftet sein möge.

Dann schlug es halb Zwei, und Alles strömte wieder nach dem Theater.

Die zweite Abtheilung der Passionstragödie genoß ich wie ein Gerädeter. Mein Sitz wurde mir zum Marterstuhl. Als endlich die Golgathascene kam, sah ich, daß Anatole auf dem Schoß seiner Großmama schlief; kein Wunder; der kleine Kerl war eben müde wie der größte Theil des Publikums.

Gegen halb sechs Uhr ertönte das feierliche Hallelujah, der Schlußgesang des Dramas, und das Theater leerte sich. Ich sah, wie der Oberst seinen noch immer schlafenden Knaben in den Armen davontrug. Aber jetzt gab ich es auf, seiner Frau zu folgen. Ich wußte ja, wohin sie sich wendeten, und hatte vor der Hand keine Aussicht, mich

Ninon mit Erfolg zu nähern. Ich hoffte nur noch, daß sie die verschwiegene Nacht benutzen würde, mir auf dem bereits so trefflich bewährten Wege nähere Nachrichten zu übermitteln. Von den Wirthsleuten hatte ich schon am Morgen erfahren, daß der Oberst die Absicht geäußert, für die nächsten Tage einen Ausflug nach Garmisch und Partenkirchen zu unternehmen.

Ich erquickte mich im „Herrgottsschnitzer" bis zum Anbruch der Dunkelheit beim prosaischen, aber trefflich mundenden „Zacherlbräu" und suchte dann mein Quartier auf.

Ich hatte eine Anwandlung von Schlagfluß, als ich, mein Kämmerchen betretend, niemand Anderen als den Obersten dasitzen sah. Als er meiner ansichtig wurde, sprang er auf und trat mir mit Unheil verkündender Hast entgegen.

„Sind Sie Herr Rys, Ministerialbeamter, wie?" schnarrte er mich an, sich eines ziemlich guten Deutsch bedienend.

Ich bejahte durch eine Verbeugung.

„Herr, ich verlange von Ihnen eine Aufklärung — eine rasche und bündige Aufklärung über diesen — dieses unverschämte Machwerk hier!"

Dabei hielt mir der Mann ein Blatt zerknitterten Papiers entgegen, in welchem ich mit Entsetzen den Brief erkannte, in welchem ich Ninon um eine Zusammenkunft auf dem Kirchhof gebeten hatte.

„Haben Sie das wirklich geschrieben, und — an meine Frau?"

„Ich sehe, Sie wissen Alles," rief ich, mich fassend. „Gut, es braucht keiner weiteren Auseinandersetzungen. Ich werde Ihnen jede gewünschte Genugthuung geben. Aber ich beschwöre Sie nur, Ihre Frau Gemahlin diese Entdeckung nicht entgelten zu lassen. Sie ist schuldlos!"

„Dazu brauche ich nicht erst Ihrer Versicherung, Herr!

Ninon betrachtet Sie als einen kompleten Narren. Aber ich möchte wissen, wie Sie zu der Unverschämtheit kommen, meinen Knaben als Mittelsperson für Ihre läppische Korrespondenz zu gebrauchen!"

„Wie?" — Ich muß in diesem Moment nicht so geistreich ausgesehen haben, als gewöhnlich, denn die Miene des Franzosen hellte sich bedeutend auf, als er fortfuhr: „Wissen Sie, wo ich diesen Zettel und die Unmenge der Bonbons, mit welchen Sie den Kleinen bestachen, vorfand? In der Tasche meines Anatole, als wir ihn vorhin zu Bett brachten. Er behauptete, der Herr da unten hätte mit ihm gestern Abend am Fenster ‚Ziehbrunnen' gespielt."

Ich sank in einen Stuhl und schnappte nach Luft. Die ganze Wahrheit dämmerte mir plötzlich auf. O, meine Eitelkeit! Ich hatte einen Herzenstausch zu schließen gemeint und in Wirklichkeit — mit einem sechsjährigen Knirps „Ziehbrunnen" gespielt! Ah — ich glaubte, rasend werden zu müssen.

Meine Verblüffung machte bedeutenden Eindruck auf den Oberst; er brach in ein lautes Gelächter aus. Dann verständigten wir uns rasch.

„Ja, sagen Sie, haben Sie denn wirklich nur einen Augenblick geglaubt, daß meine Frau —?"

„Aber ich bitte Sie," sagte ich kleinlaut, „ich — ich glaubte die — Gnädige ja allein im Hause, und da ich Sie mit Ihrer Frau Schwiegermutter fortgehen sah —"

„Was, Schwiegermutter? Wen meinen Sie denn damit?"

„Nun, die Mutter Ihrer Frau Gemahlin, mit der ich Sie gestern —"

Der Mann faßte mich derb am Arme, sah mir in's Gesicht und platzte dann laut lachend heraus: „Hören Sie, jetzt geht mir ein Licht auf. Haha! Das ist nicht

übel! Sie haben die jüngste Schwester meiner Frau für meine Ninon gehalten — die junge Wittwe mit dem gelben Strohhut — nicht wahr? Frau Bertha Pollinger."

„Bertha Po — Pollinger? Aber erlau—ben Sie, Herr Oberst —"

„Was? Ah, ich verstehe, Sie halten meinen Namen für einen Titel? Haha, das ist mir allerdings schon öfter passirt. Nein, mein Herr, ich bin kein Soldat. Hier haben Sie meine Karte!"

„François Colonel, französischer Sprachlehrer," las ich mit namenlosem Erstaunen und in der Ecke unten: „Wien I. Kärntnerstraße 112."

„Wie, mein Herr, Sie sind aus Wien? Wohl gar kein — Franzose?"

„Das wohl, aber schon seit dreißig Jahren dort ansässig und mit einer Wienerin verheirathet."

Ich schlug mich vor die Stirne und bekannte mich unter Zeugenschaft des Sprachlehrers ohne Umstände als der pyramidalste Esel der gegenwärtigen Zeitperiode. Aber dann zuckte ein Sonnenstrahl der Freude in mir auf.

„Herr Colonel! Frau Bertha Pollinger ist Wittwe? Dann dürfte ich vielleicht hoffen, daß —"

„Daß Ihre an Ninon gerichteten Anträge doch noch an die richtige Adresse gelangen könnten?" lachte Colonel. „Ja, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Aber wenden Sie sich doch gleich an meine Schwägerin — oder genirt Sie etwa Ihre kleine Blamage?"

„O keineswegs!" rief ich, erleichtert aufathmend. „Mir ist diese Blamage bei Weitem lieber, als —. Nun, ich kann Ihnen nur versichern, daß ich jetzt herzlich froh bin, daß Ihr Anatole mit mir Ziehbrunnen' spielte, und daß nicht Frau Pollinger es war, welche meine Ergüsse empfing."

„Ach was, die schlief ja im Nebenzimmer, weil sie sich

von der Reise angegriffen fühlte, während mein Junge sich am Fenster die Zeit vertrieb."

„Nun, so bitte ich Sie, mich den Damen vorzustellen, damit ich reumüthige Aufklärung geben kann. Ich habe Ihrer Frau Schwägerin ohnedies noch einen Handschuh zurückzugeben, welchen ihr der muthwillige Neffe entwendet hat."

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später hatte ich mich den Damen als Landsmann vorgestellt und — daß ich's nur kurz gestehe — lachend Verzeihung für meine Dummheit erhalten.

Als wir am nächsten Morgen gemeinsam eine fröhliche Wanderung durch das Loisachthal antraten, war ich mit dem mir früher so verhaßten „Oberst" auf's Beste befreundet, und Bertha Pollinger schien meine Begleitung auch nicht ungern zu dulden. Unsere Annäherung wurde von Tag zu Tag inniger und — um es gleich zu verrathen — ich werde noch diesen Winter unsere Verlobungskarten ausschicken.

Daß ich vom Passionsspiel selbst nicht eben viel gesehen habe, bedaure ich jetzt um so weniger, als ich mir ernstlich vorgenommen habe, zur nächsten Spielzeit im Jahre 1900 ganz bestimmt wieder nach Oberammergau zu reisen, mit meiner Frau und vielleicht auch in Begleitung eines Erbprinzen von ungefähr demselben Alter wie das gegenwärtige des kleinen Anatole, mit dem ich so hübsch „Ziehbrunnen" gespielt.

Wallenstein und die Sterndeuter.

Ein Wort zur Aufklärung.

Von

R. Trenkhorst.

Man hat es heute leicht, über den Aberglauben früherer Generationen mitleidig die Achseln zu zucken, und doch werden nur Wenige gerade unter den Gebildeten unserer Zeit sein, welche mit voller Behaglichkeit bei Tische sitzen, falls die Zahl der Tischgenossen die ominöse Zahl „dreizehn" umfaßt. Und das trotz der Errungenschaften der ausgebreitetsten Wissenschaftlichkeit, wie sie in dem Maße auf allen Gebieten des Lebens noch kein Zeitalter vor uns besessen hat! Können wir, die wir als treibende Kräfte für unsere technischen Arbeiten vom Himmel den Blitz und von den Wolken den Dampf geliehen haben und doch an vielen Enden im Aberglauben stecken, uns wundern, daß einer der bedeutendsten Köpfe des Reformationszeitalters, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, allen Ernstes an die Möglichkeit dachte, aus dem „Ei eines Hahnes" den Stein der Weisen herstellen zu können? Oder können wir es so ganz unverständlich finden, daß ein so gewaltiger Mann, wie es Wallenstein war, der einer ganzen Epoche sein eigenartiges Gepräge aufgedrückt hat und rücksichtslos, wie kaum eine zweite historische Persönlichkeit, in der Verfolgung seiner Ziele nur allein seinen Plänen gehorchte, doch die praktische Ausführung

derselben und die Gestaltung seiner politischen Kombinationen von astrologischen Berechnungen abhängig machte?

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst!“ läßt Schiller einmal Wallenstein sagen, und dieser Ausdruck bezeichnet so recht den Ideengang, der Wallenstein in der That bei seinen astrologischen Berechnungen beherrschte; es war die Nähe des Weltgeistes, die er wie einen Hauch zu fühlen glaubte, und die mächtigen Einfluß auf seine Lebensbahn übte. Es ist also eine ganz ähnliche Anschauung, wie sie die heutigen Anhänger des Spiritismus vertreten, daß gewisse Individuen höher veranlagt seien und die Möglichkeit besäßen, die schwankende Grenze zu einer eingebildeten Geisterwelt zu überschreiten. Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man über diese kindliche Vorstellung, die so viele hochbegabte Männer der Gegenwart gebannt hält, ebenso mitleidig lächeln wird, wie wir heute über die gute alte Zeit von 1630.

Aber nicht allein deswegen sind diese astrologischen Grillen des Friedländers interessant, weil sie den Gang von welthistorischen Ereignissen nachweisbar beeinflußt haben, sondern weil ihnen der bedeutendste Astronom seiner Zeit, Johannes Kepler, die wissenschaftliche Grundlage bot. Denn Prophezeiungen ohne Anknüpfung an den Lauf der Gestirne sind dem Leben irgend einer historischen Persönlichkeit kaum in dem Maße gewidmet worden, wie dem Wallenstein's, aber die Sterndeutereien Kepler's bauten sich auf einer rein wissenschaftlichen Grundlage auf, deren Zuverlässigkeit in den weitesten Kreisen nicht angezweifelt wurde.

Unter den Prophezeiungen, welche den Lebenslauf Wallenstein's zum Gegenstande hatten und wegen ihrer Uebereinstimmung mit den später thatsächlich eingetroffenen Ereignissen eine gewisse Beachtung verdienen, ist keine überraschender

als die der Christine Poniatowska. Ihre „Offenbarungen“ erschienen im Jahre 1629 im Druck, und es liegt nicht der geringste Zweifel an ihrer Richtigkeit vor, da sie dieselben vor dem Eintritt der vorausgesagten Ereignisse öffentlich bekannt gemacht hat. Sie erhielt darnach in einem Gesichte den Auftrag, „einen Brief, welchen ihr der Herr diktiren würde, an den damaligen kaiserlichen General und bekannten Tyrannen, den Fürsten von Wallenstein, zu schreiben, ihn mit drei Siegeln zu versiegeln und selbst nach Gitschin zu bringen, und entweder ihm oder seiner Frau zu übergeben.“

In der That überreichte sie dieses Schreiben am 25. Januar 1628, da Wallenstein selbst nicht zu Hause war, der Fürstin, vernahm aber während einer neuen Vision, die sie in Gitschin, der damaligen Residenz Wallenstein's, hatte, „die Weisung des Herrn, eilends wieder wegzugehen, weil dieses Haus ihrer Gegenwart nicht werth wäre.“

Wallenstein selbst, so abergläubisch er sonst erscheint, scherzte damals über diesen wunderlichen Zwischenfall, indem er schrieb: „Mein Herr, der Kaiser, kriegt allerlei Briefe von Rom, Konstantinopel und Madrid, aber ich bekomme sie gar aus dem Himmel!“

Am 12. Dezember desselben Jahres aber sah dieselbe Poniatowska in einem Traume, wie Wallenstein in einem blutigen Talar spazieren ging und bald auf einer Leiter in die Wolken steigen wollte; aber die Leiter zerbrach, und er selbst stürzte zur Erde. Da er dann ausgestreckt gelegen und aus dem Munde greuliche Flammen gespien, aus seinem Herzen aber Blut, Pech, Gift und dergleichen ausgeschüttet, bis bei einem schrecklichen Gebrülle ein Pfeil vom Himmel herabgeflogen und sein Herz getroffen. Hierzu habe ein Engel gesagt: „Dies ist der Tag, davon der Herr gesagt hat, daß er diesem Bösewicht zum Ziel

gesetzt sei, in welchem er, wo er sich nicht bekehre, umkommen solle ohne Barmherzigkeit!"

Diese Prophezeiung der ekstatischen Person war zu deutlich, als daß man nicht die Erfüllung derselben in jener Mordnacht des Februar 1634, der Wallenstein zum Opfer fiel, gesehen hätte.

Ganz anders aber als mit diesen Weissagungen, denen die Basis einer bestimmten Berechnung fehlt, müssen die astrologischen Vorhersagungen, wie sie Tycho de Brahe, Kepler, Seni und Andere mehr für ihre vornehmen Zeitgenossen ausarbeiteten, betrachtet werden. Vielleicht war es Kaiser Friedrich II., jener geistreichste aller Herrscher aus staufischem Geschlecht, der zuerst dieser Zwillingsschwester der Astronomie und Mathematik in Europa Boden verschaffte; denn sicher ist es, daß die Astrologie aus dem Orient stammt, von wo sie durch die Araber nach Westen verbreitet wurde. Eine ganz besonders warme Förderung erhielt dann am Ausgange des 16. und im Beginne des 17. Jahrhunderts das Studium des gestirnten Himmels durch Kaiser Rudolph II., jenen tiefsinnigen Habsburger, dessen Leben eine fortlaufende Kette von Unglück gewesen und am Ende von vollkommener Geistesnacht umschattet worden ist; in seinen Dienst trat auch Kepler.

Der berühmte Astronom erzählt selbst, wie er im Jahre 1603 einmal den Kaiser Nachts aus dem Bette geholt habe, um ihm die Nachricht einer wichtigen astronomischen Konjunktion zu überbringen, ein Beweis für das außerordentliche Interesse, welches der mächtigste Monarch der gebildeten Welt an diesen Studien zu nehmen pflegte. Schon bei dieser Gelegenheit erfährt man, daß Kepler, der zu den größten Naturforschern aller Zeiten gehört, an dieses Ereigniß die Prophezeiung höchst bedenklicher Ereignisse für die allernächste Zukunft knüpfte. Es

ist hin und wieder der Versuch gemacht worden, den großen Astronomen von dem Vorwurf astrologischen Aberglaubens freizusprechen; man hat darauf hingewiesen, daß derselbe geäußert habe, „die Astronomie ernähre ihren Mann nicht, dazu müsse man die Astrologie zu Hilfe nehmen, das sei keine Schande!" Aber aus vielen anderen Stellen seiner Schriften geht unzweifelhaft hervor, daß er der festen Ueberzeugung war, es ließen sich die Menschen mit ihren Leidenschaften, Entschlüssen und Schicksalen mit dem Leben des Universums in ursächlichen Zusammenhang setzen, und der Lauf der Planeten bestimme die Geschicke der Menschheit.

Im Jahre 1608 erhielt der Gelehrte in Prag den Auftrag, die Nativität für einen vornehmen Böhmen zu stellen, der kein Anderer war, als der später so berühmt gewordene Wallenstein, Herzog von Mecklenburg und Friedland. Es bedarf dabei wohl einiger Worte zur Erklärung einer solchen Arbeit, wie man sie mit dem Stellen der Nativität oder des Horoskops bezeichnete. Die Astronomen pflegten den ganzen Himmel in zwölf Wohnungen zu theilen; da war im Osten das Haus des „Lebens", dann folgte das des „Glückes", das der „Brüder", das der „Verwandtschaft", das der „Gesundheit", der „Religion", des „Ruhmes", der „Feinde" und endlich das des „Todes". Sollte nun die Nativität eines Mannes gestellt werden, so wurde zunächst bestimmt, in welchem dieser Häuser die Sonne im Augenblicke seiner Geburt gestanden und sodann, welchen Standpunkt die Planeten dazu eingenommen hatten. Aus diesen und anderen Umständen wurden dann Schlüsse auf den Lebensgang und den Charakter des betreffenden Individuums gezogen. Schon dieser oberflächliche Hinweis wird genügen, um den Lesern klar zu machen, daß solche Nativitäten die Resultate eingehender astronomischer und mathematischer

Berechnungen waren, und man würde fehlgreifen, wenn man allzusehr über das eitle Beginnen der armen Menschenkinder, die ewigen Sterne mit den Schicksalen des irdischen Lebens in Verbindung zu bringen, lächeln wollte.

Man möge nur daran denken, daß im 17. Jahrhundert jedem neugeborenen französischen Prinzen die Nativität mit der größten Sorgfalt gestellt wurde, ja daß uns noch heute eine Nativität aufbewahrt ist, welche für alle französischen Könige mit dem Namen Ludwig im Voraus berechnet war. Man möge dabei ferner in Rücksicht ziehen, daß noch heute der türkische Sultan in Konstantinopel sich zu keiner Reise und nicht einmal zu einem kleineren Ausfluge entschließt, bevor nicht der Hofastrolog seine Entscheidung aus der Beobachtung der Gestirne gegeben hat.

Das Horoskop Kepler's für Wallenstein ist in vollständiger Form auf unsere Zeit gekommen, und es ist interessant genug, daraus zu erkennen, daß die gewonnene Charakteristik in überraschendster Weise mit dem späteren Auftreten Wallenstein's übereinstimmt. Ein Zufall, werden wir sagen, aber immerhin bemerkenswerth. „Von diesem Herrn," schreibt Kepler darin, „mag ich in Wahrheit schreiben, daß er ein wachendes, emsiges, unruhiges Gemüth hat, allerhand Neuerungen begierig, dem gemeines menschliches Wesen und Händel nicht gefallen, sondern der nach neuen unversuchten und seltsamen Mitteln trachtet ... denn Saturnus im Aufgang macht tiefsinnige Gedanken, bringt Neigung zur Zauberei, Gemeinschaft mit Geistern, Verachtung menschlicher Gebote und Sitte, auch aller Religionen, macht Alles argwöhnisch, was Gott oder die Menschen handeln, als wenn es Alles lauter Betrug wäre!" Ist es nicht, als wären diese den Charakter und das Thun Wallenstein's so frap-

pant zeichnenden Worte erst nach seinem tragischen Ende in Eger geschrieben, und hebt sich nicht aus Kepler's Horoskop die unheimliche Gestalt des finstern, rücksichtslosen Friedländers plastisch heraus?

Aber der Leser staune noch mehr. Für das Jahr 1616 gibt Kepler in seiner Prophezeiung an, daß dieses dem Herrn v. Wallenstein eine Gelegenheit geben werde, eine zwar nicht schöne, aber sehr reiche Wittwe zu heirathen. Und in der That heirathete Wallenstein die reichste Wittwe Böhmens, die Lucretia v. Landeck, und bemerkte zu dieser Stelle in Kepler's Nativität später selbst, daß „er diese Heirath mit einer Wittwe gethan, die der Astrolog leibhaftig beschrieben habe!" Erwähnen wollen wir dabei nur noch, daß Kepler neun Jahre später in seinem Kalender für das genannte Jahr eine noch weit überraschendere Prophezeiung auf des Tod den Kaisers Matthias machte, welche die gesammte gebildete Welt in das höchste Erstaunen setzte.

Wallenstein war damals, als ihm Kepler die Nativität stellte, bereits vollkommen für die Astrologie gewonnen; er hatte mit einem eifrigen Astrologen Paulus Virdungus große Reisen durch Frankreich, Spanien und Italien gemacht, und es kann kaum ein Zweifel sein, daß es dieser Mann war, der in ihm den Keim zu seinen astrologischen Liebhabereien gelegt hat. In Padua ist er der eifrigste Schüler des berühmten Astronomen Argoli geworden, dessen Lehren ihm die wissenschaftliche Vorbildung gaben zu selbstständigen Berechnungen. Von da an hat er fest daran geglaubt, daß die Geschicke seines Lebens in den Sternen aufgezeichnet seien, und hat bis zu seinem Ende niemals aufgehört, jenen trügerischen Berechnungen zu vertrauen.

Man wird annehmen dürfen, daß Wallenstein seit dem Jahre 1609 auch mit Kepler in näherem Verkehre stand,

aber erst im Jahre 1620 finden wir den berühmten Astronomen in Sagan im Hause desselben. Eine Anstellung als Hofastrolog erhielt jedoch Kepler erst im Jahre 1628. Der Gelehrte war, wie er selbst sagt, mit dieser Stellung an dem glänzenden Hofe eines ebenso mächtigen wie freigebigen Fürsten, der den Ruhm eines Förderers der Wissenschaften liebte, wohl zufrieden und gab sich gern dazu her, seinem neuen Herrn in dessen eifrigen astrologischen Beschäftigungen zu helfen. So mußte Kepler die Nativität des Königs Gustav Adolph von Schweden stellen, vor welchem Wallenstein von Anfang an eine gewisse Besorgniß gehegt hat, und dessen Lebensdaten ihm der kaiserliche Feldmarschall Hans Georg v. Arnim hatte verschaffen müssen. Leider ist dieselbe nicht mehr vorhanden.

Der Briefwechsel Kepler's zeigt, daß seine astrologischen Berechnungen und sonstigen gelehrten Arbeiten im Auftrage Wallenstein's sehr zahlreiche waren, daß es andererseits dem schwer geprüften Astronomen unter dem Schutze des mächtigen Herzogs auch sehr wohl gefiel. Hatte er doch seine alte Mutter kaum vor der Verurtheilung wegen Ketzerei gerettet, und lastete doch auf ihm selbst der dringende Verdacht, daß er seine wunderbare Wissenschaft sich von dem Satan selbst erborgt habe. Wallenstein war nach dieser Seite hin ein freisinniger Mann und hätte ihn vor jeder Verfolgung geschützt.

Aber nur wenige Jahre blieb Kepler im Genusse seiner angenehmen Stellung, denn schon im Jahre 1630 starb er zu Regensburg. Er sollte das Ende des Mannes nicht erleben, dem er einst eine so bezeichnende Nativität gestellt hatte; nicht mehr jene Mordnacht des 25. Februar 1634 in Eger schauen, auf welche er sechs Jahre vor seinem Tode bereits hingedeutet hatte, indem er „von allerlei grausamer, erschrecklicher Verwührung", die Wallenstein

noch bevorstände, gesprochen hatte. Aber auf Wallenstein's schwankende Maßregeln haben Kepler's astrologische Berechnungen sicherlich gleichen Einfluß gehabt, wie später Seni's Warnungen.

Als Astrolog Wallenstein's ist nämlich noch weit berühmter, als Kepler, Giovan Battista Zenno, der „Seni" Schiller's, geworden. Zenno, der Nachfolger des großen Kepler, war von Wallenstein's Haushofmeister Peroni in Wien für den Dienst seines Herrn geworben worden, und es ist bezeichnend für die Freigebigkeit des Herzogs Männern der Wissenschaft gegenüber, daß er dem Genueser Gelehrten ein jährliches Gehalt von 2000 Gulden und freie Tafel, sowie eine Kutsche mit sechs Pferden zusicherte. Zenno ist seitdem nicht mehr von der Seite seines unglücklichen Herrn gewichen, und es ist selbst von historischem Interesse, wie seine Rathschläge auf Wallenstein's Entschlüsse eingewirkt haben. Terzky, der Vertraute des Friedländers, erzählte mit einem unterdrückten Fluche, als im Sommer 1633 sich die mit Sachsen und Schweden begonnenen Unterhandlungen zerschlagen hatten, daß nur Wallenstein's Astrolog es gewesen sei, der diesen zum Bruch des Waffenstillstandes in Schlesien getrieben habe. Und als Wallenstein im Oktober desselben Jahres, kurz vor der Schlacht bei Steinau, wider alles Erwarten in schroffer Weise seine schon sehr weit gediehenen verrätherischen Abmachungen mit den Feinden des Kaisers zerriß, betonten sowohl Graf Kinsky wie der kursächsische General Hans Georg v. Arnim, daß Wallenstein nur durch die Prophezeiungen seines Astrologen zu diesem auffallenden Schritte getrieben worden sei. Dieser habe seinem Herrn die Stellung der Gestirne dahin gedeutet, daß derselbe in den nächsten Wochen einen glänzenden Sieg davontragen würde. Voll Aerger schrieb General v. Arnim damals an den General v. Schwalbach, er hoffe, daß „Wallenstein seine

Nativität einmal fehlen solle, denn er hoffe aus den Sternen auf einen Sieg im November!" Wunderbarer Weise traf aber diese Prophezeiung vollkommen ein, denn Wallenstein vernichtete im November 1633 an der Brücke von Steinau das ganze schwedische Heer unter dem Grafen Thurn.

Als dann Wallenstein im Februar 1634 die Kunde von seiner Aechtung durch Kaiser Ferdinand II. erhalten hatte, war er sich der Gefahr seiner Lage vollkommen bewußt, aber sein Vertrauen zu den Sternen, die ihn bisher noch niemals belogen hatten, blieb bis an sein Ende das Gleiche. Es ist bekannt, daß der Herzog noch in der nämlichen Nacht, in welcher er ermordet wurde, den Ausgang seines Schicksals aus der Stellung der Gestirne zu lesen suchte. „Der Astrologus Joan Baptista Seno," erzählt der bekannte gleichzeitige Annalist Khevenhiller, „so der Herzog bei sich gehabt, ist gleich, wie die Soldaten in das Haus gekommen, von Wallenstein aus dem Zimmer gegangen; die Beiden sind in ihren Berechnungen nicht einig gewesen, denn Seno habe aus den Sternen gelesen, daß die Stunde der Gefahr noch nicht, Wallenstein aber, daß sie bereits vorüber sei. Ja, der Astrolog soll seinem Herrn prophezeit haben, daß er selbst (Zenno) gefangen und hart gehalten werden würde." Der Astrolog behielt Recht, denn eine Stunde später war Wallenstein eine Leiche, und er selbst in strengem Gewahrsam, nachdem ihm seine Wache noch 4000 Kronen, die er am Morgen von dem Friedländer erhalten hatte, abgepreßt hatte.

Zenno blieb bis zum Ende des Jahres 1634 in strenger Untersuchung, wurde dann aber von dem Verdachte, der Mitwisser der Verrätherei Wallenstein's gewesen zu sein, freigesprochen und in Freiheit gesetzt. Freilich hat auch ihn die Kunde der Sterne ebenso wie Wallenstein vor einem gewaltsamen Ende nicht schützen können. Er gerieth

im Jahre 1645 mit dem polnischen Residenten Biboni in heftigen Streit, infolge dessen ihn dieser am 1. April desselben Jahres in Wien auf S. Stephans Freihoff anfiel und mit dem Degen tödtlich verwundete.

Dadurch, daß sich unter Kopernikus und Kepler die Astronomie zu einer exakten Wissenschaft erhob, wurde auch das Schicksal der Astrologie entschieden. Von da an sank der Glaube daran, daß des Menschen Schicksal in den Sternen geschrieben stände, in den Kreisen der wissenschaftlichen Astronomen mehr und mehr. Die Astrologie im Bunde mit der Wissenschaft hatte selbst den Bannstrahlen der Kirche getrotzt; dem Fluche der Lächerlichkeit fiel sie aber anheim, sobald sich diese von ihr losgesagt hatte, und es bedurfte jenes Reichstagsbeschlusses vom Jahre 1699 nicht mehr, welcher die Veröffentlichung von Prophezeiungen auf Grund der Astrologie in den Kalendern verbot.

Der Sinn für das Geheimnißvolle bei den Thieren.

Thierpsychologische Skizze.

Von

L. Haschert.

In meiner Schulzeit noch wußte ich mir einen jungen Pudel zu verschaffen, um demselben einige Kunststücke beizubringen, und ich hatte bald an dem munteren Thierchen wegen seiner Anhänglichkeit und Gelehrigkeit eine große Freude. Außer anderen Sachen sollte er auch einen Korb

im Maule tragen lernen, damit er später gelegentlich bei dem Bäcker oder Fleischer etwas holen könne. Ich begann mit einem kleinen Körbchen, und es war bald eine Lust zu beobachten, wie hurtig er dasselbe zwischen die Zähne nahm und mir spornstreichs vorauseilte, wenn ihm zugerufen wurde: „Komm zum Onkel und nimm Dein Körbchen mit!“ Wußte er doch zu genau, daß ihm der freundliche Onkel für seine Folgsamkeit stets ein Stück Zucker oder sonst eine Leckerei zur Belohnung in den Korb legte.

Einmal befestigte ich den Korb ganz lose an einen langen Bindfaden, der über einen Baumast herabhing, und ließ den Hund darnach emporspringen. Als er denselben jedoch nicht zu erreichen vermochte, verlängerte ich den Faden, so daß der Korb ruckweise herabsank und in geringer Höhe vom Boden etwas hin- und herschwebend hängen blieb. Ich erwartete mit Sicherheit, daß er nunmehr den Korb hastig ergreifen werde; ich täuschte mich aber sehr. Der Pudel legte sich vielmehr mit ausgestreckten Beinen auf den Boden, bellte den sich bewegenden Korb in einer eigenthümlichen Weise an und schien zu warten, bis er zu ihm herabkäme. Ich that ihm den Gefallen und ließ den Korb so schnell herab, daß er auf dem Boden einigemal herumkugelte. Ganz außer sich vor Freude sprang und bellte der Hund um das Körbchen herum, wagte aber nicht, es anzurühren. Erst als ich dasselbe ein Weilchen auf dem Boden in kurzen Zwischenräumen hin und her bewegt hatte, bemerkte ich, daß der Hund es für belebt hielt und es durch sein Bellen und seine übrigen Geberden aufzufordern schien, mit ihm zu spielen.

Um jedoch dem Hunde am Ende keinen Widerwillen vor dem Korbtragen einzuflößen, gab ich dieses belustigende Spiel auf, und mein junger Pudel sah bald wieder den unbeweglichen Korb für einen leblosen Gegenstand an und trug ihn in Kurzem nach wie vor. Erst später, als er

völlig erwachsen und somit auch ernster und gesetzter geworden war, wiederholte ich jenen Versuch, indem ich hoffte, das erste Schauspiel wiederkehren zu sehen. Doch wie staunte ich, als der ruhig daliegende Hund schon nach den ersten ruckweisen Bewegungen des Korbes erschreckt aufsprang, sein Vorwärtsrücken mit größter Aufmerksamkeit verfolgte und endlich mit eingezogenem Schwanze scheu und ängstlich das Weite suchte.

Lange Jahre hindurch blieb mir die Deutung dieser merkwürdigen Beobachtung ein Räthsel. Wenn ich auch annehmen wollte, daß kluge Hunde leblose Gegenstände, sobald sie dieselben scheinbar von freien Stücken und ohne jeden fremden Beistand sich bewegen sehen, für wirklich belebt halten, so reicht diese Erklärung doch nicht hin, den Schrecken zu begreifen, von dem die Thiere beim Anblick einer derartigen ungewohnten Erscheinung ergriffen werden. Erst spätere Beobachtungen und zuverlässige Berichte anerkannter Forscher haben außer allen Zweifel gestellt, daß intelligente Thiere einen Sinn für das Geheimnißvolle besitzen, aus dem ihr merkwürdiges Betragen beim Anschauen plötzlich belebter Gegenstände entspringt.

Darwin erzählt einen ähnlichen Fall. „Mein Hund," sagt er, „ein völlig erwachsenes und sehr aufmerksames Thier, lag an einem heißen und stillen Tage auf dem Rasen; aber nicht weit von ihm bewegte ein leiser Luftzug gelegentlich einen offenen Sonnenschirm, den der Hund völlig unbeachtet gelassen haben würde, wenn irgend Jemand dabei gestanden hätte. So aber knurrte und bellte der Hund jedesmal, wenn sich der Sonnenschirm leicht bewegte. Ich meine, er muß in einer schnellen und unbewußten Weise bei sich überlegt haben, daß Bewegung ohne irgendwelche offenbare Ursache die Gegenwart irgend einer fremdartigen lebendigen Kraft andeute."

Der bekannte Gelehrte Herbert Spencer beobachtete einst einen großen Hund, der mit einem Stocke spielte und sich dabei das eine Ende gegen den Gaumen stieß; er bellte, ließ den Stock fallen, lief eine Strecke weit fort und verrieth eine Bestürzung, die bei einem so großen und gefährlich aussehenden Thiere geradezu lächerlich war. Erst nach wiederholter vorsichtiger Annäherung und längerem Zögern konnte er dazu vermocht werden, sich des Stockes wieder zu bemächtigen. Dieses Verhalten beweist offenbar, daß das Thier den Stock nicht als eine selbstthätige Kraft ansah, so lange dieser keine anderen, als die ihm bekannten Eigenschaften zeigte; als er ihm aber auf einmal einen heftigen Schmerz verursachte, den er nie zuvor von Seiten eines leblosen Gegenstandes erfahren hatte, so wurde es für eine Zeitlang dazu verleitet, ihn unter die belebten Gegenstände zu zählen, die es für fähig hielt, ihm Schaden und Schmerzen zuzufügen.

Diese auffallende Erscheinung erweckt in uns ein so großes Interesse, daß wir uns nicht wundern, von berühmten Gelehrten Versuche anstellen zu sehen, um sich von dem wirklichen Vorhandensein dieses Sinnes für das Geheimnißvolle bei den Thieren zu überzeugen. Der Engländer J. Romanes, der mehrere vortreffliche Werke über das Seelenleben der Thiere geschrieben, erzählt uns das Ergebniß von mehreren Versuchen, wodurch unsere Annahme bestätigt wird. Diese Experimente sind so beweiskräftig, daß wir sie dem freundlichen Leser nicht vorenthalten können.

„Der Hund, mit dem ich experimentirte," berichtet J. Romanes, „war ein ausnahmsweise gescheidtes Thier, dessen geistige Fähigkeiten schon wiederholt den Anlaß zu Veröffentlichungen in Zeitschriften gegeben hatten. Da alle meine Versuche auf dasselbe Resultat hinausliefen, so will ich nur einen derselben hier anführen. Mein Hund pflegte,

wie viele seiner Art, gern mit Knochen zu spielen, indem er sie in die Höhe schleuderte, sie eine Strecke weit von sich warf und ihnen dadurch den Anschein einer Belebung verlieh, wobei er sich das eingebildete Vergnügen verschaffte, sie ganz gehörig zu würgen.

Eines Tages nun reichte ich ihm zu diesem Zwecke einen Knochen, an dem ich einen langen, dünnen Faden befestigt hatte. Nachdem er ihn eine kurze Zeit in die Höhe geschleudert hatte, benutzte ich die Gelegenheit, als er einmal eine Strecke weit von ihm weggefallen war, ihn mittelst des langen, unsichtbaren Fadens langsam fortzuziehen. Sofort wechselte der Hund sein ganzes Benehmen. Der Knochen, mit dem er früher nur so gethan hatte, als ob er ihn für belebt hielt, wurde es nun wirklich in seinen Augen, und sein Erstaunen darüber kannte keine Grenzen. Er näherte sich ihm zuvörderst mit großer Vorsicht — wie es Spencer im vorhergehenden Falle beschreibt; als aber die langsame Rückwärtsbewegung nicht nachließ, und es ganz sicher für ihn wurde, daß die Bewegung nicht mehr auf Rechnung der Kraft gesetzt werden konnte, die er selbst dem Knochen mitgetheilt hatte, verwandelte sich sein Erstaunen in Entsetzen, und er lief davon, um sich unter dieses oder jenes Möbel zu verbergen und dem so unbegreiflichen Schauspiel eines lebendig gewordenen Knochens aus der sicheren Ferne zuzusehen.

Gegenüber diesem wie allen übrigen Versuchen bin ich zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß dieses auffallende Betragen des Hundes dem Sinn für das Geheimnißvolle entsprang, zumal er von einer hervorragend streitsüchtigen Natur und stets bereit war, mit einem Thiere von jeder beliebigen Größe und Wildheit den Kampf aufzunehmen. Allein die Anzeichen von Willkür in einem ihm so wohlbekannten unbelebten Gegenstande erfüllten ihn mit Gefühlen des Entsetzens und Schreckens, die ihn seines son-

stigen Muthes gänzlich beraubten. Eines Tages ließ ich ihn in ein mit einem Teppich belegtes Zimmer, wo ich eine Seifenblase aufblies und diese dann mittelst eines geeigneten Luftzugs über den Boden gleiten ließ. Er zeigte sich sofort stark dafür interessirt, schien sich jedoch nicht darüber entscheiden zu können, ob das Ding lebend sei oder nicht. Anfangs war er sehr vorsichtig und folgte ihm nur in einer gewissen Entfernung, als ich ihn aber ermuthigte, näherte er sich mit gespitzten Ohren und eingekniffenem Schwanze, anscheinend mit großem Mißtrauen, und retirirte sofort, wenn es sich wieder zu bewegen begann. Nach einiger Zeit, während der ich stets wenigstens eine Blase auf dem Teppiche gehalten, faßte er mehr Muth, und während der wissenschaftliche Geist bei ihm über das Gefühl für das Geheimnißvolle die Oberhand erhielt, wurde er schließlich so kühn, sich vorsichtig einer Seifenblase zu nähern und sie mit seiner Pfote zu berühren. Die Blase platzte natürlich sofort, und niemals erblickte ich eine stärker ausgeprägte Ueberraschung. Nach Ersetzung der geplatzten Seifenblase blieb meine Aufmunterung zur Annäherung längere Zeit ganz umsonst; endlich kam er doch wieder und streckte äußerst vorsichtig seine Pfote aus wie zuvor, natürlich mit demselben Erfolg. Nach diesem zweiten Versuche konnte ihn aber nichts mehr bewegen, einen solchen zu wiederholen, und auf mein erneutes Andringen lief er schleunigst zum Zimmer hinaus, in das ihn kein Schmeicheln zurückzubringen vermochte.

Ein weiteres Beispiel wird genügen, um zu zeigen, wie stark der Sinn für das Geheimnißvolle bei diesem Thiere ausgebildet war. Als ich mich einst allein in einem Zimmer mit ihm befand, versuchte ich, welche Wirkung wohl eine Reihe häßlicher Grimassen auf ihn machen würde. Anfangs dachte er, ich mache blos Spaß; als ich aber fortwährend sein Schmeicheln und Winseln außer

Acht ließ und fortfuhr, das Gesicht auf die unnatürlichste Weise zu verzerren, so wurde er ganz ängstlich, schlich sich unter ein Möbel und zitterte an allen Gliedern wie ein erschrecktes Kind. Er blieb in dieser Lage, bis ein anderes Glied der Familie in das Zimmer trat, worauf er aus seinem Versteck hervorkam und eine große Freude bezeugte, als er mich wieder bei richtigem Verstande erblickte. Bei diesem Versuche vermied ich natürlich jeden Laut und andere Gestikulationen, die ihn zu dem Gedanken hätten verleiten können, daß ich ärgerlich wäre. Seine Handlungen lassen sich demnach nur durch seine schreckhafte Ueberraschung über ein anscheinend unvernünftiges Benehmen erklären ... Ich muß indessen hinzufügen, daß dasselbe Experiment bei weniger intelligenten oder empfindlichen Hunden kein anderes Resultat gab, als daß sie mich anbellten." *)

Einen ähnlichen Fall habe ich selbst beobachtet bei einem Kettenhunde, der sich weniger durch eine hohe geistige Begabung, als vielmehr durch die blinde Wuth auszeichnete, in die er beim Eintritt jedes Fremden in den Hof gerieth. Sein Besitzer war ein intelligenter und fleißiger Gärtner, dem ich öfter einen Besuch abstattete; so oft ich aber auch bei ihm ein und aus ging, lernte mich doch der Hund nie kennen, sondern stürzte sich immer mit derselben Wuth auf mich, sobald ich den Hof betrat. Da ihn weder Schmeicheleien noch vorgeworfene Leckerbissen zu versöhnen vermochten, und ich zugleich befürchtete, daß er sich doch einmal losreißen und mir zwischen die Beine gerathen dürfte, kam ich auf den sonderbaren Einfall, ihn durch Verzerrung des Gesichts in die Enge zu treiben. Rasch hockte ich mich nieder und schnitt vor dem wüthenden Thiere die gräßlichsten Grimassen, die ich nur

*) John Romanes, die geistige Entwickelung im Thierreich. Leipzig.

hervorzubringen vermochte. Und siehe, fast ebenso rasch, wie der in mir aufgeschossene Gedanke zur Ausführung gelangte, stürzte sich der erschrockene Hund mit eingekniffenem Schweif in seine Hütte, aus deren hinterstem Winkel er kaum noch dann und wann einen scheuen Blick nach mir zu richten wagte.

Vor diesem Hunde hatte ich von nun an Ruhe. Wollte ich den Gärtner besuchen, so machte ich bei meinem Eintritt in den Hof einige Fratzen und das Thier kroch schweigend in seine Hütte, sich so viel als möglich vor mir verbergend. Die Ruhe des Hundes bei meinem Kommen und Gehen fiel natürlich seinem Herrn auf, und auf seine Frage, warum der Hund bei meinem Erscheinen sich so äußerst ruhig verhalte, erzählte ich ihm mein einfaches Experiment, dem er jedoch erst Glauben schenkte, als ich dasselbe in seiner Gegenwart und zwar zu seinem großen Erstaunen mit dem besten Erfolg wiederholte.

Daß man recht böse Hunde mit leichter Mühe in die Flucht jagen kann, wenn man mit einem Hut oder einer Mütze im Munde auf allen Vieren ihnen entgegen kriecht, ist allgemein bekannt, weshalb ich nur kurz darauf hinzuweisen brauche. Auf einem Ausfluge komme ich einst mit einer mittleren Gymnasialklasse in die Nähe einer Windmühle, unter welcher uns von Weitem schon ein abscheulicher Köter entgegenknurrte. Die Aengstlichen riethen zur Umkehr; doch auf meinen Ruf: ein deutscher Mann fürchtet sich vor keinem Hunde! blieb auch nicht Einer zurück. Ruhig und fest marschirten wir in geschlossener Reihe weiter; aber auch der Hund rückte uns immer mehr auf den Hals. Bevor er sich jedoch in vollem Laufe auf uns stürzte, ergriff ich meinen Hut, nahm die Krämpe desselben zwischen die Zähne und schritt in möglichst gebückter Stellung mit dem hin und her baumelnden Hut dem frechen Angreifer entgegen. Kaum hatte ich zwei Schritte gethan,

so rannte er wie von einem Wespenschwarm verfolgt nach seiner Hütte, gefolgt von der schadenfrohen jugendlichen Schaar, die auf allen Vieren mit den Mützen und Hüten im Munde über den grünen Rasen ihm nacheilte. Da lag er nun im äußersten Winkel seiner Hütte an allen Gliedern zitternd und den Kopf unter das Stroh versteckt, damit er keines der Ungeheuer, die ihn so in Schrecken gejagt, mehr erblicke. Alles lachte über den Hund und selbst der Müller, den die laute Lust herbeigeführt hatte, mußte mitlachen, als er seinen Packan durch eine Mütze in einen Hasen verwandelt sah.

Die Katzen besitzen im Allgemeinen ein weniger tiefes Gemüth und weniger Verstand als der Hund und lassen sich daher auch weniger erschrecken. Mit allen meinen Kunststücken gelang es mir niemals, diesen Thieren auch nur das geringste Zeichen von Staunen abzugewinnen. Das Gefühl für das Geheimnißvolle blieb ihnen völlig fremd. Nur aus einem mir bekannten Falle scheint hervorzugehen, daß wenigstens der Löwe nicht ganz davon frei ist.

Vor einer Reihe von Jahren machte eine größere Gesellschaft im südöstlichen Afrika eine Reise. Nach einem längeren Ritt gelangte sie in ein anmuthiges Thal, in welchem die Reisenden ihre Pferde verließen, um es zu Fuße zu durchschreiten. Sie mochten vielleicht in der Mitte desselben angekommen sein, als sie plötzlich durch das furchtbare Gebrüll eines Löwen erschreckt wurden. Zu gleicher Zeit sahen sie das mächtige Thier aus dem Gestrüpp des Waldes hervorbrechen und in gewaltigen Sätzen die Richtung nach einer Dame einschlagen, die nur wenige Schritte hinter der übrigen Gesellschaft zurückgeblieben war. Alle Gewehre krachten fast zugleich, doch keine Kugel traf; das arme Weib schien verloren. Halb todt vor Angst streckt die Wehrlose dem Angreifer ihren aufgespannten Sonnenschirm entgegen, um den letzten Sprung

nicht mit ihren Augen zu sehen, der ihr den Tod bringt. Doch als der Löwe sein auserwähltes Opfer plötzlich in dieser Umwandlung erblickt, macht er vor Schrecken Kehrt und flüchtet in das Dickicht zurück, ohne die Gesellschaft wieder zu belästigen.

Unter den Hufthieren sind es namentlich manche Pferde, bei denen wir diesen Sinn für das Geheimnißvolle wieder finden, namentlich wenn sie, auf dunkler Straße sich selbst überlassen, plötzlich fremdartige Laute vernehmen oder auch einem ungewohnten Anblicke begegnen. Allein auch unter kräftiger Leitung werden sie leicht scheu, gehen durch und richten bisweilen großes Unglück an. Die Ziegen wieder verhalten sich im Allgemeinen fremdartigen Erscheinungen gegenüber ziemlich gleichgiltig. Als ich jedoch einst vor einem Ziegenbock meine Grimassen versuchte, hätte mir es bald recht übel ergehen können. Der Bursche verstand mich ganz unrecht und meinte, ich wolle ihn necken; die Geschichte schien ihm kolossalen Spaß zu machen. Sofort nahm er meine scheinbare Herausforderung an, machte einige lustige Sprünge und nahm einen gehörigen Anlauf, um das Duell zu beginnen. Natürlich hatte ich nicht Lust, den Kampf mit gleichen Waffen aufzunehmen und strich die Segel.

Je weniger sich die Thiere durch Verstand auszeichnen, desto geringer ist in ihnen das Gefühl für das Geheimnißvolle ausgeprägt. Ebenso sicher jedoch ist, daß dasselbe Gefühl auch die Ursache des Schreckens ist, den viele Thiere beim Donner zeigen. John Romanes besaß einen zwei Jahre alten Hund, der bis dahin niemals donnern gehört hatte. Als er aber den Donner zum ersten Mal vernahm, glaubte sein Besitzer, derselbe stürbe vor Furcht. Auch war der hinterlassene Eindruck so gewaltig, daß, wenn der Hund in der Folge aus einer gewissen Entfernung Artilleriefeuer vernahm, er es für Donner hielt, dabei einen

jämmerlichen Anblick darbot und sich ängstlich verkroch oder nach Hause stürzte.

Aus alledem ergibt sich, daß wir vielen Hunden sowie anderen intelligenten Thieren einen Sinn für das Geheimnißvolle nicht mehr absprechen können. Derselbe Fall trifft auch bei Kindern zu, bei denen unter ähnlichen Umständen die unbestimmte Einbildung irgend eines unheimlichen Vorganges jenes Gefühl eines unvernünftigen Schreckens erweckt, das wir hier wie dort als den Sinn für das Geheimnißvolle bezeichnen dürfen. Und fragen wir uns nach der Ursache, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Menschen veranlaßt, sich dem Fetischismus, der Verehrung lebloser Körper hinzugeben, in Sonne und Mond, im Donner und Blitz der Gewitter, im Rauschen mächtiger Baumriesen Wesen höherer Art zu erblicken, die sie durch Opfer und allerhand Geschenke für sich günstig zu stimmen suchen, so finden wir dieselbe nur in jenem geheimnißvollen Gefühl, das auch in den höheren Thieren so stark entwickelt ist.

Unsere Reichslande.

Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung Elsaß-Lothringens.

Von

Silvester Frey.

(Nachdruck verboten.)

Der Weltlauf hat meist wenig Rücksicht genommen auf die geographische Beschaffenheit der Länder, welche er zu einem staatlichen Ganzen zusammengefügt hat, und so ist auch die Gestaltung der beiden Theile, von denen die

deutschen Reichslande gebildet werden, eigentlich recht verschieden von einander. Das Elsaß, wie es zur Seite eines mächtigen Stromes, des Rheins, sich dahin zieht, erscheint ungleich günstiger und zugänglicher für die Entwickelung der Kultur, als Lothringen mit seinen Bergketten, welche stets für den Völkerverkehr ein Hinderniß sein müssen. Wenn Lothringen gleichwohl kulturell nicht zurück blieb, so war das vorwiegend den Beziehungen zu danken, welche zwischen ihm und dem Elsaß bestanden, und welche sich nicht sowohl aus der nachbarschaftlichen Lage beider Länder, als vielmehr aus ihrer langandauernden politischen Zusammengehörigkeit ergaben.

Wo sie in der Geschichte zuerst auftauchen, gehören sie bereits zusammen; sowohl die ältesten Denkmale als auch die Namen thun nämlich dar, daß beide Länder vor Beginn unserer Geschichte von Kelten bewohnt wurden, mit denen sich sehr frühzeitig germanische Stämme gemischt haben müssen. In demselben Maße, wie letztere in neuen starken Strömen diese Gegend überflutheten, mußte auch das keltische Element zurückgedrängt werden. Cäsar's Sieg über Ariovist im Jahre 58 vor Christi Geburt errichtete einen Damm wider das auch den weiter westlich gelegenen Provinzen Galliens immer gefährlicher werdende Vordringen derselben. Die tapferen, blondhaarigen Söhne des Nordens mußten sich der überlegenen Kriegskunst ihrer römischen Gegner fügen, deren Adler nunmehr in beiden Gauen herrschten.

Zwei und ein halbes Jahrhundert behielt Rom dieselben unter seiner Botmäßigkeit, die selten und nur auf ganz kurze Zeit unterbrochen wurde von den kriegerischen Aufwallungen des unruhigen Germanenblutes. Es war eine Epoche der Entwickelung auf allen Gebieten der Kultur, die, aus dem absterbenden Rom in die von einem begabten, fleißigen und empfänglichen Volksstamm be-

wohnten Landschaften getragen, hier überaus gedieh. Argentoratum, das heutige Straßburg, mit schon damals ganz germanischer Bewohnerschaft, stand den blühendsten Ortschaften Italiens in keiner Hinsicht nach. Es zeugt von dem militärischen Scharfblick der Römer, daß sie hier einen ihrer wichtigsten Waffenplätze errichteten.

Aber schon aus dem Beginn des 3. Jahrhunderts datiren die Angriffe der nicht unter die römische Herrschaft gekommenen Germanen wider das heutige Elsaß-Lothringen. Zumal zeichnen sich die Alemannen aus, eine Völkergruppe desselben großen Stammes, welchem schon der tapfere Ariovist angehört hatte. Eine Stadt nach der anderen kam unter ihre Botmäßigkeit, bis sie sogar schließlich Argentoratum eroberten. Die Wuth der Alemannen wider dieses feste Bollwerk des Römerthums war so groß, daß sie es nicht allein zerstörten, sondern geradezu von dem Erdboden vertilgten.

Ueberhaupt zeigten sie eine tiefgreifende Abneigung gegen Alles, was an Rom erinnerte, um dafür germanisches Wesen und germanische Sprache wieder fest in beiden Landschaften einzubürgern. Nicht einmal die alten Landesnamen konnten sich erhalten, ob dieselben nun aus der römischen Zeit oder der keltisch-germanischen stammten, welche dieser vorangegangen war. Mächtig, wie sie waren, verliehen die neuen Herren dem von ihnen in Besitz genommenen Lande nicht nur eine ganz neue Physiognomie, sondern auch einen echt deutschen Namen. Das ganze linksrheinische Ufer, also auch das heutige Lothringen, heißt von nun an, soweit es von den Alemannen bewohnt wird, Ali- oder Elisazon, also eigentlich „Leute, die auf fremdem, ursprünglich nicht alemannischen Boden sitzen". Latinisirt wurde im Laufe der Zeiten daraus die Bezeichnung Alisatia oder Elisatia, der mannigfachen Abweichungen nicht zu gedenken, welche dieser

Name bei dem Mangel einer festen Schrift damals erleiden mußte.

Die Alemannen hatten keinen römischen Soldaten mehr zu fürchten, denn das Weltreich war im Untergang begriffen, und wer weiß, wie weit sie ihre Herrschaft noch ausgedehnt hätten, wenn sie nicht in einem anderen germanischen Stamme auf einen überlegenen Gegner gestoßen wären. Es sind dies die Franken, welche inzwischen in Gallien (dem heutigen Frankreich) ein mächtiges Staatswesen gegründet hatten. Ihr König Chlodwig suchte sogar den Zusammenstoß mit den Alemannen, der denn auch im Jahre 496 bei Zülpich, in der Nähe des heutigen Bonn, stattfand und mit der völligen Niederlage derselben endete. Das ganze linksrheinische Gebiet, also auch das Elsaß und das spätere Lothringen, fiel den Siegern zu.

Die stramme Organisation, welchem das Frankenreich nicht zum Mindesten seine hohe Blüthe zu danken hatte, verwischte bald das germanische Wesen, aus der Verquickung der lateinischen Sprache mit der fränkischen entstand damals das mittelalterliche Romanisch, aus welchem sich alsdann das moderne Französisch entwickelt hat. Nur die alemannischen Theile des Frankenreiches widerstanden dieser Mischung; so trat die überaus merkwürdige Erscheinung zu Tage, daß das heutige Elsaß-Lothringen nach mehr als tausendjähriger sprachlicher Bedrängniß sich die deutschen Laute der Ahnen erhalten hat. Kulturgeschichtlich betrachtet nimmt sich das wie ein Wunder aus, auf welches niemals entschieden genug hingewiesen werden kann.

Die nächste wichtige Folge der Schlacht von Zülpich war die Bekehrung des fränkisch gewordenen Theiles der Alemannen zum Christenthum. Allerdings hatte dieses schon einmal in den letzten Tagen der Römerherrschaft hier Wurzeln gefaßt; wenigstens sind sichere Anzeichen

vorhanden, daß die Städte dem neuen Glauben zugethan gewesen; aber mit den Alemannen hatten dann die Germanengötter wieder ihren Einzug gehalten. Gründlich, wie die Franken in Allem verfuhren, hielten sie es auch mit der Einführung des Christenthums. Abgesehen von anderen Neuerungen, welche damit verbunden sein mußten, zeigt sich als sehr augenfällig diejenige, daß die bisher stets verbunden gewesenen Gaue nunmehr eine Trennung von einander über sich ergehen lassen mußten. Zuerst war diese freilich nur kirchlich, aber bei dem Einfluß, welchen das religiöse Leben zu jener Zeit hatte, dürfen die Folgen derselben dennoch nicht unterschätzt werden. Während der südliche Theil des heutigen Elsaßes nämlich dem Erzbisthum Besançon zugetheilt wurde, kam der nördliche zu Mainz. Basel und Straßburg, das wieder gegründet worden, waren die Bisthümer, welche das geistige Leben der neugewonnenen Unterthanen fördern sollten. Im heutigen Lothringen entstanden sogar deren drei, Metz, Toul und Verdun.

Zu dieser kirchlichen Theilung, welche die beiden Länder wenig geschickt zersplitterte, kam in den nächsten Jahrhunderten noch eine politische, indem das Frankenreich unter den schwach gewordenen Merovingern allerhand innere Umgestaltungen zu bestehen hatte. Die ersten Karolinger, voran der mächtige Mann, welcher die deutschen Stämme in ihrer Gesammtheit um den fränkischen zu vereinen wußte, hoben zwar auf vorübergehende Zeit diese Zersplitterung auf, aber Karl's des Großen Nachfolger waren insgesammt nicht von dem Geiste beseelt, welchen dieser besessen. Schon Ludwig des Frommen Söhne nahmen jene bekannte Theilung vor, wornach Karl Frankreich, Ludwig Deutschland und Lothar neben Italien und der Kaiserwürde die Länder erhielt, mit denen wir uns hier beschäftigen. Lotharii regnum, also Reich des Lothar,

nannte man diese in ihrer Gesammtheit, ein Name, welcher später nur dem Kreise um die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun verblieb und im Laufe der Zeit zu dem augenblicklichen Lothringen geworden ist.

Man darf behaupten, daß von dem Augenblick an, wo Frankreich und Deutschland als staatliche Gegensätze geschaffen wurden, auch die Kämpfe um den Besitz von Elsaß-Lothringen zwischen ihnen begannen. Denn von Italien, an welches es durch diesen künstlichsten aller Theilungsverträge geschmiedet worden, kam es schon nach Lothar's Tode ab, um nun, so lange die Karolinger herrschten, bald zu Deutschland, bald zu Frankreich geschlagen zu werden. Nicht selten ereignete es sich dabei, daß die beiden Gaue voneinander getrennt wurden, indem das Elsaß den deutschen Karolingern, Lothringen aber den französischen zugetheilt wurde. Erst das Erlöschen derselben gab Deutschland seine beiden Provinzen auf Jahrhunderte eines ruhigen Besitzes zurück, indem allerdings die kraftvollen Herrscher aus dem sächsischen Geschlecht, Heinrich der Finkler und die ersten Ottonen, wenig Neigung gezeigt hatten, französische Ansprüche anzuerkennen. Aber eine innere staatliche Verbindung zwischen den beiden Ländern fand auch jetzt nicht mehr statt. Das Elsaß sehen wir, getrennt von Lothringen, dem schwäbischen Herzogthum einverleibt werden, während Lothringen von einem reich begüterten Geschlechte des Landes selbst als Lehen regiert wurde.

Ein Zweifel, daß beide feste Bestandtheile Deutschlands seien, tritt während des ganzen Mittelalters nicht mehr zu Tage.

Besonders im Elsaß fand infolge dessen auch während dieser Zeit eine bedeutende Entfaltung deutschen Geisteslebens statt. Lothringen, obwohl zum Theil dem Eindringen französischer Einflüsse offen, bleibt immer ein politisch bedeutender Bestandtheil des heiligen römischen

Reiches deutscher Nation, seine Herzöge erfüllen getreulich ihre Vasallenpflichten, aber kulturell reicht seine Bedeutung an die des Elsaßes nicht heran; dasselbe übernimmt nunmehr auf Jahrhunderte geistig und wirthschaftlich die Führerschaft über das weiter nach Frankreich vorgeschobene Schwesterland Lothringen.

Eine Reihe von Männern, deren Namen in der deutschen Literatur niemals vergessen werden dürfen, brachte das Elsaß in dieser Epoche hervor. Der Mönch Otfried aus dem Kloster Weißenburg dichtete sein Evangelienbuch, wodurch er darthat, daß die bisher für spröde gehaltene deutsche Sprache schmiegsam genug sei, auch einen ernsten, ja sogar heiligen Stoff zu behandeln. Anderer kleinerer Sprachdenkmäler gar nicht zu gedenken, welche insgesammt aus dem Elsaß stammen und ein immerwährendes Zeugniß davon ablegen, ein wie reiches Geistesleben gerade aus dem Germanenthum hier hervorging. Dabei trieb auch das rein wirthschaftliche Leben reiche Blüthen. Es entstand ein Welthandel, dessen Stapelplätze Städte wie Mülhausen, Schlettstadt, Hagenau und vor allem Straßburg waren. Leider hing mit dem Reichthum des Landes auch wieder seine politische Zersplitterung zusammen, da nunmehr ein jeder Stand daran dachte und auch die Mittel besaß, eine gewisse Unabhängigkeit zu erwerben. Kaum noch dem Namen nach zu Schwaben gehörig, wird das Elsaß gewissermaßen vertheilt unter Klöster und Herrengeschlechter, während gleichzeitig das immer mehr erstarkende Bürgerthum sich zu freien Reichsstädten abschloß.

In diesen zumeist haben wir das Kulturleben jener Zeit zu suchen. Während ein Gottfried von Straßburg sein großes Heldengedicht „Tristan und Isolde" schuf, stieg als ein Denkmal der Architektur, wie es köstlicher und edler nie ersonnen werden kann, in eben jener Stadt das Münster empor.

Der beginnende Verfall der deutschen Macht warf auch seine Schatten auf die Verhältnisse dieses wichtigen westlichen Grenzlandes. Aber Frankreich, in seinem Innern durch Kriege zerfleischt, in ewige Händel mit England verwickelt, konnte noch nicht daran denken, im Elsaß oder auch nur in Lothringen Eroberungen zu machen. Dafür war es Burgund, der an der Grenze des Mittelalters schnell aufgeblühte Staat, welcher seine Herrschaft über beide Länder ausdehnte. Selber aufgebaut auf halb französischer, halb germanischer Grundlage, war dies Reich ganz dazu geeignet, die beiden Länder, wo sich mehr oder minder diese Gegensätze berührten, in sich aufzunehmen. Aber wir bemerken schon jetzt eine entschiedene Abneigung derselben, irgend einen Anschluß an ein Staatswesen mit Ausnahme Deutschlands einzugehen. Es kam sogar zu Empörungen, bei denen das Vaterlandsgefühl dieser beiden deutschen Provinzen sich in edelstem Lichte zeigte. Der Tod Karl's des Kühnen befreite Elsaß-Lothringen von diesem ebenso tapferen wie schlauen Gegner; als ein Theil des Erbes, welches Maria, seine Tochter, ihrem Gatten, dem ritterlichen Kaisersohn Maximilian, zubrachte, kam es wieder in sichere Beziehungen zum deutschen Mutterlande. An allem Wohl und Wehe desselben nehmen diese Länder nun Theil. Im Bauernkriege, welcher hier mit einer kaum zu schildernden Gräßlichkeit wüthete, werden hüben und drüben viele Tausende hingeschlachtet. Andere rafft der schwarze Tod hinweg.

In unzählige kleine Territorien zerfetzt, bietet Elsaß-Lothringen zu jener Zeit recht eigentlich ein Abbild des damaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation in verjüngtem Maßstabe. Wenn aber noch ein Rest von Friede unter diesen vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren war, so wurde dieser durch die Reformation zerstört. Der religiöse Kampf wüthete hier wie vielleicht

nirgend in Deutschland in so unversöhnlichen Gegensätzen, wobei, um die kirchliche Verwirrung noch zu vervollständigen, die Calvinisten und Lutheraner untereinander kaum weniger zusammengeriethen, als beide mit den treu gebliebenen Anhängern des Papstthums.

Wieder bleibt Straßburg trotz all' dieser Kämpfe, welche es umtoben und oft sogar innerhalb seiner eigenen Mauern geführt werden, der Sitz einer großen und reichen Kultur. Das beweist schon der historisch beglaubigte Ausspruch Kaiser Karl's V.: „Wenn Wien und Straßburg zu gleicher Zeit von einem Feinde bedrängt werden, das erstere von den Türken, das letztere von den Franzosen, so lasse ich Wien fahren und rette Straßburg." Die dortige Universität verbreitete Kunst und Wissenschaft weit über die Grenzen des heutigen Elsaß-Lothringens hinaus. Im Schatten des ehrwürdigen Münsters, mit welchem Meister Erwin von Steinbach der Stadt einen architektonischen Schmuck ohne Gleichen verliehen hatte, gedieh die Kunst weiter, welche hier bethätigt worden. Bis in die neueste Zeit hinein war die Bauhütte von Straßburg neben derjenigen von Köln die erste Pflanzstätte der Steinmetzkunst. Wahrscheinlich ist auch, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst hier vorbereitet wurde; wenigstens hielt sich Johann Gutenberg aus Mainz in der Hauptstadt des Elsaßes nachgewiesenermaßen Jahrzehnte hindurch auf, bevor er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte und sich dort mit Fust verband. Der berühmte Mystiker Tauler, neben Abraham a Santa Clara aus Wien zugleich der größte Volkskanzelredner der Deutschen, hielt dort seine gemüthvoll humoristischen und packenden Reden.

Charakteristisch ist, daß Straßburg die größten deutschen Humoristen jener Epoche, wenn nicht hervorgebracht, so doch als Landeskinder innerhalb seiner Mauern besessen hat. Es sind dies, als glänzendste Namen dieser

Richtung in der deutschen Literatur, Sebastian Brand, Johann Fischart und Thomas Murner. Dabei vertreten diese drei Männer, als ein echtes Abbild der religiösen und politischen Zerrissenheit, an welcher damals ihr Vaterland litt, gewissermaßen die drei Hauptströmungen innerhalb desselben. Dem protestantisch gesinnten Fischart, dessen „Gargantua und Pantagruel" eines der bedeutendsten humoristisch-satirischen Werke in deutscher Zunge sein dürfte, steht mit scharfem Gegensatz der katholische Brand gegenüber, welcher in seinem klassischen „Narrenschiff" auch Luther mit bitterer Satire geißelt. Während beide Männer aber durch und durch deutsch denken, sucht Thomas Murner, welchem wir übrigens den „Till Eulenspiegel" verdanken, schon mit übertriebener Spitzfindigkeit nachzuweisen, daß Elsaß-Lothringen eigentlich nicht zu Germania, sondern zu Gallia gehöre — ein Vorgang, welcher ihm damals zwar die allgemeinste Verachtung von Seiten seiner Heimathgenossen eintrug, aber nachher, wie wir sehen werden, nur zu schnell Beifall und Nachahmung bei denselben finden sollte.

Gleichzeitig beginnt die französische Begehrlichkeit, welche im Geheimen längst auf den Besitz der beiden blühenden Länder gerichtet war, immer entschiedener hervorzutreten. Gerade die reformatorische Bewegung mußte den äußeren Anlaß dazu bieten. Der harte Druck, welchen Kaiser Karl V. auf dieselbe ausübte, machte einen großen Theil der der neuen Lehre zugewandten Bevölkerung dem Deutschthum abgeneigt. Man hörte auf die hochtönenden Phrasen, mit welchen König Heinrich II. von Frankreich die „ehrliebende deutsche Nation" zu födern suchte. So kam das verhängnißvolle Bündniß zwischen diesem und den protestantischen Reichsständen zu Stande, wonach Frankreich für die Hilfe, welche es gegen den Kaiser leisten würde, die freien Städte Metz, Toul und Verdun besetzen solle. Man weiß, wie dieser Monarch sein Wort einlöste: statt

die Hilfe zu gewähren, überfiel er die Städte ohne Weiteres und schlug sie zu seinem Reiche.

In rascher Aufeinanderfolge vollzieht sich nun das Verhängniß, der vollständige Uebergang dieser beiden deutschen Provinzen an Frankreich, wie das bei dem Fortschreiten des religiösen Zwistes und dem Verfall Deutschlands unvermeidlich war. Nach den Leiden des dreißigjährigen Krieges, im Elsaß mit größter Heftigkeit zwischen Kaiserlichen und Franzosen geführt, wurde in dem darauf folgenden Frieden derjenige Theil dieser Provinz, welcher habsburgisches Hauseigenthum war, nebst der Landvogtei über die zehn freien Reichsstädte abgetreten. Damit war auch das Geschick des Elsaßes in den Hauptzügen besiegelt. Denn aus der Landvogtei wurde bald die Oberhoheit, und schon 1681 mußte Straßburg, diese Perle unter den deutschen Städten, nach langer verzweifelter Gegenwehr dieselbe anerkennen. Das Herzogthum Lothringen, der Rest des Landes dieses Namens, fiel dann 1735 endgiltig an Frankreich, als sich dasselbe bereit erklärte, der pragmatischen Sanktion beizustimmen, wonach Maria Theresia, die Tochter Kaiser Karl VI., zur Erbfolge in den Reichen desselben berechtigt sein sollte. Der Gemahl derselben, Herzog Franz, wurde durch Toskana entschädigt. Der noch unter Reichshoheit verbleibende Rest von Elsaß-Lothringen, ein winziger Theil des ersteren, wurde dann durch die Revolution Frankreich einverleibt.

So war mit dem Jahre 1793 das Geschick von Elsaß-Lothringen besiegelt worden, auf das die Franzosen seit 1552, wo Heinrich II. den ersten Raubzug unternommen, geheim und offen einen Angriff nach dem andern in Scene gesetzt hatten. Mit Metz, Toul und Verdun hatte man angefangen, mit Mülhausen das Werk vollendet. Die nächste Aufmerksamkeit der neuen Herren war nun darauf gerichtet, auch die Sprache, die letzte Erinnerung an die

ehemalige Zusammengehörigkeit mit Deutschland, durch das Französische zu ersetzen. Wir wissen, daß dies nur zu einem kleinen Theil gelungen ist. Nur die Bevölkerung Lothringens, welche um die ehemaligen freien Reichsstädte Toul und Verdun wohnt, gewöhnte sich an die Sprache der Eroberer. Auf diese verzichtete denn auch Deutschland bei der Wiedervereinigung mit diesen beiden so lange abhanden gekommenen Provinzen.

Es ist nicht zu erwarten, daß das so lange unter französischer Herrschaft gestandene Elsaß-Lothringen mit einem Schlage deutsches Denken und Fühlen, das man ein Jahrhundert lang planmäßig in der Bevölkerung auszurotten gesucht hat, plötzlich wiederlernen werde. Die erloschene Erinnerung an die ursprüngliche Stammesgemeinschaft muß in vielen Bevölkerungsschichten erst wieder geweckt und herangezogen werden, aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß einem einigen und starken Deutschland diese Aufgabe gelingen und Elsaß-Lothringen in wenigen Generationen wieder wie einst ein Stolz des deutschen Reiches sein wird.

Humoristische Streifzüge.

Von

Richard March.

I.

Der Erfindungsgeist im täglichen Leben.

Dem Erfindungsgeist, dem die Menschheit so großartige, an's Wunderbare grenzende Vortheile verdankt und von der sie noch viel des Ungeahnten zu erwarten hat, ist in gewissem Grade jedem Menschen angeboren und äußert

sich, zumal im täglichen Leben, fortwährend durch Schaffung von Auskunftsmitteln aller Art, sowie von seltsamen Handwerken und Gewerben. Im letzteren Falle nennt man das Ergebniß seiner Thätigkeit einen guten Einfall, und wie viel ein solcher dem Bedrängten oft werth ist, weiß nur der, welcher sich einmal in einer Lage befand, in der Sein oder Nichtsein von dem guten Einfall einer Minute abhing.

Jedermann kommt zuweilen in die Lage, seinen Erfindungsgeist brauchen zu müssen. Selbst Kaiser und Könige sind davon nicht befreit, und auch an Ludwig XIV. trat die Nothwendigkeit heran, den Erfindungsgeist zu Hilfe zu rufen, als es sich darum handelte, die unter seiner Regierung aufgekommene Sitte des Wagenlenkens durch Damen abzustellen, weil die Ungeschicklichkeit der schönen Kutscherinnen zahlreiche Unglücksfälle im Gefolge hatte. Allerdings hätte er den Damen das Kutschiren einfach verbieten können, allein dies würde, so meinte er, dem Nimbus der Galanterie, dessen er sich in Damenkreisen erfreute, geschadet haben, und so warf er denn im Ministerrathe die Frage auf, wie auf andere Weise an's Ziel zu gelangen wäre. Die erfahrensten Diplomaten schüttelten die Köpfe, sie wußten kein Auskunftsmittel und waren daher sehr erstaunt, als sich ein junger Ministerialsekretär erbot, dem Unfug in der vom Könige gewünschten zarten Weise zu steuern, vorausgesetzt, daß ihm gestattet werde, nur einige Minuten lang in die Funktionen des Pariser Polizeipräfekten einzugreifen.

Der König erlaubte dies, und der Sekretär entwarf nun folgende, am anderen Morgen im Amtsblatte zu veröffentlichende Bekanntmachung: „Zur Verhütung von Unfällen bitte ich die Familienhäupter, in Zukunft die Lenkung von Gefährten nur solchen Damen — Töchtern oder Gemahlinnen — gestatten zu wollen, welche das

dreißigste Lebensjahr erreicht oder überschritten haben. — Im Auftrage des Königs: der Polizeipräfekt." Der Erfolg dieser Bitte war ein vollständiger. Schon vom nächsten Tage an sah man aus leicht begreiflichen Gründen nur noch Herren die Wagen lenken. Ludwig XIV. war höchst erfreut über den guten Einfall des Sekretärs, und dieser wurde von da an „geheimer Rathgeber des Königs in allen nicht politischen Dingen", ein Würdenträger also, der eines nicht geringen Aufwandes von Erfindungsgeist dringend bedurfte.

Ueberhaupt konnten die Schranzen des französischen Hofes ohne eine gehörige Dosis von Erfindungsgeist gar nicht bestehen und wetteiferten hierin miteinander besonders dann, wenn es galt, den Herrscher zu unterhalten. Der König langweilt sich! Diese Kunde war für zahllose Höflinge das Signal, ihren Geist behufs Erfindung neuer, womöglich aufregender Vergnügungen anzustrengen. Sie haben dies auch allezeit zuwege gebracht, aber man frage nur nicht wie. Genug daran, daß ihr Erfindungsgeist und ihre „guten" Einfälle das französische Königthum entwürdigt und dazu beigetragen haben, das Volk zur Revolution von 1789 zu drängen. Andererseits jedoch haben drei französische Regierungen ihren Bestand nur durch Erfindungsgeist gerettet. Die erste war das Direktorium, das von 1795 bis 1799 währte; die zweite das Bürgerkönigthum (1830—1848), und die dritte die noch gegenwärtig bestehende Republik. Alle drei griffen, ihre Pariser sehr wohl kennend, in Tagen, wo der Umsturz drohte, zu höchst einfachen, aber wirkungsvollen Auskunftsmitteln. Das Direktorium verschrieb sich behufs Schaustellung einen Tiger von solcher Pracht und Größe, wie er bisher in Europa noch nicht gesehen worden war; Louis Philippe engagirte den Tenor Mario, Herr Thiers hingegen einen berühmten Cirkusdirektor zu dem Zwecke,

um die unzufriedenen Pariser auf andere Gedanken zu bringen. In allen drei Fällen war der Erfolg vollständig.

Doch um von der hohen Politik wieder auf den Erfindungsgeist im täglichen Leben zurückzukommen, so ist der Beweis hiervon nicht übel, welchen eine zur Zeit Napoleon's III. in Paris sehr bekannte Dame italienischer Abstammung geliefert hat. Mit einem Staatsmanne, dessen Name nichts zur Sache thut, in glücklicher Ehe vermählt, that sie Alles, was sie ihrem Gemahl an den Augen ablesen konnte, allein zum Besuche ihrer Schwiegermutter war sie aus Gründen, die nicht hierher gehören, durchaus nicht zu bewegen. Als sie nun ihr Gatte eines Tages zu einer Spazierfahrt einlud und ihr während derselben, auf dem Pont neuf, in dessen Nähe die Schwiegermutter wohnle, mittheilte, der Kutscher habe Befehl, dahin zu fahren, und es könne nun keine Weigerung mehr nützen, die verhaßte Frau zu besuchen, da brach die Dame keineswegs in Klagen über Verrath und Hinterlist aus, wohl aber entledigte sie sich blitzschnell ihrer Schuhe, warf dieselben aus dem Wagenfenster in die Seine hinab und fragte lächelnd ihren Mann, ob er wohl glaube, daß man einen Antrittsbesuch barfuß machen könne. Er mußte verneinen, und die Dame hatte, Dank ihrem guten Einfalle, ebenso gewonnenes Spiel, wie jener italienische Tonkünstler, der, als er es trotz seines virtuosen Geigenspieles in London weder zu einem künstlerischen noch materiellen Erfolge bringen konnte, alle mit Körpergebrechen behafteten Straßenmusikanten, Blinde, Taube, Lahme u. s. w. zusammensuchte, aus ihnen die „musikalische Akademie der Unglücklichen" bildete und an deren Spitze vor die Oeffentlichkeit trat. Der Erfolg schon des ersten Konzertes, bei dem unter Anderem zwei Blinde ein Violinduett aufführten und vier mit gewaltigen Kröpfen behaftete Männer



Quartette mit Instrumentalbegleitung sangen, war ein so kolossaler, daß der Virtuose um seine Zukunft nicht mehr besorgt zu sein brauchte.

Ueberhaupt erfreuen sich Künstler als Erfinder von Auskunftsmitteln eines ebenso großen als wohlverdienten Rufes, und der Direktor einer reisenden Schauspielergesellschaft, der, bei einem Stande von sechs Mitgliedern, doch alle, selbst das zahlreichste Personal erfordernden Stücke in der Weise aufführte, daß er die minder wichtigen Rollen strich, die wichtigen aber durch Briefe ersetzte, deren Inhalt dem Publikum durch die auf der Bühne befindlichen Personen vorgelesen wurde, hat sich nicht nur gut aus der Klemme gezogen, sondern sogar Schule gemacht, denn dies Verfahren ist bei allen „Schmieren" in ähnlicher Lage fortan nachgemacht worden.

Nicht weniger kühn war auch der als Verfasser des Textes zur Zauberflöte bekannte Theaterdirektor Emanuel Schikaneder. Denn als das Stück „Agnes Bernauerin" die gehoffte Zugkraft nur wegen des für die Titelheldin unglücklichen Ausganges nicht ausübte, ließ er einfach bekannt machen: „Von heute an wird die schuldlose Agnes gerettet, und ihr Feind, der Vicedom, in's Wasser gestürzt." Und wirklich versöhnte sich im letzten Momente Herzog Ernst von Bayern mit der „Hexe" Agnes, drückte sie als Tochter an sein hochklopfendes Herz und ließ den Vicedom, als „frevlen Urheber all' des Zwiespalts und giftigen Verleumder", in die Donau werfen. Das Publikum war hiermit höchst zufrieden und Agnes Bernauerin mit glücklichem Ausgange wurde weit über hundertmal gegeben.

Wie schon gesagt, sind Künstler groß als Auskunftsmittelerfinder und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß ein französischer Komödiant, alt und in seiner Sphäre erwerbsunfähig geworden, durch Beobachtung



der obwaltenden Verhältnisse auf den Einfall kam, den in einem gewissen Pariser Stadtviertel wohnenden Arbeitern, welche durch ihren Beruf gezwungen waren, ihre Wohnungen sehr früh zu verlassen, als „Wecker“ zu dienen. Dies wurde sehr praktisch gefunden, und lange Jahre hindurch ging der lebendige Wecker mit der Liste seiner Kunden in der Hand seinem selbst erfundenen, heute zahlreiche Vertreter zählenden Berufe nach. Derselbe hat ihn, da er nur einen Sous für die Nacht und Person erhielt, keineswegs zum reichen Manne gemacht, allein trotzdem war seine Erfindung ein Kapital, von dessen Zinsen er ebenso anständig leben konnte, wie jener Neapolitaner, welcher das Gewerbe eines „Bettlervertreibers“ ersann und auf dem Wege von Neapel zum Vesuv zuerst allein, dann aber mit mehreren Genossen in der Weise ausübte, daß er die Reisenden, natürlich nicht umsonst, von dem den Wagen nachlaufenden Bettlervolke befreite.

Indem wir das hiermit berührte Kapitel der seltsamen Handwerke und Gewerbe, welche das Sprichwort: „Noth macht erfinderisch“ trefflich illustriren, weiter verfolgen, stoßen wir zunächst auf die neuestens in's Leben gerufene „Koch- und Backversicherungsanstalt“, eine Einrichtung, die namentlich für junge Ehefrauen des Vortheils nicht entbehrt. Wie leicht werden Gerichte versalzen, verbrannt, oder sonst wie verdorben, und wie angenehm ist es, sich gegen den hieraus entstehenden Schaden mit einem geringen Betrage versichern zu können. Leider aber ist diese Anstalt nicht in Deutschland, sondern in Amerika, in New-York, gegründet worden. Dort blüht schon seit längerer Zeit auch das Institut der „Messengerboys“, ein Unternehmen, welches alleinstehenden Damen die in vielen Fällen so nothwendige Herrenbegleitung auf Bestellung, gegen 25 Cents für den Mann und die Stunde „liefert“; ferner das von einer Unbekannten erfundene Gewerbe der



„Verschönerungsräthinnen", junger, im Rufe eleganter Geschmacksrichtung stehender Damen, deren einzige Aufgabe es ist, die Schönheit der Töchter vornehmer Familien durch Entfaltung guten Geschmackes in deren Bekleidung, in der Wahl der Haartracht, der Seifen, Parfüms und Schminken zu verbessern.

In England ist man ebenfalls auf der Höhe der Civilisation und an seltsamen Gewerben fehlt es nicht. Denn es blüht z. B. in Liverpool das Handwerk der „Abschiedwinker", d. h. solcher Männer und Frauen, welche gegen mäßiges Entgelt gewonnen werden können, den nach Amerika oder sonst wohin segelnden theuren Gattinnen, Anverwandten, Freunden und Bekannten an Stelle der zu solchen Gefühlsäußerungen verpflichteten zurückbleibenden Personen vom Ufer aus so lange mit dem Taschentuch zu winken, als eben die Rücksicht erfordert.

In Frankreich ist der Erfindungsgeist namentlich auf dem Gebiete des Vergnügens und der weltbeherrschenden Mode thätig, weshalb es gewiß Niemanden in Erstaunen versetzen wird, zu hören, daß in Paris eine Gilde der „Krawattenbinder" blüht. Begründet wurde dieses Gewerbe vor einigen Jahrzehnten von Jaques Germain, dem Gehilfen eines Friseurs der vornehmen Welt, der dadurch, daß er die Krawatten sowohl den Gesetzen der Mode als auch der äußeren Erscheinung seiner Kunden anzupassen verstand, kurzweg Geschmack im Krawattenknüpfen besaß, und jährlich 5000 bis 7000 Franken verdiente. Auch die Cigarrenstummelsammler, in Berlin „Stummelstipper" genannt, deren es in Paris etwa 1500 geben soll, gehören zu den originellen Gewerbetreibenden, insoferne als sie nicht für den eigenen Gebrauch, sondern des Erwerbes wegen sammeln. Dabei sind sie mit einem Spazierstocke ausgerüstet, an dessen Ende eine dünne eiserne Spitze angebracht ist, mit der sie die vor den Cafés, Theatern u. s. w.

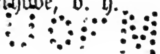


weggeworfenen Glimmstengel spießen und in eigens hierzu bestimmten Büchsen bergen. Zu Hause wird sodann das Material entsprechend verarbeitet, d. h. gefärbt, getrocknet und mittelst eigener Maschinen geschnitten und in aller Heimlichkeit als „Schmuggeltabak" zum Preise von 6 bis 8 Franken das Kilo an stets vorhandene Kauflustige abgegeben.

Ueberhaupt feiert der niedere Erfindungsgeist in der Verwerthung von Abfällen seine größten Triumphe. In Wien und Berlin z. B. wird selbst das schon einmal zur Verpackung von Waaren verwendete und in die Gosse geworfene Papier gesammelt und an Fabriken verkauft, die es auf's Neue verwenden. Genau so wird mit altem, auf den Kehrichthaufen liegendem Schuhwerk und zerbrochenen Gläsern verfahren.

Auch an Gassensängern und Musikanten fehlt es den beiden letztgenannten Weltstädten nicht, allein ein Institut, in welchem Jedermann in zehn Stunden zu den eben erwähnten „Berufen" herangebildet, d. h. der neuesten Gassenhauer kundig werden kann, gibt es doch nur in Paris. Ein gewisser Père Silvain hat es in's Leben gerufen. Er steht an dessen Spitze und befindet sich dabei so wohl, daß er vorläufig nicht einmal mit dem dortigen Arzte Dr. Roussel tauschen möchte, dessen Geist die „Parfumeinspritzung" ersann, ein Verfahren, mittelst dessen Jedermanns Athem und Schweiß für die Dauer von zwei bis drei Tagen beliebig duftend gemacht werden kann.

Ein origineller Gewerbsmann ist dieser ärztliche Parfumeur, ebenso originell wie jener Wiener „dunkle Ehrenmann", der, nachdem er auf dem Ocean des Lebens wiederholt und selbst als Bettelbriefschreiber Schiffbruch erlitten, sich als „Einkassirer alter Schulden" etablirte. Dieser gute und zeitgemäße Einfall fand bei zahlreichen verzweifelten Gläubigern Anklang, allein die Methode, d. h.



die Geschäftspraxis, wonach der gute Mann bei den ersten Besuchen, die er den vergeßlichen Schuldnern abstattete, eine Kappe mit der Aufschrift „Kassier", bei den folgenden jedoch eine solche mit seiner „vollen Firma", Einkassirer alter Schulden, trug, verhalf ihm zu so vielen Hinauswürfen, daß er das Gewerbe aus Rücksichten der körperlichen Sicherheit bald wieder aufgab.

Seither sind außer einer Anstalt für Verfassung von Gelegenheitsgedichten, also einer wirklichen Vers- und Reimschmiede in Wien, und eines nach den neuesten Mustervorlagen arbeitenden „Tättowirateliers" neue seltsame Handwerke und Gewerbe nicht bekannt, jedoch zweifellos geschaffen worden. Denn der Erfindungsgeist des Menschen ist rastlos thätig. Er macht das Schwierige leicht, er verhilft namentlich den Hochstaplern und Gaunern, deren Auskunftsmittel wir indeß hier, als in die Kategorie der Ränke und Kniffe gehörig, nicht berühren wollen, zu den größten Triumphen, er vereinfacht das Verwickelte, macht das Unmögliche möglich.

Daß man z. B. mit sechs dem Kabel anvertrauten Worten einen ganzen Brief depeschiren könne, hat ein in Amerika lebender Deutscher erst jüngst dargethan. Er telegraphirte nämlich an einen Freund in Gotha: „Dritter Brief Johannes, 13 bis 15. Vers." Der Freund aber holte sich seine Bibel, schlug nach und las daraus die betreffenden Verse, welche lauten: „Ich hatte viel zu schreiben, aber ich wollte nicht mit Feder und Tinte zu Dir schreiben. Ich hoffe aber, Dich bald zu sehen, so wollen wir mündlich miteinander reden. Friede sei mit Dir! Es grüßen Dich die Freunde. Grüße die Freunde mit Namen!" — Damit war Alles gesagt, was er momentan auf dem Herzen gehabt hatte, und — Dank diesem guten Einfalle — eine nicht unbeträchtliche Summe für andere Zwecke gespart.



Dies ist freilich im Grunde nur ein kleiner Vortheil, welchen der Erfindungsgeist einem Menschen gebracht hat, Vielen aber hat er das Leben gerettet. Unter diesen ist ein französischer Soldat besonders interessant. Er war in einem der Kämpfe, welche die Franzosen mit Achmed, dem letzten Bey von Konstantine (Algier) auszufechten hatten, in dessen Gewalt gerathen und übte als Sklave das Schusterhandwerk zu so allgemeiner Zufriedenheit aus, daß er hoffen durfte, recht bald freigelassen zu werden. Wie bestürzt war er nun, als der Bey eines Tages an ihn herantrat und ihm die Eröffnung machte, daß er ihn ausersehen habe, die Mauern und Gallerien seines Palastes mit Malereien zu schmücken. Der Unglückliche, der wohl Stiefel und Pantoffeln, nicht aber Bilder zu machen verstand, versicherte tausendmal, daß er solch' hoher Ehre nicht würdig sei und übrigens gar nicht malen könne — es half ihm aber nichts. „Du lügst, Ungläubiger!" fuhr ihn Achmed an. „Alle Franzosen können malen, ich habe es gehört. An's Werk also! Ich gebe Dir die Freiheit, wenn Du Deine Sache gut machst, im anderen Falle aber lasse ich Dir den Kopf vor die Füße legen." Dies wirkte. Der Schuster nahm sofort Farbentopf und Pinsel zur Hand und schmückte den Palast mit zahlreichen, keine Spur von künstlerischem oder technischem Verständniß aufweisenden Freskomalereien, welche jedoch das Wohlgefallen Achmed's in solchem Grade erregten, daß er den Schuster reich beschenkt in seine Heimath ziehen ließ. Die Fresken aber, die der brave Mann in Todesangst geschaffen, sind noch heute zu sehen und wohl der sprechendste Beweis dafür, daß vornehmlich die Noth den Erfindungsgeist anpeitscht, ein Hilfsmittel zur Stelle zu schaffen.

Solche Hilfsmittel aber, und nichts weiter sind alle die guten Einfälle und nichtigen Erfindungen, die jeder Tag zu Tausenden hervorbringt. Nur der aber besitzt Er-

findungsgeist im wahren und höheren Sinne, der etwas erdenkt oder ersinnt, was nicht nur ihm, sondern der ganzen Menschheit zum Nutzen gereicht.

Pferdediebstahl und Pferdehandel.

Eine Mahnung zur Vorsicht.

Von

Max Kleppert.

Alle Völker, auch die civilisirtesten, haben einst die niedere Stufe des Nomaden- oder Halbnomadenthums durchgemacht, d. h. sie lebten hauptsächlich vom Ertrage ihrer Viehheerden, und bei ihren Kriegs- und Raubzügen handelte es sich in erster Linie um Erbeutung von Vieh. Unter den Viehheerden der Nomaden befinden sich aber stets auch Pferde, und so gehört der Pferdediebstahl mit zu den ältesten Vergehen gegen das Eigenthum, welche die Geschichte kennt. Lohnend war es früher jedenfalls, weil in den Zeiten, in denen es kein anderes Fortbewegungsmittel gab, das Pferd sehr hoch im Preise stand, und so sehen wir Jahrtausende hindurch den Pferdediebstahl blühen und bis heute noch bestehen, wenn er auch viel von seiner Bedeutung verloren hat. Wo aber große Pferdezucht betrieben wird, wo das Pferd noch heute eine wichtige Rolle spielt, da treibt der Pferdediebstahl ganz besondere Blüthen, und strenge Gesetze kommen dagegen zur Anwendung.

Bei den tatarischen Völkerschaften Asiens, deren ganzer Lebensunterhalt auf den Pferden beruht, und die gezwungen sind, ihre Pferde im Freien weiden zu lassen, wird der

Pferdedieb mit Abschneiden der Nase und Ohren bestraft, zum Mindesten schlitzt man ihm die Nase auf, wenn man nicht vorzieht, ihn zu tödten.

Die Indianer Nordamerika's wurden von dem Augenblicke der Einführung des Pferdes an eifrige Pferdediebe, und unter den ersten europäischen Ansiedlern befanden sich ebenfalls schon Individuen, welche sich auf verbrecherische Weise in Besitz von Pferden zu setzen suchten. Je wichtiger aber die Pferde für den Ansiedler und Jäger im Norden und Süden Amerika's waren, desto strenger waren die Strafen, die auf dem Pferdediebstahl standen, und noch heute wird in Nord- und Südamerika der Pferdediebstahl zumeist mit dem Tode bestraft. Die Lynchgerichte, welche im fernen Westen noch immer blühen, haben sich vor Allem mit Pferdedieben zu beschäftigen, und unerbittlich muß jeder ergriffene Pferdedieb hängen, denn der Schaden, den er dem Bestohlenen zufügt, ist ein unermeßlicher, weil ein Ansiedler oder Farmer, der seiner Pferde beraubt wird, gewissermaßen von der Verbindung mit der anderen Welt abgeschnitten ist.

Aber auch in den geordneten Verhältnissen Europa's finden wir beständig Pferdediebe, wenn auch seit der Verbesserung der Polizeiverhältnisse in Deutschland der Pferdediebstahl bedeutend abgenommen hat. Nur in Ungarn, wo die Pferdezucht außerordentlich groß ist, wo eine ganze Nation mit einer gewissen Leidenschaft am Pferdesport und an schönen Pferden hängt, blüht der Pferdediebstahl noch immer in größerem Umfange. So wurde im Anfang des Jahres 1889 im Somogyer Komitat eine Bande von Pferdedieben entdeckt, zu welcher sechs Bezirksnotare, zwei Lehrer und zehn Gemeinderichter gehörten. Um diesem Unwesen entgegenzutreten, und den Dieben den Verkauf der gestohlenen Pferde zu erschweren, hatte man Ursprungspässe für die Pferde eingeführt, welche jeder

Besitzer, der ein Pferd verkaufen wollte, vorzeigen mußte. Die Bezirksnotare, Lehrer und Gemeinderichter nun gaben sich dazu her, Pferdepässe auszustellen und sich so zu Mitschuldigen der Pferdediebe zu machen, und viele Tausende von Pässen sollen gefälscht worden sein, bevor man den Verbrechern auf die Spur kam.

Aber auch in Deutschland hört man zuweilen noch von Fällen von Pferdediebstahl, insbesondere auf dem Lande, wo die Ställe schlecht verwahrt sind, und die Bewachung viel zu wünschen übrig läßt. In den großen Städten werden dagegen Pferde und Wagen manchmal gestohlen, wenn der Besitzer sie einen Augenblick unbeaufsichtigt auf der Straße stehen läßt, und merkwürdigerweise gelingt es den Dieben nur zu leicht, oft schon wenige Meilen weiter Wagen und Pferde zu verkaufen.

Das gefährliche Handwerk des Stehlens von Pferden aus Ställen kann natürlich nur von ganz gewandten Dieben, gewissermaßen von Künstlern ihres Faches ausgeübt werden, und in der That haben unter den deutschen Gaunern die „Sussimlatchener", wie die Gaunersprache die Pferdediebe nennt, stets eine besondere Sippe gebildet und sich meist aus dem Stande der Pferdehändler, der Zigeuner und Abdecker rekrutirt.

Die Zigeuner waren sogar dereinst so schlimme Pferdediebe und Betrüger, daß Kaiser Joseph II., der sonst so tolerante Herrscher, im Jahre 1782 für die österreichisch-ungarische Monarchie eine Verordnung erließ, welche lautete: „Kein Zigeuner, die Goldwäscher ausgenommen, soll Pferde halten; aber auch diesen ist der Pferdehandel untersagt."

Die Kniffe, welche von den Pferdedieben angewendet werden, sind im Laufe der Jahrhunderte fast dieselben geblieben. Sie verstehen es, durch Zusammenhalten der Nüstern und andere Kunststücke die Pferde am Wiehern

zu verhindern, während sie aus dem Stall geführt werden. Sie verstehen es, um die Verfolgung zu erschweren, den Pferden die Hufeisen abzunehmen und verkehrt aufzusetzen, so daß die Spur nach entgegengesetzter Richtung deutet. Geschickte Pferdediebe wissen auch den gestohlenen Pferden Schuhe oder Stiefel anzuziehen, so daß man nicht die Spur von Pferden, sondern die von Menschen zu sehen glaubt, vor Allem aber wissen sie meisterhaft den Pferden rasch ein anderes Aussehen zu geben, um sie leichter verkaufen zu können.

Sie stutzen ihnen Mähne und Schweif, färben die Pferde durch künstliche Mittel und beseitigen auffällige Zeichen, wie Blässen und weiße Flecken an der Stirn und den Füßen. Sie nehmen den Pferden Zähne heraus, um sie älter erscheinen zu lassen, und umgekehrt befeilen sie alten Pferden die Zähne, um sie jünger aussehen zu lassen. Mit allen diesen Kniffen aber nähern sie sich bereits dem Gebiete und dem Wirken der Pferdehändler.

Der Pferdehändler führt auch den Namen „Roßkamm" oder „Roßtäuscher", und der letztere Ausdruck bezeichnet wohl, daß man ihm in seinem Gewerbe allerlei Unehrlichkeiten zutraut, und gewiß ist dieser Ausdruck „Roßtäuscher" nur aus der Uebertragung Roßtauscher entstanden, also einem Manne, der Pferde vertauscht in der Absicht, dabei zu täuschen. Auch in der Zigeunersprache heißt der Pferdehändler parapaskero von me parawawa, ich tausche.

Der Pferdehandel ist bis heute etwas Gefährliches geblieben. Zahlreiche Sprichwörter beziehen sich auf ihn und darauf, daß man beim Pferdehandel leicht betrogen werden könne, und im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß beim Pferdehandel selbst der Bruder den Bruder nicht schone.

Die Gesetzgebung hat festgesetzt, welche Fehler z. B. eine Rückgängigmachung des Kaufes bedingen, selbst wenn

der Käufer des Pferdes diese Fehler nicht entdeckt hat. Das sonderbarste Gesetz aber existirt wohl bis heute in dem deutschen Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, wo man wegen Betruges beim Pferdehandel nicht klagbar werden kann. Das Gesetz, vom 26. Februar 1579 stammend (also mehr als dreihundert Jahre alt), besagt nämlich, daß der Käufer beim Pferdehandel sich gehörig vorzusehen habe, damit er nicht hinter's Licht geführt werde. Wird er betrogen, so sei das seine eigene Sache, und es sei ihm nicht gestattet, bei den fürstlichen Aemtern Klage zu führen.

Die Kniffe, welche es beim Pferdehandel noch heute gibt, um zu täuschen oder doch, um Vortheile für den Verkäufer herbeizuführen, sind fast zahllos, und der Pferdehandel ist eine eigene „Wissenschaft", welche leider viel weniger Leute verstehen, als man glauben sollte, wenn man hört, wie fast jeder Mensch, der einigermaßen mit Pferden umzugehen versteht, sich auch für einen Pferdekenner hält. Einem sehr interessanten Werke, Geheimnisse des Pferdehandels, von Abr. Mortier, genannt Mortchen, sind zum Theil die folgenden Kunstgriffe entnommen, welche in jenem interessanten Buche ein Pferdehändler beschreibt, der länger als siebenzig Jahre sein Geschäft betrieben und dabei Gelegenheit gehabt hat, alle Pfiffe und Schliche kennen zu lernen. Dabei sollen hier nicht etwa jene groben Betrügereien erwähnt werden, welche darin bestehen, daß die Händler, genau wie die Pferdediebe, die Pferde färben, die Altersmarken an den Zähnen künstlich herstellen, den Pferden falsche Gestütszeichen aufbrennen und sie beim Vorführen „pfeffern", welcher Kunstgriff bekanntlich darin besteht, daß den vorgeführten Thieren, um sie lebendig und muthig erscheinen zu lassen, eine Portion Pfeffer in den Mastdarm gesteckt wird. Ebensowenig soll hier auf die Bestechungen eingegangen werden,

die beim Pferdehandel üblich sind, und bei denen Makler, Stallleute, Kutscher, Reitknechte, oft auch Roßärzte eine Rolle spielen. Es sollen vielmehr nur jene mit großer Klugheit berechneten, gesetzlich nicht verbotenen Hilfsmittel angeführt werden, welche jeder Pferdehändler anwendet, um seine Thiere mit Vortheil loszuschlagen. Wer sich näher für den Pferdehandel und seine Geheimmittel interessirt, findet außerdem belehrendes Material in dem bereits erwähnten Buche.

Der tüchtige Pferdehändler gibt schon etwas auf einen guten Stall, weil sich in einem solchen ein Pferd natürlich besser ausnimmt, als in einem schmutzigen oder finsteren. Er sorgt dafür, daß dieser Stall auch genügend Licht hat, ja manche Pferdehändler lassen sogar zu viel Licht in den Stall, damit der eintretende Käufer etwas geblendet wird und so leichter Fehler an den Pferden, die er kaufen will, übersieht.

Es wird ferner darauf gehalten, daß die Wände in dem Stalle hellweiß sind, weil sich jedes Pferd besser ausnimmt, wenn es sich von einem hellen Hintergrunde abhebt. Dann wird dafür gesorgt, daß die Pferde möglichst bunte, saubere Decken und ebenso bunte Satteldecken tragen, weil auch diese Sachen dazu beitragen, das gute Aussehen eines Pferdes zu erhöhen.

Die größte Hauptsache aber ist die Reinlichkeit bei den Thieren. Der Leser wird selbst schon oft, wenn er mit Pferden zu thun hatte, die Erfahrung gemacht haben, daß ein Pferd, welches im Putzen vernachlässigt war, schon nach wenigen Tagen tüchtigen Putzens und Striegelns ein ganz anderes Aussehen bekommt und sich viel vortheilhafter ausnimmt. Daher werden die Thiere in den Ställen der Pferdehändler mehrmals täglich geputzt. Ebenso wird der Pflege der Mähnen und Schweife große Aufmerksamkeit geschenkt. Diese werden gekämmt, oft auch geflochten,

und dabei wohl auch bunte Bänder zur Anwendung gebracht, damit das Pferd noch vortheilhafter aussieht. Die Hufe werden sehr sorgsam gepflegt und blank gewichst, schon deshalb, weil man es dann nicht so genau sieht, wenn etwaige Risse in den Hufen künstlich verklebt sind.

Ein wichtiger Grundsatz bei allen Pferdehändlern ist auch der, die Pferde so zu stellen, daß sie vorn höher stehen als hinten, weil dadurch sich das Pferd im Ganzen besser präsentirt. Die Pferde erscheinen dadurch länger, gerader in Rücken und Kreuz, die ganze Gestalt wird runder, beleibter, und eine Menge Fehler an den Beinen werden weniger ersichtlich. Es wird auch dafür gesorgt, daß der Gang hinter den Pferden, von dem aus die Pferde besichtigt werden, tiefer liegt als die Pferde selbst, weil auch so das Gesammtaussehen des Pferdes ein bedeutend besseres und das Auge in höherem Maße bestechendes ist, als wenn der Zuschauer höher als die Pferde steht.

Das Füttern wird in den Ställen der Händler nach ganz bestimmten, wohlberechneten Grundsätzen durchgeführt. Die Pferde erhalten nur kleine Portionen, dafür aber öfter täglich zu fressen. Sie gewöhnen sich infolgedessen daran, beständig zu knabbern und zu kauen, und wenn ein Käufer einen solchen Stall betritt, so hat er den Eindruck, lauter muthige, gesunde Pferde vor sich zu haben, weil sie so lustig und so gut bei Appetit sind.

Ferner wird, um die Pferde recht munter erscheinen zu lassen, noch ein besonderer Kniff angewendet. Jedesmal, bevor den Pferden etwas gegeben wird, macht der betreffende Stallmann an der Futterkiste durch Klopfen oder Rasseln mit einer Kette oder dergleichen darauf aufmerksam. Die Pferde gewöhnen sich sehr rasch an dieses Signal und zeigen sich sehr munter, wenn sie dieses Geräusch hören. Natürlich wird dieses Geräusch sofort unauffällig gemacht, sobald ein Käufer den Stall betritt,

der sich dann nicht wenig freut, wie lebhaft und muthig alle die Thiere in den verschiedenen „Ständen" sich zeigen.

Gerade mit der Fütterung wird aber auch mancher schwere Unfug von Pferdehändlern verübt. Der unschuldigste ist gewiß der, den Thieren Kochsalz in das Futter zu streuen. Viele Händler aber verwenden Antimon, noch andere gar Arsenik, weil letzteres bekanntlich, in kleinen Gaben verabreicht, ein rasches Beleibtwerden der Pferde bewirkt. Natürlich fallen Thiere, welche auf diese Weise künstlich aufgefüttert worden sind, sofort ab, wenn sie den Herrn wechseln und nicht mehr das Gift bekommen.

Jeder größere Pferdehändler hat neben seinem Stall auch einen Platz, auf dem die zu verkaufenden Pferde vorgeführt werden, den sogenannten Musterungsplatz. Auch hier sorgt er dafür, daß der Platz außer weichem Boden stets eine abschließende weiße Mauer hat, gegen welche das Pferd gestellt wird, damit es sich um so besser macht. Feuchtigkeit und Regen ist dem Pferdehändler beim Mustern sehr angenehm, und ein schmutziger Marktplatz, auf welchem die Pferde vorgeführt werden, sorgt meist dafür, daß viele Fehler, welche die Thiere an den Beinen haben, übersehen werden.

Auch auf dem Musterungsplatz, ebenso auf dem Markt, sucht der Verkäufer mit aller List das Pferd so zu stellen, daß es vorn höher steht als hinten, und daß außerdem der Käufer womöglich das Pferd meist von hinten sieht, weil es sich so am besten präsentirt. Durch Schläge auf besonders empfindliche Stellen, durch Drücken in der Nierengegend, durch besonders geschicktes Reiten bringt er es außerdem fertig, Pferde mit allerlei Schwächen und Fehlern als tadellose Thiere erscheinen zu lassen, und selbst Leute, die sich für gewiegte Pferdekenner halten, werden dadurch betrogen.

Selbst in dem Nebeneinandergehen und in der Neben-

einanderaufstellung von Pferden weiß der geschickte Händler seinen Vortheil wahrzunehmen. Ein gutes Pferd wirft gewissermaßen seinen Abglanz auch auf ein minder gutes, und ein gut eingefahrenes Gespann wird oft verkauft, trotzdem das eine Pferd sehr minderwerthig ist; der humoristische Ausdruck der Pferdehändler beim Verkauf eines solchen Gespannes lautet: „Einen Pastor zusammen mit einem Kantor verkaufen.“

Die Hauptsache beim Pferdeverkauf aber bleibt immer ein großer Aufwand von Redekunst, und mit großer Sachkenntniß äußert sich der Verfasser des oben erwähnten Buches über die Redekünste der Roßtäuscher unter Anderem wie folgt: „Daß außer allen bereits angeführten Künsten noch die Unterhaltung des Händlers dem Käufer gegenüber die Krone aufsetzen muß, ist ebenfalls bekannt, und der Pferdehändler darf auf dem Musterplatze, wie man zu sagen pflegt, das Maul nicht in die Tasche stecken. Es kommt hier nicht blos darauf an, alles wirklich Schöne und Gute an den vorgezeigten Pferden dem Käufer bemerklich zu machen, sondern auch die allenfallsigen Mängel, wenn sie von dem Käufer gerügt werden, wenigstens als etwas Unbedeutendes, wenn irgend möglich, als Vortheile für das Thier, sowohl was seine Gestalt, als auch was seinen Gebrauch betrifft, darzustellen. Auf den gewöhnlichen Pferdemärkten findet man in dieser Hinsicht Redevirtuosen, denen Jeder gern aus dem Wege geht, weil ihre Versicherungen meist in's Uebertriebene gehen, und dabei die unausstehlichsten Flüche und Verwünschungen gegen sich und die Pferde, im Fall der Käufer das Entgegengesetzte des Gesagten findet, ausgestoßen werden. Es ist dies für den Handel eine der unangenehmsten Seiten, denn hierdurch ist es gekommen, daß man im gesellschaftlichen Leben, wenn gänzlich ungereimte und falsche Angaben gemacht werden, sagt: „Der sagt Alles auf Roß-

kammparole!" Daß ein ordentlicher Pferdehändler sich solcher gröblichen, oft handgreiflichen unrichtigen Angaben und gemeinen Versicherungsarten enthält, ist ebenso bekannt, als das Gegentheil, und hat er nur halbwegs gute Pferde vorzuzeigen, so bedarf es auch der unsinnigen Versicherungen nicht. Leider kann er sie oft nicht ganz entbehren und muß sie dann und wann anwenden, denn sie werden ihm von dem Käufer selbst förmlich abgepreßt, und wenn er sich wortkarg zeigen und es versäumen würde, die Fehler seiner Pferde zu beschönigen und den Käufer über die entdeckten Mängel zu beruhigen, so würde er keine großen Geschäfte machen. „Zureden hilft!" sagt man, und es ist dies allerdings wahr.

Es ist dabei nicht zu leugnen, daß der Pferdehändler eine gute Portion Geduld haben muß, denn es wird an keiner Waare so viel und von so Vielen und so oft mit dem entschiedensten Unrechte getadelt, als an Pferden, so daß es mitunter kaum zu begreifen ist, wie es Jemand mit anhören kann, ohne unwillig und barsch zu werden. Und doch muß ein Pferdehändler nur zu oft seinen inneren Aerger und Verdruß hinunterschlucken und vor allen Dingen im höchsten Grade bescheiden und artig gegen jeden auftretenden Käufer bleiben, nie sich erzürnt oder auffahrend über irgend etwas zeigen, wenn man etwa die vorgezeigte Waare im Preise zu hoch findet, oder sonst in einer Weise daran tadelt, weil ihm das cholerische Temperament nicht nur in seinem guten Rufe bei seinen Kunden schaden, sondern auch den augenblicklichen Vortheil des geistigen Uebergewichts über den Käufer rauben würde; denn er verliert dann sein Hauptziel aus dem Auge, seine Waare gut und vortheilhaft an den Mann zu bringen, was er bei Ruhe und Besonnenheit weit leichter und sicherer zu erreichen im Stande ist." —

Selbst der gewiegteste Pferdekenner und Pferdehändler

ist nicht sicher davor, sich zu täuschen, durch irgend einen neuen Kniff betrogen zu werden; selbst der erfahrenste Pferdehändler findet noch Gelegenheit, manchmal im späten Alter, für theures Geld sich eine neue Erfahrung und gewissermaßen neuen Witz zu erkaufen, und der Pferdehandel gehört unstreitig zu den schwierigsten Geschäften, die es gibt. Daß es für den Händler von Beruf nutzbringend ist, wenn er nur sein Geschäft versteht, ist ganz selbstverständlich, dagegen hat der Pferdehandel schon manchen Dilettanten ruinirt, welcher glaubte, ein tüchtiger Pferdekenner zu sein und beständig Unglück mit den von ihm gekauften oder eingetauschten Pferden hatte, und mancher Gutsbesitzer ist sogar daran zu Grunde gegangen, weil er ein zu großer Pferdeliebhaber war, um nicht zu sagen ein Pferdenarr, der beständig Geschäfte mit Pferden machte, die alle zu seinem Nachtheile ausschlugen, obgleich er behauptete, einen bedeutenden „Pferdeverstand" zu besitzen.

Unter so bewandten Umständen ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Roßtäuscherkniffe beim Pferdehandel so lange blühen werden, bis vielleicht das Zeitalter der Elektrizität an Stelle der lebendigen Zug- und Reitthiere allgemein Maschinen aus Stahl setzen wird. Bis dahin hat es aber noch gute Wege, und so wird unser Aufsatz zur Belehrung unserer Leser noch immer rechtzeitig kommen.

Mannigfaltiges.

Ein gelehrter Verbrecher. — Im Jahre 1849 zählte Boston ungefähr 135,000 Einwohner und genoß in der nordamerikanischen Union eines gewissen Rufes auf Grund der Intelligenz seiner Einwohner und der wissenschaftlichen Anstalten, die es besaß. In Cambridge, einer Vorstadt von Boston, befindet sich die erste und vornehmste Hochschule Nordamerika's, die Harvard-Universität. Einzelne Gebäulichkeiten dieses Institutes, wie z. B. dasjenige der medicinischen Fakultät, in welchem sich die Sezirsäle, die Laboratorien und die Hörsäle für die medicinischen und die chemischen Studien befinden, und das uns in den folgenden Zeilen noch mehr beschäftigen wird, befindet sich in Boston selbst.

Ende November 1849 verbreitete sich plötzlich in der ganzen Stadt das Gerücht, daß ein bekannter Arzt verschwunden sei, und ein Verbrechen an ihm verübt worden sein müsse.

Doktor Parkman war einer der ältesten Bürger von Boston, ein allgemein beliebter Arzt, der eine außerordentlich große Praxis besessen und sich durch diese ein Vermögen erworben hatte. Er besaß zahlreiche Häuser in Boston und Cambridge, die er selbst verwaltete. Die Harvard-Universität, besonders die medicinische Fakultät, deren Gebäude in Boston stand, hatte Parkman viel zu verdanken. Als dieses Gebäude eingerichtet wurde, hatte er eine bedeutende Summe zur Anschaffung von wissenschaftlichen Geräthschaften und zum Ausbau der Hörsäle gegeben. In der Nähe dieses Gebäudes war er auch, wie das Gerücht behauptete, am 23. November Nachmittags um halb zwei Uhr zuletzt gesehen worden.

Als Parkman an jenem Abend nicht nach Hause kam, wurden seine Angehörigen zwar unruhig, indeß glaubten sie immer noch,

er habe in einem seiner Häuser drüben in Boston übernachtet, denn er selbst wohnte mit seiner Familie in Cambridge. Als er aber auch am nächsten Tage nicht wiederkehrte, wendete man sich an die Polizei. Oeffentliche Anschläge verkündeten sein Verschwinden und die Umstände, die man darüber erfahren hatte; fünfzigtausend gedruckte Zettel dieser Art wurden in allen Häusern der Stadt und der Umgegend vertheilt, die ganze Polizeimannschaft wurde aufgeboten, der Charlesfluß, an dem Boston liegt, abgefischt, auch im Hafen wurden mit dem Schleppnetz Untersuchungen angestellt — Alles ohne das geringste Ergebniß.

An den Chef der Polizei kamen allerdings in den nächsten Tagen drei Briefe, von denen zwei offenbar mit verstellter Handschrift geschrieben waren und mittheilten, daß Parkman ermordet sei. Ein dritter Brief schien von einem gebildeten Manne herzurühren und enthielt Vorschläge, wie man besser nach Parkman und seinen Mördern forschen solle; insbesondere wurde angerathen, die Böden und Keller in den Häusern Parkman's sorgfältig zu untersuchen. Es meldeten sich endlich Zeugen, von denen ein großer Theil übereinstimmend aussagte, Parkman zum letzten Male in Begleitung eines Herrn in der Nähe des medicinischen Instituts am 23. November Nachmittags zwischen ein und halb zwei Uhr gesehen zu haben. Es gab aber auch eine Anzahl von Zeugen, welche Parkman mit aller Bestimmtheit noch an demselben Nachmittage um zwei, drei, vier und noch um fünf Uhr auf der Straße erblickt haben wollten.

Der Herr, welcher mit Parkman zusammen um halb zwei Uhr beobachtet worden war, meldete sich sofort; es war der Professor Webster, eine der ersten Zierden der amerikanischen Wissenschaft, Professor der Chemie an der Harvard-Universität, welcher im medicinischen Institut zu Boston sein Laboratorium hatte, während er selbst mit seiner Familie in der Vorstadt Cambridge wohnte. Webster erfreute sich eines tadellosen Rufes, war ein allgemein geachteter Mann und alter Bekannter Parkman's.

In dem Stadttheile, in welchem das medicinische Institut lag, wurden überall Haussuchungen vorgenommen, und auch das medicinische Institut wurde in Gegenwart aller Lehrer und sämmtlicher männlichen Verwandten des ermordeten Parkman scharf

durchsucht, aber man überzeugte sich, daß unter den Leichen, die auf den Sezirtischen lagen und an denen die jungen Mediciner ihre anatomischen Studien machten, sich diejenige Parkman's nicht befand. Man durchmusterte die Laboratorien, Hörsäle, Keller und Böden, fand aber nirgends Blutspuren oder irgendwelche verdächtigen Zeichen.

Die Aufregung in Boston stieg; jetzt setzte die Familie Parkman's eine Belohnung von tausend Dollars, und bald darauf die Stadtgemeinde eine Belohnung von dreitausend Dollars auf die Auffindung einer Spur des Ermordeten aus. Alles schien vergeblich.

Sieben Tage waren seit dem Verschwinden Parkman's verstrichen, und der Mörder — denn daß es sich um ein Verbrechen handelte, war zweifellos — fing gewiß schon an zu hoffen, unentdeckt zu bleiben. Und doch hatte es das Schicksal gewollt, daß die Schlinge sich schon über dem Thäter, auf den vorläufig nicht eine Spur von Verdacht fiel, zusammenzog.

Der Hausmeister des medicinischen Instituts, Namens Littlefield, hatte unmittelbar nach dem Verschwinden Parkman's einen schweren Verdacht gefaßt, und zwar gegen seinen Vorgesetzten, den Professor John Webster.

Littlefield hatte als Hausmeister die Reinigung der Hörsäle und Laboratorien, die Instandhaltung der Gas- und Wasserleitungen zu besorgen, verkehrte viel mit Webster, der sich tagelang im medicinischen Institut aufhielt, wenn er im Laboratorium arbeitete, und war auch Mitwisser einer Sache geworden, die nur wenigen Leuten in Boston bekannt war, nämlich des Umstandes, daß Webster dem Doktor Parkman viel Geld schuldig war, daß wegen dieses Geldes Zwistigkeiten zwischen den Beiden herrschten, da Parkman den Professor außerordentlich drängte. Ferner wußte Littlefield, daß ein heftiger Streit wegen dieser Schuld im Laboratorium Webster's am Tage vor dem Morde stattgefunden und daß Doktor Parkman zwischen ein und halb zwei Uhr Nachmittags am Mordtage einen Besuch bei Webster im Laboratorium gemacht hatte. Von diesem Augenblicke an war, wie durch Zeugenaussagen feststand, Parkman nicht wieder lebend gesehen worden.

Mit Mißtrauen beobachtete Littlefield Webster und entdeckte

bei diesem allerdings ein auffälliges Benehmen. Trotzdem die Vorlesungen der Ferien wegen geschlossen waren, arbeitete Professor Webster ununterbrochen in seinem Laboratorium, insbesondere heizte er die Verbrennungsöfen in ganz erstaunlicher Weise, verbrauchte sehr viel Wasser und arbeitete stets bei verschlossenen Thüren. Ja, als Littlefield die Reinigung des Laboratoriums vornehmen wollte, fand er dieses verschlossen, und Webster erklärte ihm am nächsten Tage, er habe aus Irrthum die Schlüssel eingesteckt. Trotzdem ließ er Littlefield nur auf ganz kurze Zeit in das Laboratorium hinein und gab die Schlüssel nicht heraus.

Außerdem fiel dem schlauen und scharfsinnigen Hausmeister das scheue Benehmen Webster's auf. Er beschloß endlich, eine Mauer zu durchbrechen, welche sich im Keller befand und ein Gewölbe abschloß, zu welchem es vom Laboratorium Webster's aus einen Einsteigeschacht gab. In diesem Gewölbe lagen Bleiröhren der Wasserleitung, eiserne Röhren der Gasleitung und nur durch ein enges Loch vom Laboratorium her konnte man hineinkriechen oder ein Licht hinablassen, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Die Thür aber, die vom Laboratorium aus zu dem Besichtigungsloche führte, war verschlossen. Webster behauptete, er habe den Schlüssel verloren, Littlefield aber war überzeugt, dort irgend ein Geheimniß finden zu müssen.

Zwei Tage und eine Nacht, oftmals gestört durch die Anwesenheit Webster's, der von diesen heimlichen Arbeiten nichts hören durfte, arbeitete Littlefield an der Durchbrechung der Mauer des Kellers. Als er auf diesem Wege in das Gewölbe gelangt war, fand er dort zu seinem Entsetzen Oberschenkel und Schienbeine eines Menschen, blutige Pantoffeln, blutige Taschentücher mit dem Zeichen des Professors Webster und eine Säge, die ebenfalls aus dem Laboratorium Webster's stammte. Die Leichentheile und blutbefleckten Gegenstände konnten nur vom Laboratorium her in das Gewölbe hineingeworfen sein.

Littlefield benachrichtigte eine Anzahl anderer Professoren, diese holten die Polizei, man erbrach das Laboratorium und hielt eine genaue Durchsuchung desselben ab. In einer Theekiste fand man einen menschlichen Rumpf ohne Arme und Beine und ohne Kopf, verborgen unter Mineralien, neben diesem Rumpfe ein blutiges

Messer, das sich stets im Besitz Webster's befunden hatte. Es war kein Zweifel mehr: Webster hatte Doktor Parkman in seinem Laboratorium ermordet, ihn dann in Stücke zertheilt, in den Probiröfen des Laboratoriums die Arme, den Kopf und die Eingeweide verbrannt und wollte wahrscheinlich mit der Verbrennung von Leichentheilen fortfahren, bis der ganze Körper des Todten vollständig zerstört wäre.

Daß die Knochen, die man in den Oefen des Laboratoriums halb verbrannt vorfand, von Doktor Parkman's Schädel stammten, wurde dadurch nachgewiesen, daß man ein falsches Gebiß, ebenfalls halb zerstört, vorfand. Der Zahnarzt Parkman's konnte bezeugen, daß er dieses eigenartige Gebiß nur einmal, und zwar für Doktor Parkman angefertigt habe.

Am Abend hielt vor der Villa des Professor Webster in Cambridge ein Wagen, dem ein Polizist entstieg, welcher Webster aufforderte, doch noch einmal nach dem medicinischen Institut zu kommen, da die Polizei dort abermals eine genaue Haussuchung vornehmen wolle. Webster war sofort zum Mitfahren bereit, der Wagen brachte ihn aber nicht nach dem medicinischen Institut, sondern nach dem Gefängnisse, wo man ihn für verhaftet erklärte. Er brach zusammen und wurde von solchen Nervenzufällen befallen, daß man für sein Leben fürchtete.

Die Stadt Boston gerieth in die fürchterlichste Aufregung. Einer der ersten Lehrer der Universität, eine Leuchte der Wissenschaft, ein hochgeachteter Staatsbürger und Familienvater war wegen eines grauenhaften Mordes verhaftet worden!

Jetzt allerdings kam es heraus, daß Webster in vollständig zerrütteten Geldverhältnissen lebte. Man entdeckte, daß er Parkman große Summen schuldig war und diesem seine gesammte Hauseinrichtung und seine kostbare Mineraliensammlung verpfändet hatte; daß er aber unehrlich genug gewesen war, die Möbel zum zweiten Male einem anderen Gläubiger zu verpfänden und außerdem die Mineraliensammlung hinter dem Rücken Parkman's an einen Bekannten desselben zu verkaufen. Diese Handlungsweise hatte Parkman zu dem Entschlusse gebracht, rücksichtslos gegen Webster vorzugehen. Das Motiv, das Letzteren zu dem Morde getrieben, war also klar.

Man kann es sich wohl vorstellen, welche Aufregung die Gerichtsverhandlung verursachte, die am 19. März 1850 begann. Webster hatte nach dem ersten moralischen und physischen Zusammenbruch seine Fassung bald wieder gewonnen und versuchte, den Verdacht des Mordes an Parkman auf Littlefield zu schieben; er benahm sich äußerlich ruhig und betrat die Anklagebank, wie es schien, sehr zuversichtlich. Der Gerichtshof bestand aus dem Hauptrichter und aus drei Nebenrichtern. Der Erste fragte ihn, ob er schuldig sei, und Webster betheuerte seine Unschuld. Es folgte darauf die Auslosung der Geschworenen.

Nach amerikanischem Gebrauche erklärten Einige von ihnen, nicht als Geschworene funktioniren zu können, da sie sich über die Sache bereits ein Urtheil gebildet hätten, Andere, sie könnten an der Sitzung nicht theilnehmen, da bei dem Falle vielleicht die Todesstrafe ausgesprochen werden müsse, und sie Gegner der Todesstrafe seien. Es dauerte einige Tage, bis endlich die dreizehn Geschworenen zusammengebracht waren, und nun begann der Prozeß, welcher bis zum 1. April dauerte.

An diesem Tage fand die Schlußverhandlung statt. Nachdem der Staatsanwalt, die beiden Vertheidiger Webster's, sowie dieser selbst gesprochen, sich für nichtschuldig erklärt und betheuert hatte, er sei das Opfer einer Verkettung von sonderbaren Zufällen geworden, zogen sich gegen neun Uhr Abends die Geschworenen zurück. Das amerikanische Gesetz bestimmt, daß die Geschworenen ohne Essen und Trinken und ohne Bett eingeschlossen werden und nicht eher das Geschworenenzimmer verlassen dürfen, bis sie sich über ein einstimmiges Urtheil geeinigt haben. Schon um halb elf Uhr Nachts war die Einigung erzielt.

Kurz vor elf Uhr wurde der Angeklagte Webster wieder in den Saal gebracht; bald darauf betraten diesen die Richter und nach diesen die Geschworenen. Sobald der Gerichtshof sich niedergesetzt hatte, stand der Protokollführer auf, wendete sich an den Angeklagten und sagte:

„John Webster, stehen Sie auf und halten Sie Ihre rechte Hand in die Höhe. — Herr Obmann," wendete sich der Protokollführer zu der Geschworenenbank, „sehen Sie auf den Angeklagten; Angeklagter, sehen Sie auf den Obmann. Nun erklären Sie,

Herr Obmann, im Namen der Geschworenen dem Angeklagten Auge in Auge gegenüber, wie lautet der Wahrspruch der Geschworenen, schuldig oder nichtschuldig?"

„Schuldig!" antwortete der Obmann.

Vernichtet brach Webster zusammen. Die Sitzung wurde aufgehoben, und am nächsten Morgen von dem ersten Richter dem Schuldiggesprochenen das Urtheil verkündet.

Mit tiefbewegten Worten erinnerte der Richter daran, daß Webster ein hochgebildeter Mensch, eine Leuchte der Wissenschaft, ein Freund sogar des Richters selbst gewesen sei; und doch müsse der öffentlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen, müsse derselbe nach den Gesetzen bestraft werden. Er endete seine Rede mit den Worten:

„Und nun, da nichts weiter übrig bleibt, als die ernste Pflicht, das Urtheil zu sprechen, welches das Gesetz dem Verbrechen des Mordes bestimmt, dessen Sie überführt sind, so lautet dieses Urtheil: daß Sie, John Webster, von hinnen genommen und in enger Haft gehalten werden sollen in dem Gefängnisse dieser Grafschaft und von dort genommen zu einer solchen Zeit, welche die Exekutivbehörde dieses Freistaates durch ihren Erlaß bestimmen wird, zum Ort der Hinrichtung, und dort gehangen werden am Halse, bis Sie todt sind."

Erst fünf Monate später erfolgte die Hinrichtung Webster's. Dieser hatte ein Geständniß abgelegt und zugegeben, Parkman ermordet zu haben, weil er dem Drängen des Gläubigers nicht mehr ausweichen konnte. Auch die Briefe an die Behörde hatte Webster nach dem Morde geschrieben, um die Nachforschungen auf eine falsche Spur zu lenken. Dagegen bestritt er auf das Lebhafteste, mit Ueberlegung gehandelt zu haben; er wollte den Mord im Zorne verübt haben und nur des Todtschlags schuldig sein, wegen dessen auf Todesstrafe gegen ihn nicht hätte erkannt werden können. Vergeblich bemühte sich Webster indeß, eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu veranlassen.

Am 29. August 1850 wurde John Webster gehängt, und am Abend desselben Tages die Leiche den Angehörigen zur Beisetzung im Erbbegräbniß der Familie ausgehändigt.

Dieser Fall, welcher zu den seltenen in den Jahrbüchern der

Kriminalgeschichte gehört, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie schnell aus einem ehrenwerthen, unbescholtenen, hochgebildeten Manne durch die That einer schwachen Stunde ein Mörder werden kann, und eine wie dünne Wand oft den unbescholtenen Mann von dem Verbrecher scheidet. O. K.

Kinderspielzeug. — In einer Schilderung, welche Jakob v. Falke, der treffliche Kenner des deutschen Kulturlebens, von demselben während des Mittelalters entwirft, findet sich auch folgende Stelle: „Dort" — nämlich auf den Straßen und Plätzen der Ortschaften — „sah man die Kinder mit allerlei Spielen beschäftigt, wie sie heute noch aller Orten in Gebrauch sind. Die Kleinsten ritten ihre Steckenpferde oder hatten ihre Wägelchen, liefen mit papierenen Windmühlchen; Andere spielten mit kleinen steinernen Kugeln, liefen mit Drachen, gingen auf Stelzen, trieben Faßreifen oder Kreisel; Andere hatten sich zusammengethan, schlugen den Ball oder spielten Blindekuh oder Beilaufen, oder übten das Bockspringen oder waren bemüht, einen an einem Faden hängenden Ring auf einen befestigten Haken zu werfen."

Diese Spiele und Spielzeuge sind im Allgemeinen dieselben, deren sich noch heute unsere kleinen Leute bedienen. Viele dieser Spielzeuge aber lassen sich in eine weit frühere Kulturepoche zurückverfolgen.

Wahrscheinlich eines der ältesten ist das Steckenpferd. Plutarch berichtet, daß der Spartanerkönig Agesilaus im Spiele mit seinen Kindern auf einem Steckenpferd herumgeritten sei. Die altnordischen Gesänge des Germanenthums kennen diesen Zeitvertreib für kleine Leute ebenfalls schon.

Die größte Schaar von Steckenpferdreitern war wohl beisammen, als im Jahre 1650 zu Nürnberg der Friede von Osnabrück geschlossen wurde. In der fröhlichen Stimmung des Tages kamen, wie ein glaubwürdiger Chronist berichtet, nicht weniger als 1476 Knaben auf ihren Steckenpferden vor das Haus des kaiserlichen Generalbevollmächtigten Piccolomini geritten. Dieser, der ein großer Kinderfreund war, wußte die ihm erwiesene Ehre nicht besser zu vergelten, als indem er für einen jeden Theilnehmer an diesem kriegerischen Aufzuge eine Erinnerungsmünze prägen ließ. Sie war viereckig, von Silber und enthielt auf der einen Seite den doppelköpfigen Adler mit der Aufschrift: „Vivat Ferdinan-

dus III., Rom. Imp. vivat“, während auf der anderen: „Frieden-Gedaechtnuss in Nurnb. 1650“ nebst einem steckenpferdreitenden Knaben zu sehen war. Wie beliebt überhaupt das Steckenpferd bei der deutschen Jugend des Mittelalters war, wie unzertrennlich man sich sogar diese von dem betreffenden Spielzeug dachte, geht deutlich aus einem Holzschnitt hervor, welcher das Titelblatt eines der frühesten deutschen Kirchengesangbüchlein, erschienen im Jahre 1526 zu Erfurt, ziert. Darauf sieht man neben den vier Evangelisten auch ein Englein, das auf einem Steckenpferde reitet.

Eine ähnliche Bedeutung, wie für die Knaben das Steckenpferd, besaß für die kleinen Mädchen von jeher die Puppe, für die man früher noch den guten deutschen Namen Tocke oder Docke hatte. Erst allmählig und in demselben Maße, wie welsches Wesen über die Grenze brach und bei uns festen Fuß faßte, machte sich auch die französische Bezeichnung Puppe geltend. Wir wissen, daß sie sich bis jetzt nicht wieder verdrängen ließ; leider hat man nicht einmal die nöthigen Anstrengungen hierzu gemacht; und gleichwohl klingt Tocke, sofern man das Ohr nur erst ein wenig daran gewöhnt hat, keineswegs unfreundlicher als die fremdländische Bezeichnung.

Schon im Mittelalter trieben reiche und thörichte Leute mit kostbaren Puppen einen unsinnigen Aufwand. So soll die Ausstattung einer Tocke, welches ein vornehmes Kindlein von seinen Eltern geschenkt erhielt, auf tausend Gulden und darüber gekommen sein. Die Hülle, in welche man die Puppen kleidete, ist nun freilich im Laufe der Jahrhunderte dem Wechsel unterworfen gewesen; die Puppe selbst aber blieb unverändert in der Gunst unserer kleinen Fräulein. Das fürstliche Kind greift ebenso gern nach diesem Spielzeug, wie dasjenige des Bettlers.

Uralt ist gleichfalls als Unterhaltung für die Kleinen das Ballspiel. Im Mittelalter schon hieß es „des Sommers erstes Spiel“, und auch heute wird es vorzugsweise in kühlerer Jahreszeit vorgenommen. Gewiß mit Recht, da durch das Laufen und die Bewegung, welche nothwendiger Weise mit dem Ballspiel verbunden sind, eine Erwärmung hervorgerufen wird. Dagegen scheint man mit Zuhilfenahme des Ringes im Mittelalter ebenso artige wie zahlreiche Spiele vorgenommen zu haben, die im Laufe

der Zeiten in Vergessenheit gerathen sind. Uralt ist ferner der Kreisel, dessen schon Homer und Plato erwähnen; im deutschen Mittelalter heißt dieses Spielzeug vorzugsweise „Topf", und Wolfram von Eschenbach bemerkt ausdrücklich, daß er von den Knaben mit der Geißel oder Peitsche geschlagen wurde. Dagegen spielten die Mägdlein lieber mit „gelben kugelin, die gemachet werden von glase und ouch ûz erden." Es sind dies, wie leicht erkennbar, dieselben farbigen Thonkugeln, welche noch heute als Knabenspiel im Frühjahr aller Orten benützt werden. Die Knaben trieben heiter ihren Muthwillen, indem sie auf Stelzen liefen, und im Winter auf kleinen Schlitten fuhren. Also auch in dieser Hinsicht haben unsere kleinen Leute keine Errungenschaft gegen früher aufzuweisen. Nur alle jene physikalischen, technischen, chemischen Spielzeuge, die meist aber nicht in's Volk gedrungen sind, hat die Neuzeit hervorgebracht.

Ihre Menge ist unzählbar. Uebrigens wird gerade unter den deutschen Stämmen dem Kinderspielzeug eine größere Aufmerksamkeit zugewendet, als anderswo. Es hat sich auf diesem Gebiete eine Industrie entwickelt, welche ebenso mannigfach in ihren Zweigen, wie weit verbreitet ist. Von der alten freien Reichsstadt Nürnberg ausgegangen, wo sie schon im Mittelalter eine hohe Blüthe aufweisen konnte, hat sie in den meisten deutschen Großstädten einen günstigen Boden gefunden. Zumal für Frauen und Mädchen ist die Anfertigung von Kinderspielzeug eine angemessene Erwerbsgelegenheit. Sie ist leichter und gesünder als die Beschäftigung in den Fabriken, dann aber ist die Frau vermöge ihrer Begabung für Alles, wobei Schönheitssinn und Geschmack eine Rolle spielen, vorzugsweise dafür geeignet. So konnte es dahin kommen, daß die deutsche Spielwaarenindustrie heute jede andere aus dem Felde geschlagen hat. Es ist eine Thatsache, daß Frankreich seine Spielwaaren zum größten Theile aus Deutschland bezieht. Ebenso gehen deutsche Kinderspielzeuge nach Nord- und Südamerika, Afrika und Australien. Wir haben, abgesehen von den wirthschaftlichen Vortheilen dieser Industrie, allen Grund, dem Kinderspielzeug unsere unverringerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn die Art und Weise, wie unsere kleinen Leute ihre Muße ausfüllen, ist keineswegs unwesentlich. Im Spiele üben sich die

geistigen und körperlichen Kräfte des Kindes. Darum haben unsere großen Pädagogen, voran Pestalozzi und Fröbel, ebenso erfolgreich wie thatkräftig diesen Gesichtspunkt im Auge gehabt. Der Philosoph Leibniz, dieser überall umsichtige Geist, hält sogar die Beschäftigung des Kindes mit einem Spielzeug schon deshalb für nothwendig, weil dadurch das Denken gefördert werde. Noch entschiedener spricht sich ein englisches Sprichwort aus, welches dem Kinderspielzeug einen praktischen Werth zuerkennt, welchen der oberflächliche Beobachter in den artigen Sächelchen nimmermehr vermuthen würde. Es sagt kurzweg: „All work and no play makes Jack a dull boy," d. h.: „Nur Arbeit und kein Spiel macht den Hans dumm."

Silvester Frey.

Revanchirt. — Einst wurde am Wiener Hofburgtheater Laube's Lustspiel „Rococo" gegeben und der bekannte Humorist Saphir hatte zu dem Autor des Stückes gesagt, daß er dasselbe leider einmal gesehen habe, aber nie wieder sehen wolle, nicht um eine Million.

„Na, na, lieber Saphir, ich möchte nicht die Probe wagen!" meinte Laube.

„Das können Sie getrost thun, Doktor!" antwortete Saphir und lief davon.

Nach einigen Tagen fand die dritte Aufführung des Lustspieles „Rococo" statt. Am selben Tage erhielt der für Frauengunst und Lob sehr empfängliche Saphir durch die Post ein kleines, duftendes Brieschen von zarter Hand folgenden Inhalts:

„Hochgeschätzter Herr!

Nehmen Sie diese Zeilen von einer Ihrer größten Verehrerinnen nicht ungütig auf. Dürfte ich hoffen, daß Sie mir die Bitte erfüllen und mir ein Viertelstündchen weihen, so würde ich mich zu den glücklichsten Menschen zählen. Ich bin heute Abend mit Mama im Hofburgtheater — unsere Plätze sind Sperrsitz Nro. 50 und 51 — und ich werde mich im letzten Zwischenakt auf schickliche Weise von der Seite Mama's zu entfernen suchen und Sie im Burghof neben der Wache rechts erwarten. Ich werde beim Aufstehen das Taschentuch an die Stirn führen. Darf ich hoffen — darf ich?"

Der Inhalt des Briefes ließ auf eine junge Dame schließen, und Saphir, für kleine Abenteuer stets begeistert, fand sich pünkt-

lich im Burgtheater ein. Sein erster Blick war nach Sperrsitz Nro. 50 und 51. Wahrhaftig! Ein reizendes, junges Mädchen saß auf Sperrsitz 51. —

Endlich kam der letzte Zwischenakt des Lustspiels. Richtig, die Dame stand auf; eiligst verließ Saphir seinen Platz, eilte dem Ausgange zu und — Laube entgegen, welcher dort stand und nun sprach: „Guten Abend, lieber Saphir! Sie wieder in der dritten Aufführung meines Lustspiels? Das ist ja sehr hübsch!"

„Jawohl — ich wollte nur den Eindruck studiren," entgegnete etwas verlegen Saphir.

Laube lächelte und sagte darauf: „Sehen Sie, lieber Saphir, vor einigen Tagen äußerten Sie sich sehr abfällig über mein Stück und sagten mir, daß Sie nicht um eine Million nochmals dasselbe anhören wollten; nun haben einige anonyme Zeilen — meiner Frau Sie dazu gebracht. Gute Nacht! den letzten Akt im Burghof — vergessen Sie's nicht!"

Damit wollte Laube gehen, aber Saphir, immer sattelfest und hiebbereit, hielt ihn zurück.

„Hören Sie, Doktor," sagte er, „das war kein übler Witz, obgleich ich alter Narr in die Falle ging. Jammerschade aber ist's, daß Sie diesen Witz nicht in Ihrem Lustspiel angebracht haben, das Publikum hätte wenigstens einmal lachen können."

Herzlich lachend empfahlen sich Beide in der freundschaftlichsten Weise. —dn—

Aus dem Leben eines Vielverkannten. — Wenn irgend ein kleines Thier bei den Menschen in Mißkredit gerathen ist, aus dem es sich niemals wieder zu befreien vermochte, so ist es der Ohrwurm oder Oehrling (Forficula auricularia), nur weil sein Hinterleib in ein schwaches Zängelchen ausgeht, das man immer für ein schreckliches Mordwerkzeug angesehen hat.

Es kann nicht geleugnet werden, daß dieses gewandte, lichtscheue Insekt unseren Gärtnern und Blumenfreunden manchen Verdruß bereitet, wenn es die Blätter ihrer schönsten Nelken und Georginen, der Rosen und Petunien benagt und verunstaltet. Die Geschädigten wissen sich jedoch bald von diesem kleinen Näscher zu befreien, indem sie die hornigen Klauen von den Zehen geschlachteter Schweine oder Ziegen wie Mützchen auf die zugespitzten Blumen-

stäbe hängen und auf die Georginenpfähle kleine mit einer Moosschicht versehene Blumentöpfe aufstülpen, um den Missethätern, die sich nach diesen bequemen Schlupfwinkeln zurückgezogen haben, den ihnen zugefügten Schaden mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen.

Im Uebrigen sind die Oehrlinge ganz harmlose Wesen, die Niemand etwas zu Leide thun. Unbegreiflich ist daher das Entsetzen, das man gewahr wird, wenn dieses Thierchen einmal Jemandem am Gewand emporkriecht. „Ein Ohrwurm!“ ruft man dann mit Schrecken aus und schleudert den Gefürchteten so weit als möglich von sich.

Es ist bekannt, daß der Ohrwurm mit Vorliebe dunkle Stellen unter Baumrinde, in Mauerritzen, Astlöchern, unter auf Moos lagernden Steinen u. dergl. als Schlupfwinkel aufsucht und sich den ganzen Tag über nur wenig blicken läßt, sondern seine Ausflüge mehr auf die Nacht beschränkt. Da derselbe also mehr zu den Nachtthieren gehört, so mag es wohl einmal vorgekommen sein, daß er einem im Freien auf dem Rasen liegenden Menschen in das Ohr gekrochen ist, um sich darin zu verbergen; ihm jedoch das Trommelfell zu zerstören, lag dem armen Wicht ganz fern, da er dies gar nicht einmal vermag. Gewiß mag das Gekrabbel im Ohr höchst lästig sein; doch braucht man in diesem Falle nur einige Tropfen Oel in den Gehörgang zu träufeln, um sich sofort von dem kleinen Plagegeist zu befreien. Der freundliche Leser wird nun wohl zugeben, daß der Name unseres so mobilen Freundes durchaus nicht richtig gewählt ist; denn einmal bietet ihm das menschliche Ohr nicht gerade einen Lieblingsaufenthalt und sodann ist er gar nicht einmal ein Wurm, sondern ein Insekt, das zu den Gradflüglern gezählt wird. —

Betrachten wir den Ohrwurm näher, so kennzeichnet er sich durch den gestreckten Körper, der in eine zierliche Zange ausläuft, durch die verkürzten Flügeldecken, unter denen die in Länge und Quere fein gefalteten Hinterflügel verborgen liegen, durch den wagerecht vor dem viereckigen Halsschilde stehenden Kopf, der vor den kleinen Augen die borstenförmigen Fühler trägt, und durch vier kleine Höckerchen auf dem Rücken des letzten Hinterleibsringes. Sein Gewand ist glänzend braun; nur an den Beinen zeigt es sich gelb und am Kopfe rostroth gefärbt.

Im Spätherbst, wenn die rauhe Witterung die Ankunft des Winters anzeigt, ziehen sich die Ohrwürmer noch tiefer wie gewöhnlich in ihre Schlupfwinkel zurück, überwintern daselbst und kommen einzeln manchmal recht früh im Jahre wieder zum Vorschein. Weichen sie schon in dieser Hinsicht sehr von der Lebensweise der übrigen Insekten ab, so ist dies noch weit auffallender, wenn wir sie im Verkehr mit ihrer Brut beobachten. Es ist bekannt, daß bei den Insekten im Allgemeinen die Eltern sich wenig um ihre Jungen zu schaffen machen. Ganz instinktiv legen die meisten von ihnen ihre Eier an einem Orte ab, wo die ausschlüpfenden Larven sogleich den Tisch gedeckt finden. Dann entfernen sie sich und überlassen die jungen Fresser sich selbst, ganz nach dem alten Grundsatz: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“

Bei dem Ohrwurm kommt dies aber nicht vor. Im Frühling legt das Weibchen seine weißen, verhältnißmäßig großen und ovalen Eier truppweise an einen dunklen Ort, meist unter Steine, setzt sich auf dieselben, als wenn es sie bebrüte — gewiß etwas Seltenes in der Insektenwelt! — und verläßt sie nur, wenn es genöthigt ist, nach Nahrung auszugehen. Werden unterdessen seine Eier zerstreut, so hat es bei seiner Rückkehr nichts Eiligeres zu thun, als die vermißten aufzusuchen und eins nach dem anderen in seinen Freßzangen herbeizutragen, bis sie wieder alle beisammen sind. Nach sechs Wochen, also in der letzten Hälfte des Monat Mai oder in der ersten des Juni, kommen die kleinen Larven zum Vorschein, die anfangs fast weiß und ungemein schwächlich sind und eine so schlechte Konstitution haben, daß sie sich kaum zu bewegen vermögen. Sollten sie in diesem hilflosen Zustande für sich selbst sorgen, so müßten die meisten von ihnen umkommen; allein die Mutter verläßt sie ebenso wenig, wie vorher die Eier; sie sorgt für sie, indem sie ihnen während der ersten Tage die nöthige Nahrung zuträgt und dieselben sodann auf die geeigneten Pflanzen der Umgebung zur Weide führt. Da übrigens die Jungen sich ihrer Schwäche bewußt zu sein scheinen, so entfernen sie sich nicht weit von der Mutter, und bei der geringsten Gefahr versammeln sie sich um dieselbe, wie die Küchlein um die Gluckhenne.

Die Larven des Ohrwurmes sind mehreren Häutungen unter-

worfen; nach der ersten geht ihre weißliche Farbe in gelbbraun über und mit der vierten treten sie in den Zustand der Nymphe und bald darauf in den des vollkommenen Insekts ein. Bevor jedoch dieser Augenblick eintritt, verläßt die Mutter ihre zahlreiche Nachkommenschaft und — stirbt. Ist das nicht eine seltsame Eigenthümlichkeit der Natur, daß die Ohrwurmmutter ihre Kinder nicht im erwachsenen Zustande schauen darf, auf deren Erziehung im jugendlichen Alter sie so viel Sorgfalt verwendete? Immerhin ist es eine große Ausnahme in der Welt der Insekten, wo ja im Allgemeinen die Mutter immer schon am Ende des Sommers bald nach dem Ablegen ihrer Eier stirbt, daß der Ohrwurm in irgend einem geschützten Winkel den Winter als vollkommenes Insekt zubringt und im nächsten Frühjahr erst, nachdem er sein Geschlecht fortgepflanzt und die ersten Schritte seiner Kleinen geleitet hat, sie auf Nimmerwiedersehen verläßt.

Vorstehende kurze Andeutungen werden genügen, einen armen Wicht, der seit Jahrhunderten so sehr verkannt und gefürchtet worden ist, in ein besseres Licht zu stellen. L. Haschert.

Die Perrücke des Königs. — König Philipp V. von Spanien war im höchsten Grade abergläubisch. Es war ihm unmöglich, auch nur minutenlang in einem dunkeln Zimmer zu verweilen, denn er fürchtete, daß ihm ein Geist erscheinen und ihm ein Leid zufügen könnte. Im Jahre 1714 befiel ihn eine typhöse Krankheit, infolge deren er fast sein ganzes Haupthaar einbüßte und nun gezwungen war, eine Perrücke zu tragen. Dieser an und für sich unwesentliche Umstand wurde zu einer Staatsfrage aufgebauscht, und deshalb eine besondere Staatskonferenz anberaumt. In dieser wurden die abgeschmacktesten Vorschläge gemacht betreffs des Materials, aus welchem die königliche Perrücke herzustellen sei. Der erste Minister, Puerto Carero, schlug vor, ein Gespinnst aus den Haaren der Angorakatze und dünnen Seidenfäden zu verfertigen, „denn," bemerkte er, „da die Angorakatze ein Nachtthier ist, so würde der König, wenn er eine derartige Perrücke trüge, keine Scheu mehr vor der Dunkelheit empfinden, während die Seide alle Krankheitsstoffe von dem Träger der Perrücke fernhalte."

„Euer Vorschlag hat viel für sich," erwiederte Philipp, „und

ich wäre nicht abgeneigt, denselben zu berücksichtigen, wenn ich es nicht vorzöge, meine Perrücke aus wirklichem Menschenhaar zu tragen."

Die Staatsräthe beriethen nun hin und her, und konnten sich über die Frage nicht einigen, welches Menschen Haar würdig sei, des Königs Haupt zu schmücken, als endlich der königliche Oberstallmeister Graf Carlos Benevento folgenden Ausspruch that: „Die Haare zu der königlichen Perrücke müssen von dem Kopfe eines Edelfräuleins von unbeflecktem Rufe genommen werden; auch darf der Hauptschmuck durchaus von keinem Unbekannten angefertigt werden, denn es werde insonderheit mit den Haaren viel Zauberei getrieben, wovon die furchtbarsten Beispiele bekannt sind."

Als Philipp das Wort „Zauberei" hörte, fing er heftig an zu zittern (er hatte allerdings gegründete Ursache, dieserhalb ernste Befürchtungen zu hegen, da er sich bisher stets als blutiger Despot seinem Volke gegenüber gezeigt); indessen ging er schließlich auf seines Stallmeisters Rath ein. Es blieb nun noch die Frage, wer zu dem betreffenden Zwecke sein Haupthaar hergeben würde; doch auch diese wurde bald zur Zufriedenheit des Königs erledigt. Ein kürzlich erst in den Dienst der Königin getretenes Hoffräulein, die achtzehnjährige Bianka de Guzman y Ramon, ein ungewöhnlich schönes und tugendhaftes Mädchen, das sich durch prächtiges schwarzes Haar auszeichnete, erklärte nicht nur, dasselbe für den König opfern, sondern auch selbst die Perrücke daraus anfertigen zu wollen.

Und somit war denn endlich diese wichtige Staatsangelegenheit erledigt. Der König erhielt die Perrücke und freute sich ihrer. Ob und wie er die Verfertigerin derselben belohnte, darüber schweigt die Geschichte. Philipp pflegte, seitdem er die typhöse Krankheit gehabt hatte, an Vergeßlichkeit zu leiden, und verrieth besonders dann eine merkwürdige Gedächtnißschwäche, wenn es sich um die Belohnung ihm persönlich geleisteter Dienste handelte.

Hmn.

Einträglicher Glaube. — Friedrich der Große liebte bekanntlich rasche und bestimmte Antworten und konnte nichts weniger leiden, als wenn er auf seine Fragen keine Auskunft erhielt. Bei einer Revue fiel ihm einst ein Hauptmann seines außerordentlich jugendlichen Aussehens wegen auf.

„Wie heißt Er?“

„v. Knobelsdorff, Majestät!“

„Wie viel Protestanten hat Er bei seiner Kompagnie?“

Der Hauptmann hatte keine Ahnung, aber er antwortete sofort: „41, Euer Majestät!“

„Wie viel Katholiken?“

„29, Majestät!“

„Wie viel Reformirte?“

„20, Majestät!“

„41, 29, 20 — da bleiben ja noch einige übrig, da die Kompagnie über hundert Mann stark ist. Woran glauben denn die Uebrigen?“

„Die glauben an gar nichts!“

„Woran glaubt Er denn?“

„Ich glaube, daß, wenn Euer Majestät ein Majorspatent übrig haben, Majestät nicht anstehen würden, mir ein solches zu verleihen!“

„Hahaha! Er hat ja einen tollen Glauben!“

Damit ritt der König von dannen. Nach etwa einer Stunde ließ er den Hauptmann vor sich kommen, der mit Herzklopfen diesem Befehle nachkam; er befürchtete üble Folgen wegen seiner Dreistigkeit.

Als er vor dem Könige stand, sagte dieser: „Er hat mir heute Spaß gemacht und Sein Glaube soll nicht ganz zu Schanden werden; ein Majorspatent habe ich zwar im Augenblick nicht übrig, dagegen etwas Geld; daher will ich Ihm ein besonderes Gnadengehalt von dreihundert Thalern jährlich aussetzen, mit der Bedingung jedoch, daß Er Niemandem weiter seinen Glauben einflößt!“

—dn—

Heftige Leidenschaften und Gemüthsaufregungen sind unserer Gesundheit schädlich; das ist ein uralter Erfahrungssatz, der aber leider meist nicht genug beachtet wird. Der römische Kaiser Nerva starb in einem Anfalle von Zorn. Als Valentinian I. den gegnerischen Abgesandten ihre Undankbarkeit vorhielt, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er augenblicklich die Sprache und das Leben verlor. — Auch der König Wenzel starb infolge eines Blutschlages einige Tage nachher, als er sich über einen

Menschen geärgert hatte, der ihn nicht rechtzeitig über den Ausbruch der hussitischen Unruhen unterrichtet hatte. — Es ist ferner eine große Anzahl von Fällen bekannt, welche berichten, daß glücklich Verheirathete vor Trauer starben, als sie den Ehegenossen durch den Tod verloren hatten. Francesco Foscari, jener Doge von Venedig (1425 bis 1457), unter dem die Republik den Gipfel ihrer Macht erreichte, hatte daheim selbst mit einer mächtigen Gegenpartei zu kämpfen, die es durchsetzte, daß sein Sohn Jakob angeklagt, gefoltert und verbannt wurde. Nachdem Jakob das zweite Mal gefoltert worden war, hatte der Vater eine Unterredung mit seinem Sohne, worin er die Ueberzeugung erhielt, daß sein Kind unschuldig gelitten. Foscari, der Vater, sank hierauf in völlige Empfindungslosigkeit. — Racine, der größte französische Tragiker, der aber als Welt- und Hofmann dem Geschmacke des Hofes oft auf bedenkliche und kriecherische Weise huldigte, fiel bei Ludwig XIV. infolge einer Schrift über das Elend des mit Abgaben überladenen Volkes in Ungnade. Das aber konnte er nicht ertragen und starb kurze Zeit nachher. Auch dem in Ungnade gefallenen Marquis von Louvois ging es ähnlich. — Robert Boyle erzählt von einer Frau, die gelähmt wurde, als sie ihren Sohn ertrinken sah. — Auch der Neid ist im Stande, plötzlich zu tödten. Wie Tissot berichtet, fiel ein Züricher Magistratsherr dem glücklicheren Mitbewerber um das Bürgermeisteramt todt zu Füßen, als er sich ihm zum Glückwunsche näherte. — Auch die Sucht nach Reichthum quält ihre Opfer in grausamer Weise. Sorgen und Kummer zehren ebenfalls am Lebensmarke, dagegen fördern Fröhlichkeit, mäßige Freude, Hoffnung, Liebe und Freundschaft Gesundheit und Leben. Werden aber die angenehmen Gemüthsaffekte im Uebermaß gesteigert, so sind sie auch nicht ohne Gefahr für das Leben. Diagoras starb vor Freude, daß er seine drei Söhne als Sieger von den olympischen Spielen zurückkehren sah. Sophokles starb vor Ueberraschung, als er eine Krone erhielt, nach der er nicht gestrebt hatte. — Eine glückliche Liebe belebt die Lebenskraft und fördert die Gesundheit, eine heftige ist kaum zu unterdrücken und hat schon oft zum Tode geführt. Aber auch das sanfte Gefühl der Freundschaft kann unter Umständen für die Gesundheit nachtheilig wirken. So lebte Horaz nur noch neun

Tage nach dem Tode seines Freundes und Gönners Mäcenas, neben dem er auch im Tode auf dem Esquilinus ruhte. H. Z.

Der Schnurrbart als Andenken. — E. Schneidawind erzählt in seiner Geschichte des Feldzuges der Oesterreicher in Italien unter Radetzky (1848—1849) von diesem greisen Heerführer folgende Anekdote. Schon öfters hatten die Generale den Feldmarschall gefragt, warum er sich den Schnurrbart nicht wachsen lasse. Er antwortete: „Laßt's mich aus mit eurem Gered', ich hab' schon lang keinen Bart mehr getragen und werd' jetzt nicht erst wieder anfangen." — Als man aber bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt in den Feldherrn drang, sich doch den Bart wachsen zu lassen, rief Radetzky endlich lachend: „Jetzt paßt's nur auf, ich will euch was sagen: wenn wir die Piemontesen in der nächsten Schlacht tüchtig klopfen, so laß' ich meinen Schnurrbart wachsen!"

Der Feldmarschall löste sein Wort ein. Die siegreiche Schlacht von Novara wurde geschlagen, und wenige Tage später keimte, von Allen mit Jubel begrüßt, auf der Oberlippe des alten Herrn ein grauer Schnurrbart hervor. Dem Feldmarschall selbst war er anfangs recht unbequem, aber er sagte: „Ich glaub' halt, ihr habt eure Sach' bei Novara nur darum so gut gemacht, daß ihr mir den Schnurrbart anhängen könnt'. Da ich's euch aber versprochen, muß ich's schon halten, und ich werde ihn zum Andenken an Novara bis an mein Ende tragen." Th.

Die ersten Erzeugnisse des Buchdrucks in Deutschland. — Die sieben ersten in Mainz durch Gutenberg, Fust und Schöffer gedruckten Bücher waren, nachdem Gutenberg mit ABC-Tafeln die ersten Versuche gemacht: 1) das unter dem Namen Katholikon bekannte allgemeine Wörterbuch, wovon sich noch ein paar Exemplare in Frankreich befinden und welches von Gutenberg allein blattweise mit Holztafeln gedruckt wurde. 2) Eine lateinische Bibel, die er im Jahre 1450 mit Fust und Schöffer zusammen zu Stande brachte, und wozu schon gegossene metallene Buchstaben verwendet wurden. Dieses kostspielige Werk, das für Gutenberg den Verlust seiner Druckerei zur Folge hatte, wurde erst 1462 von Fust und Schöffer beendigt. 3) Ein schönes lateinisches Chorgesangbuch oder Psalterium, 1457 von Fust und Schöffer

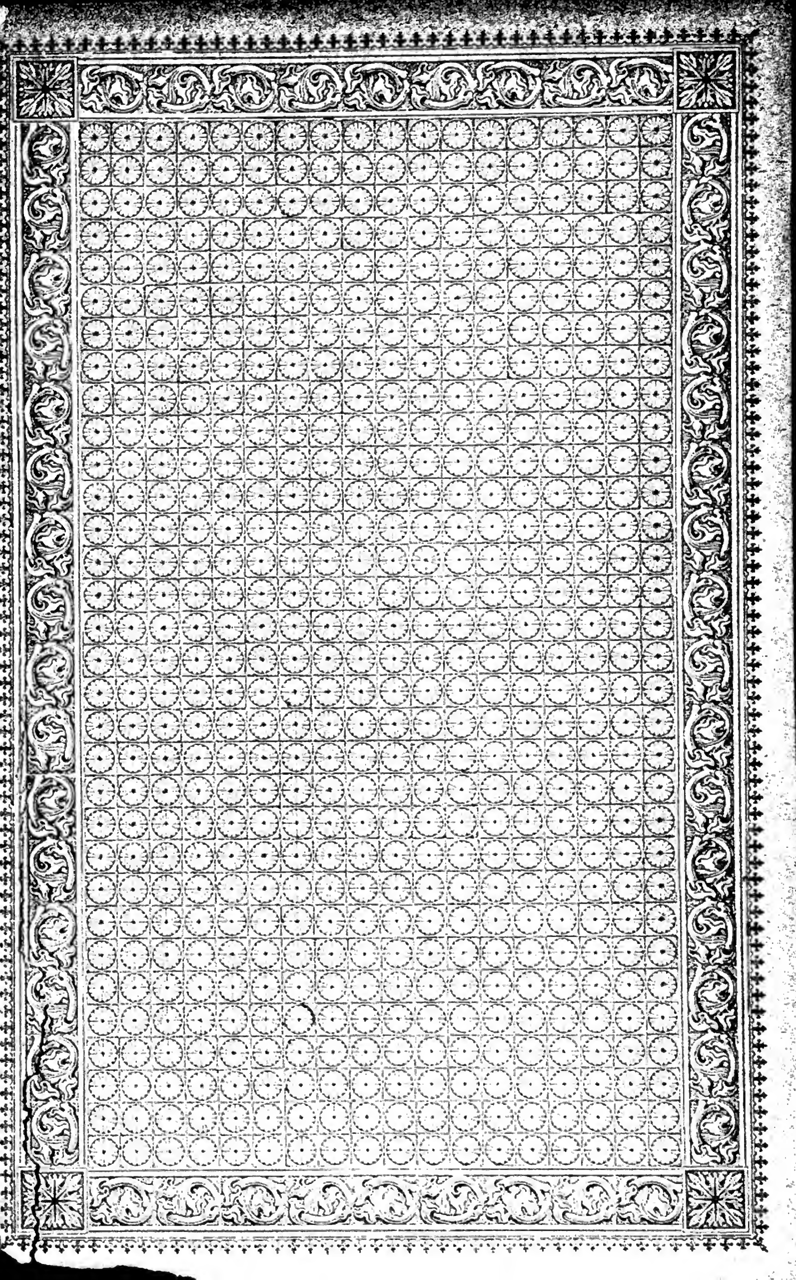
beendigt, jedoch später angefangen, als die vorerwähnte Bibel, und daher derselben nachzusetzen. Es enthielt zuerst Angabe des Druckers, des Druckortes und Druckjahres. 4) Das sogenannte Rationale divinorum officiorum von Durandi, 1459 von Fust und Schöffer vollendet. 5) Der unter dem Titel Clementinae Constitutiones bekannte Theil des kanonischen Rechts, von 1460. 6) Die zweite Ausgabe des vorerwähnten Wörterbuchs oder Katholikon, von 1460. 7) Der unter dem Namen liber sextus Decretalium bekannte Theil des kanonischen Rechts. Dr. H. B.

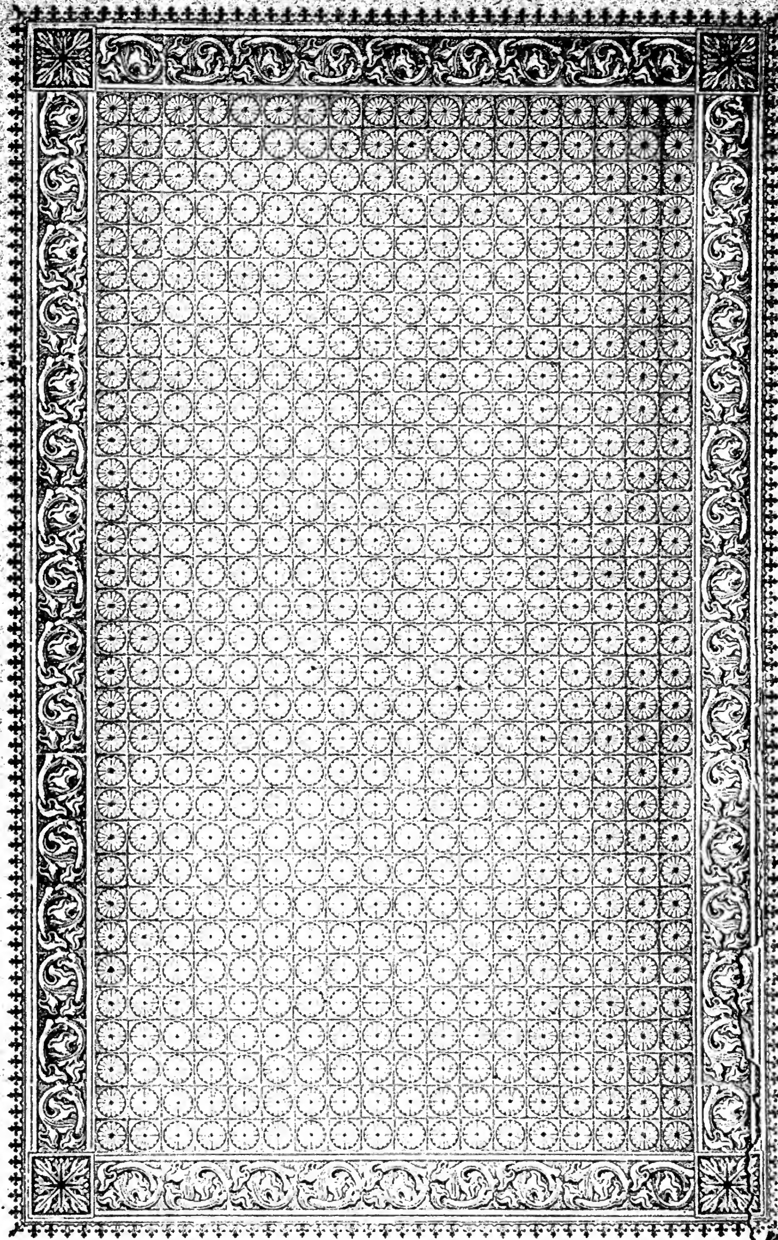
Höflicher Dieb. — Dem Pianisten Th. Döhler wurde in Berlin in den vierziger Jahren einmal die Börse gestohlen. Um sie wieder zu erlangen, erließ er in einigen Berliner Zeitungen folgende Anzeige: „Der ehrliche Herr Dieb, der so freundlich war, auf dem letzten Opernhausballe von meiner Börse und Brieftasche gefälligst Notiz zu nehmen, wird ersucht, nach Abzug der darin enthaltenen 35 Thaler, die Börse als für ihn werthlosen Gegenstand an den Wirth des Hotels de Russie per Stadtpost zurückzusenden und auf meine ewige Dankbarkeit zu rechnen." — Fünf Tage später erhielt Döhler einen Brief folgenden Inhalts: „Beiliegend erhalten Sie von einem Bewunderer Ihres Talents die bewußten 35 Thaler mit der Bitte, ihm die Börse als ein theures Andenken zu lassen. — Ein Dieb, der Ihren sämmtlichen Konzerten beigewohnt hat und jedesmal entzückt gewesen ist von Ihrem herrlichen Spiel." E. K.

Das ausdauernde Pferd. — Ein Offizier wollte nach der Schlacht bei Roßbach (5. November 1757, wo bekanntlich Friedrich der Große die Franzosen in wilde Flucht schlug) einem Pferdehändler ein Pferd abkaufen und fragte unter Anderem, ob das Pferd auch ausdauernd laufen könne.

„Aber ich bitte Sie," antwortete der Händler, „wird es nicht laufen können! Ist es doch mit bei Roßbach bei den Franzosen gewesen!" G. Sch.








UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0830

